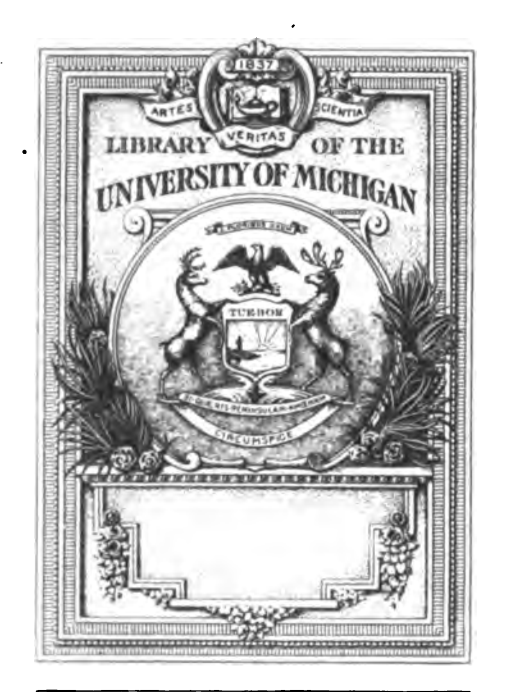
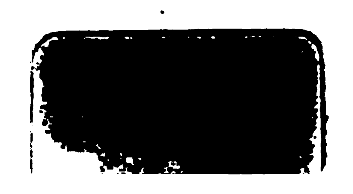


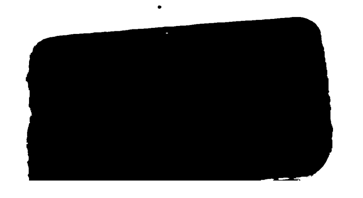


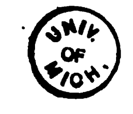



1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE




1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE




UNIV.
OF
MICH.

A



Taf. IV.

F

Der

Weltumsegler.

Oder

Reise

durch

alle fünf Theile der Erde

mit

vorzüglicher Hinsicht auf ihre Bewohner, auf die Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst ꝛc.

Zum

Selbstunterricht der Jugend

zweckmäßig abgefasst

von

D. F. Schäfer,

Gouverneur bei dem Königl. Hof-Pagen-Institut zu Potsdam.

Erster Band.

Amerika und Westindien.

Mit acht illuminirten Kupfertafeln und einer Karte.

Berlin, 1801.

Bei Oehmigke dem Jüngern.



Vorrede.

Der erwachsenen Jugend ein geographisches Werk in die Hände zu liefern, das zwischen einem Compendio und einer vollständigen Geographie, zwischen dem Zuviel, und dem Zuwenig das Mittel hielte, das Trockenheit vermiede, Unterhaltung mit Belehrung verbände, ist die Idee, von der ich ausgegangen bin. Ob ich sie nur einigermaßen erreicht habe, überlasse ich der Beurtheilung sachverständiger Männer. Gegenwärtige Schrift soll also nur Versuch einer Anleitung zur Länder- und Völkerkunde, keinesweges ein vollständiges Lehrbuch der Erdbeschreibung sein. Ich wünschte vielmehr meine Leser auf das aufmerksam zu machen, was in Verfolg ihres geographischen Fleißes ihre Aufmerksamkeit verdient. Daher lag die Aufführung aller bekannten Gegenden, Berge, Gewässer und Örter außer meinem Plane; und doch glaube ich, bei der Aushebung des Merkwürdigsten und Interessantesten, oft ge-

fehlt, und mich vielleicht bei mehrern Gegenständen und Ländern zu lange aufgehalten zu haben, z. B. bei Kalifornien und der Nordwestküste. Aber einige Gründe bestimmten mich, die darüber erhaltenen neuen Belehrungen stärker zu benutzen, als ältere; und ich darf daher wol auf Verzeihung rechnen, wenn ich etwas weitläuftiger geworden sein sollte, als der Plan es erlaubt. Um Einförmigkeit zu vermeiden, die den jungen Menschen so leicht ermüdet, schien es mir rathsam zu sein, dem Ganzen eine gewisse Abwechselung zu geben, ob ich gleich eine gewisse Ordnung beobachtet zu haben glaube. Nicht bei jedem Lande ist die mathematische Lage angegeben, weil mir genaue Charten fehlen, und ich auch befürchtete, trocken zu werden. Aber diese Angaben durften auch nicht überall wegbleiben, damit die Leser auf die Nothwendigkeit dieser mathemathischen Bestimmungen hingewiesen würden. Die Größe der Länder, der Bevölkerung und des Handels ist darum mehrentheils in runden Zahlen bestimmt, weil sie sich leichter fassen, behalten, und mit einander vergleichen lassen, und die Bevölkerung, so wie der Handel, sich doch nicht immer gleich bleiben; daher sich jene Angaben nicht weit von der Wahrheit entfernen werden.

Eine kurze Beschreibung einiger der vornehmsten natürlichen Gegenstände dieser Länder und Gewässer fand ich für nöthig, um die Leser einigermaßen mit denselben bekannt zu machen. Solche Producte aber, von denen der Europäer ebenfalls, und häufigen Gebrauch macht, verdienten eine nähere Erwehnung. Die Anzeige des Erdbebens in der Provinz Quito, vom Jahr 1795, ist aus öffentlichen Nachrichten genommen. Ich kann nicht entschei den, ob sie richtig ist, und deshalb hätte sie wegbleiben können, wenn sie mir nicht zu einer kleinen Schilderung von der Heftigkeit dieser Naturscenen, die in jenen Gegenden nicht zu den Seltenheiten gehören, Gelegenheit gegeben hätte. Da Amerika uns Europäern vornemlich des Handels wegen wichtig ist, so mußte ich auch den Zustand desselben da vorzüglich berühren, wo er am meisten getrieben wird. Die Beschreibung und Characterisirung der Einwohner ist mehrentheils umständlicher ausgefallen, als die der übrigen Materien: denn der Mensch interessirt den Menschen vor allen übrigen Dingen, und die Kenntniß von ausländischen Sitten, Gebräuchen, Denk- und Handlungs-Arten, nebst der dadurch veranlaßten Vergleichung mit den unsrigen, gefällt und belehrt.

Neues, was noch keiner vor mir gesagt hat, ist in

diesem Buche gar nicht zu erwarten, da es nur die erwachsene Jugend von dem unterrichten soll, was längst und allgemein bekannt ist. Zu meiner Arbeit habe ich größtentheils die Werke zur Hand genommen, die Herr P. Fabri in seinem Handbuche der neusten Geographie vom Jahr 1797 bei Amerika angeführt hat, und außerdem noch die Reisen Welds des jüngern, Wansey's, Hearne's, Vancouvers, und la Perouse's, von Bülows Freistaat von Nordamerika, und Timäus Nordamerikanischen Statscalender vom Jahr 1796. Sehr bedaure ich, daß ich die Reise des Larochefoucault Liancourt nicht habe erhalten können. In Rücksicht geographischer Bestimmungen habe ich Mannerts Charte von Amerika vom Jahr 1796 vor Augen gehabt. — Westindien macht aus dem Grunde den Anfang, weil dieser Theil Amerikas zuerst bekannt geworden, und es gleichgültig ist, welcher Theil zuerst unsre Aufmerksamkeit beschäftigt. Das einem geographischen Buche unentbehrliche Namenverzeichniß wird bei dem letzten Theile des ganzen Werks folgen. Ich wünsche, daß diese Schrift der Jugend den beabsichteten Nutzen stiften möge: dann würde ich die Beschreibung der übrigen Erdtheile mit Vergnügen fortsetzen.

Inhaltsanzeige des ersten Theils.

Be

Beschreibung der Kupfer
und
Nachricht für den Buchbinder.

1) Das Kupfer Tafel I. stellt einen Neger vor, der an einer Boa-Schlange hinunter gleitet, um ihr die Haut abzuziehn; im Vordergrunde erscheint eine Mulattin in ihrer gewöhnlichen Tracht. Seite 44.

2) Das Kupfer Tafel II. stellt das Innere des Sonnentempels vor, und den Kaiser von Peru, der den jungen Eheleuten aus dem kaiserlichen Geblüte den Segen ertheilt. S. 96.

3) Das Kupfer Tafel III. stellt einen Kaiman vor, wie er sich seiner Beute zu bemächtigen sucht. Oben sieht man noch ein Paar Papageien, und daneben auf dem Baume einen kleinen, in Guiana einheimischen Affen. Auf dem Baume rechter Hand sind der Miko und Kisi-Kisi, die durch ihre possierlichen Stellungen die Einwohner belustigen. Das Übrige zeigt, wie manche Indianer über einen Fluß zu setzen pflegen. S. 111.

Beschreibung der Kupfer.

und

Nachricht für den Buchbinder.

1) Das Kupfer Tafel I. stellt einen Neger vor, der an einer Boa-Schlange hinunter gleitet, um ihr die Haut abzuziehn; im Vordergrunde erscheint eine Mulattin in ihrer gewöhnlichen Tracht. Seite 44.

2) Das Kupfer Tafel II. stellt das Innere des Sonnentempels vor, und den Kaiser von Peru, der den jungen Eheleuten aus dem kaiserlichen Geblüte den Segen ertheilt. S. 96.

3) Das Kupfer Tafel III. stellt einen Kaiman vor, wie er sich seiner Beute zu bemächtigen sucht. Oben sieht man noch ein Paar Papageien, und daneben auf dem Baume einen kleinen, in Guiana einheimischen Affen. Auf dem Baume rechter Hand sind der Miko und Kisi-Kisi, die durch ihre possierlichen Stellungen die Einwohner belustigen. Das Übrige zeigt, wie manche Indianer über einen Fluß zu setzen pflegen. S. 111.

Das Verzeichniß sämmtlicher Pränumeranten, so wie auch ein Register über alle fünf Bände, sollen beim fünften Bande geliefert werden.

Tafel IV. wird dem Titel gegenüber gebunden.

Ent-

Entdeckung von Amerika.

Die Geographie ist nicht nur eine sehr nützliche, sondern auch eine sehr angenehme und unterhaltende Wissenschaft. Sie unterrichtet uns von dem Zustande der Erde, ihrer Bewohner, der Natur- und Kunstwerke. Aber sie bleibt sich, in mehr als einer Rücksicht, nicht immer gleich; vielmehr leidet sie von Zeit zu Zeit Veränderungen, je nachdem die Menschen oder die Natur solche bewirkten. Daher ist die Völker- und Länderkunde nicht zu allen Zeiten dieselbe gewesen. Bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts kannte man nur drei Erdtheile: Europa, Asien und Afrika; die beiden letztern noch sehr mangelhaft. Allein seit dem genannten Jahrhundert bemühten sich mehrere Europäische Staaten, nach dem Beispiele des Portugiesischen, etwas mehr von unsrer Erde zu entdecken, als bisher bekannt war. Ihre Bemühungen wurden mit glücklichem Erfolge gekrönt.

Seitdem traten die Europäer mit den entferntesten Nationen unter allen Himmelsstrichen bald in nähere, bald in entferntere Verbindung.

Den größten der Vortheile, die wir Europäer aus diesen Entdeckungen und Verbindungen ziehen, verdanken wir einem Genueser aus einer Schifferfamilie, dem Christoph Colon oder Columbus, der in seiner Jugend, um kein gemeiner Schiffer werden zu dürfen, Geographie, Mathematik, Astronomie und Zeichenkunst eifrig getrieben hatte. In seinem 14ten Jahre (1461) ging er zum erstenmale zur See. Das Schiff, worauf er sich befand, verunglückte; Colon wurde auf die Portugiesische Küste geworfen, und gerettet. Er ließ sich hierauf in Lissabon nieder, und nahm Dienste. Damals ermunterte und belohnte der Portugiesische Hof jeden, der Entdeckungsreisen zu unternehmen Muth genug hatte, weil man gerade damals einen neuen Weg nach Ostindien, um Süd-Africa herum, sehr eifrig aufsuchte. Und so hätte das Schicksal für den jungen Columbus, der für Seereisen leidenschaftlich eingenommen war, nicht besser sorgen können, indem es ihn nach Portugal führte. Er nahm sofort Antheil an einigen Fahrten nach der Westküste Afrika's und nach den Azorischen Inseln; allein sie gaben seinem höher strebenden Geiste immer noch nicht Nahrung genug. Er wollte etwas außerordentliches leisten. Einen Weg nach Ostindien zu finden, der kürzer, als der bisher eingeschlagene, und also weit vortheilhafter wäre, schien ihm, bei der von ihm geglaubten Rundung der Erde, nicht unmöglich, wenn er seine Fahrt immer westlich fortsetzte. Zugleich war er aus mehrern Gründen von dem Dasein eines festen Landes westwärts von den Azorischen Inseln, überzeugt; denn er hatte in jenen Gewässern mehrmals zur nämlichen Jahrszeit beständige Winde bemerkt, die, nach seiner Meinung, nur von einem jenseit des Meeres liegenden festen Lande herrühren konnten. Man hatte von Abend her Holz schwimmen gesehn, und dies konnte vermuthlich nur von einem Lande kommen.

Noch fester glaubte Columbus das Dasein eines bisher unbekannten westlichen Landes, aus gewissen Nachrichten und Seecharten eines alten bei ihm verstorbenen Seefahrers.

Nach seiner Idee waren also im Westen Entdeckungen zu machen, die sich sehr wahrscheinlich der Mühe lohnten. Ein solches Unternehmen war aber nicht von der Art, daß eine Privatperson es aus eignen Mitteln bestreiten konnte. Er suchte daher eine Regierung mit seinem Vorhaben, und mit den Vortheilen desselben, bekannt zu machen. Diese Vortheile seinem Vaterlande zunächst zuzuwenden, legte er seinen Plan zu einer westlichen Entdeckungsreise dem genuesischen Senate vor. Columbus versprach sich schon im voraus die nöthige Unterstützung. Allein er hatte sich sehr geirrt. Der Senat hielt ihn für einen Schwärmer und Projectmacher, und verwarf mit den vorgelegten Gründen den ganzen Antrag. Dies bewog ihn, sich mit seinem Entwurfe an den König von Portugal, Johann II, zu wenden. Hier schien ihn das Glück mehr zu begünstigen Der König gab seinen Vorstellungen Gehör, und trug die Prüfung derselben dreien Männern auf, welche vormals die Portugiesische Schiffahrt geleitet hatten. Diese Männer hatten aber, um nach Indien zu kommen, einen Weg vorgeschlagen, der dem Plane des Columbus gerade entgegen lief, und verwarfen ihn daher vorläufig. Indeß schickten sie doch, demselben gemäß, ein Schiff heimlich ab. Da es aber nichts entdeckte, so wurde unser Genueser ganz abgewiesen. Er ging darauf nach Spanien. Man übergab seinen Entwurf dem Beichtvater der Königinn Isabella, zur Prüfung, und dieser ertheilte folgende Antwort: es sei sehr vermessen, wenn jemand sich weiser dünke, als alle andre Menschen; gäbe es wirklich solche Länder, als Columbus wähne, so hätten sie nicht so lange unbekannt bleiben können; und damit war



der große Plan verworfen. Niemand versprach sich einen glücklichen Erfolg von einer solchen Reise.

Allein, ohne sich weder durch Widerstand, Spott, Vorurtheile und Cabalen, noch durch die fehlgeschlagene Unterhandlung seines Bruders am Englischen Hofe zurückschrecken zu lassen, verfolgte vielmehr unser für seine Idee enthusiastisch eingenommene Seemann, seine Bemühungen in Spanien, bis es ihm endlich glückte, durch Vermittelung des Juan Perez, Priors eines Klosters bei Palos, des Alonso de Quintanella, Controleurs der Finanzen in Kastilien, und des Luis de Santangel, Einnehmers der geistlichen Einkünfte in Arragonien, die Königinn Isabella der Ausführung seines Plans geneigt zu machen, vornemlich da durch die Eroberung des maurischen Königreichs Granada, ein Haupthinderniß gehoben war. Die Königinn schloß mit dem Columbus den 17ten April 1492 einen Contract, wonach sie ihn zum erblichen Admiral und Unterkönig aller Länder, Inseln und Meere, die er entdecken würde, einsetzte, und wonach er sowol, als seine Nachkommen, auf immer den zehnten Theil von dem reinen Gewinn haben sollten, den die Producte und der Handel jener Länder einbringen würden. Indeß war die Ausrüstung der Schiffe der Größe des Unternehmens nicht angemessen. Ein großes und zwei kleine Fahrzeuge, deren Ausrüstung 17000 Ducaten kostete, war alles, was der kühne Mann erhalten konnte. Endlich rückte der zur Abfahrt angesetzte Tag heran. Es war der 3te August 1492. Columbus segelte aus dem Andalusischen Hafen, Palos, mit seinen drei Schiffen, die zusammen etwa 100 Mann faßten, frohen Muthes ab.

Kaum hatte aber die Schiffsmannschaft, am zweiten Tage, die Canarischen Inseln aus dem Gesichte verloren, als auch mancher schon

die Reise für thöricht erklärte, und viele den Muth verloren. Ohne sich im geringsten irren zu lassen, machte Columbus alle nöthigen Anordnungen, blieb fast immer auf dem Verdecke, und gönnte seinem Körper wenig Ruhe. Dagegen wurden seine Gefährten immer ängstlicher, immer unzufriedner, je weiter die Reise ging; und nach drei Wochen, brach das Murren so allgemein aus, daß man den Admiral über Bord werfen und nach Spanien zurückkehren wollte. Doch des Columbus unerschütterlicher Muth, der ihn, trotz allen noch so großen Gefahren, nicht verließ, rettete ihn, und brachte die Empörer zur Ruhe und Ordnung zurück. Als aber, nach 7 Wochen, sich immer noch kein Land blicken ließ, da nahm die Unzufriedenheit überhand; da traten sogar die Offiziere auf die Seite der Gemeinen; da hörte aller Gehorsam auf, und das Leben unsers Helden schwebte in der augenscheinlichsten Gefahr. Man erlaubte sich fürchterliche Drohungen gegen ihn, und zwang ihm das Versprechen ab, in drei Tagen umzukehren, wenn er in dieser Zeit nichts entdecken würde. Columbus Plan, und damit die ganze Unternehmung, woran er so lange und so thätig gearbeitet hatte, schienen zu scheitern; und was würde aus ihm geworden sein, wenn er unverrichteter Sache nach Spanien hätte umkehren müssen? Seine Lage war schrecklich. Und doch verließ ihn seine Standhaftigkeit nicht; so gewiß war er eines glücklichen Erfolges seiner Fahrt. Und wirklich, er hatte sich nicht getäuscht. Am dritten Tage, dem letzten seiner Hofnung, — es war der 11te October — sah' man, einige Stunden vor Mitternacht, Licht, und das voransegelnde Schiff rief: Land! Welch ein Ohrenschmaus für Columbus und seine Gefährten! Kaum konnten diese die Zeit erwarten, das gesehene Land näher zu betrachten. Den folgenden Morgen stieg die ganze Mannschaft aus, nach einer Fahrt von 2 Monaten und 12

Tagen, während welcher Columbus, wegen der Kleinmüthigkeit und der Vorurtheile seiner Gefährten, den bittersten Kummer erduldet hatte.

Aber mit welchen süßen Empfindungen mag er gelandet sein! Jetzt war sein Plan nicht mehr Chimäre; nun ließ sich mehr erwarten. Die ganze Mannschaft warf sich reuig dem kühnen Manne zu Füßen, flehte um Vergebung ihrer Beleidigungen, und stimmte das Te Deum an. Es war die Insel Guanahani, die Columbus entdeckt hatte. Wir rechnen sie jetzt zu den Bahama-Inseln, folglich zu Amerika; der Entdecker gab ihr den Namen S. Salvador, vermuthlich weil die Landung auf derselben ihn aus der größten Gefahr gerettet hatte. Die Scene bei dieser ersten Erscheinung der Europäer in einem ganz unbekannten Lande muß äußerst interessant gewesen sein. Auf der einen Seite das frohe Erstaunen der Spanier beim Anblicke einer Natur, die sie in keinem bisher bekannten Lande gefunden hatten. Jeder Gegenstand, Gewächse, Thiere, Menschen, Wohnungen, kurz alles war ihnen neu; und fesselte ihre Aufmerksamkeit. Auf der andern Seite das stumme Staunen der Insulaner, die noch nie weiße Menschen, mit Bärten, mit gekräuseltem Haare, in europäischer Tracht, und mit europäischen Waffen, gesehen hatten. Sie selbst gingen nackt; ihre schwarzen Haare waren entweder in Zöpfen um den Kopf gewunden, oder hingen über die Schultern lang herab. Sie hatten keine Bärte, aber Gesicht und Leib waren mit bunten Farben bemalt. Die großen Maschinen, auf welchen die Spanier über das Meer daher geflogen kamen, und die Kanonen, die einen so fürchterlichen Knall von sich gaben, jagten den mit diesen Dingen ganz unbekannten Menschen ein solches Schrecken ein, daß sie die weißen Männer für übermenschliche Wesen, für Kinder der von ihnen angebeteten Sonne hielten, welche Donner und Blitz in ihrer

Gewalt hätten. Als solchen erzeigten sie ihnen die größte Verehrung; und so fanden die Spanier bei diesem gutmüthigen, unwissenden Volke die beste Aufnahme.

So war denn nun, mit der glücklichen Vollbringung der Entdekkung, auf welche Columbus mit bewunderungswürdigem Scharfsinn und mit festem Muthe absichtlich ausgegangen war, der Anfang zu fernern wichtigen Nachforschungen gemacht. Er glaubte, das wahre Indien, oder doch wenigstens einen Theil desselben, gefunden zu haben; daher nannte man die entdeckten Inseln, Westindien, weil man die Fahrt nach Westen genommen hatte. Ob man nun gleich den Irrthum früh genug einsah, so hat man doch jene Benennung bis jetzt beibehalten. Westindien also gehört zu demjenigen Erdtheile, den man nachher Amerika nannte; folglich ist Columbus der eigentliche Entdecker desselben, und es hätte ihm wohl die Ehre gebührt, den ganzen Erdtheil nach ihm zu benennen. Weil aber der Florentiner Amerigo Vespucci, der im Jahr 1499 mit dem Ojeda einen kleinen Theil der Küsten des festen Landes beschiffte, seine Reise zuerst beschrieb, so glaubte man, wiewol fälschlich, daß er der wahre Entdecker dieses Erdtheils sei, und nannte letztern, nach ihm, Amerika.

Doch wir wollen den Columbus noch weiter verfolgen. Er bemerkte bei den Eingebornen kleine und größere Goldbleche, die sie zur Zierde trugen. Auf sein emsiges Forschen, woher sie dies kostbare Metall bekämen, zeigten sie ihn nach Süden. Den Spaniern das Goldland zu suchen, setzte er seine Reise südlich fort, und entdeckte in kurzem, außer andern Inseln, auch Cuba und Hispaniola, die in der Landessprache Hayti hieß. Er wurde überall gut aufgenommen, tauschte gegen Kleinigkeiten, als Glaskorallen, Schellen ꝛc. Gold ein, das in den Augen

der Amerikaner bei weitem nicht den Werth hatte, den die Europäer darin setzten; ließ, unter den Befehlen des Diego de Arada, eine Colonie von 38 Mann auf Hispaniola zurück, bereitete sich zur Rückreise, und kam den 15ten März 1493 in den Hafen von Palos glücklich an. Die gemachten Entdeckungen entzückten den Spanischen Hof. Columbus wurde eingeladen, den königlichen Dank zu empfangen; das Volk drängte sich haufenweise hinzu, den seltenen Mann zu sehen; und auf Isabella's Veranstaltung hielt er einen feierlichen Einzug in Barcellona, wo sich damals das Hoflager befand. Die königlichen Personen empfingen ihn prächtig und seiner Größe würdig, und erzeigten ihm eine Ehre, die einem solchen Manne gebührte, ihn aber nicht schwindlig machte. Ganz Europa erstaunte über diese wichtige Begebenheit; und die Spanische Regierung ließ sogleich eine größere Flotte ausrüsten, den Plan des bewunderten Helden weiter zu verfolgen. Auch ließ sie sich, nach damaliger Sitte, vom Papste Alexander VI alle zu entdeckenden Länder schenken. Damit aber alle Streitigkeiten mit Portugal vermieden werden möchten, dem der Papst schon früher in ähnlichem Falle alle Länder geschenkt hatte, die gegen Osten entdeckt werden würden: so zog man in Gedanken eine Grenzlinie durch beide Pole, 100 Seemeilen westlich von den Azoren; und setzte fest, daß alles Land, was östlich von dieser Linie gefunden würde, den Portugiesen; was aber nach Westen läge, den Spaniern gehören sollte. Man bedachte nicht, daß, da die Erde rund ist, welches man freilich damals nicht allgemein glaubte, jene Grenzlinie die Streitigkeiten nicht heben könnte, die aus fortgesetzter entgegenlaufender Schiffahrt entstehen mußten. Auch haben sich die Europäer nach der päpstlichen Bestimmung in der Folge nicht gerichtet.

Columbus trat den 25sten September 1493 mit 17 Schiffen und

1500 Mann, von Cadix aus, seine zweite Entdeckungsreise an. Als er nach Hispaniola kam, fand er seine Colonie zerstört. Während seiner Abwesenheit hatten die 38 zurückgelassenen Spanier, nach Aufzehrung ihrer mitgebrachten Lebensmittel, uneingedenk der freundschaftlichen Aufnahme, den genügsamen Insulanern, die nur so viel ernteten, als zu ihrem geringen Bedarfe nöthig war, ihre Speisen weggenommen, um sich zu erhalten; daneben auch mit ungestümer Frechheit ihr Gold und ihre Weiber geraubt. Dieser Kränkungen endlich müde, brachten die Insulaner diese Räuber um, und rissen ihre Wohnungen nieder. Columbus dachte zu edel, als daß er diese abgedrungene Nothwehr hätte rächen sollen; er suchte vielmehr die Einigkeit herzustellen, und gründete eine Pflanzstadt, die er befestigte und S. Thomas nannte. Die Insulaner hatten den gänzlichen Abzug der Europäer erwartet; da sie aber das Gegentheil wahrnahmen, da sie sahen, wie diese sich von neuem festsetzten, und sogar das Land zu bestellen anfingen, wurden sie unruhig und schmiedeten gefährliche Anschläge. Kaum hatte sich Columbus von der Insel entfernt, um neue Länder zu entdecken, als auch, bei den erneuerten Bedrückungen von Seiten der Colonisten, die Rache der Eingebornen abermal ausbrach. Wüthend und verzweiflungsvoll griffen sie die Spanier an; ihre Menge ersetzte den Mangel an Europäischen Waffen: und wäre nicht Columbus zeitig genug zurückgekehrt, so hätte er seine neue Colonie wahrscheinlich nicht wiedergesehn. Er sah sich nun genöthigt, die Eingebornen förmlich zu bekriegen. Mit einem Corps von 200 Mann Infanterie und 20 Reutern, mit einigen Kanonen und 20 großen Hunden, die ebenfalls zum Angriffe gebraucht wurden, richtete er unter seinen Feinden, die nur hölzerne Waffen und keinen Begriff von künstlichen Stellungen und Bewegungen hatten, eine solche

Niederlage an, daß er vor jedem neuen Angriffe sicher sein konnte. Der Sieger nahm darauf von der ganzen Insel Besitz, und legte den Einwohnern einen schweren Tribut an Golde und Baumwolle auf, theils die Habsucht der goldgierigen Spanier zu befriedigen, theils sein Ansehn am spanischen Hofe zu erhalten, wo ihn Neid und Verleumdung zu verfolgen anfingen. Seine Feinde hatten es schon so weit gebracht, daß ein Aufseher nach Hispaniola geschickt wurde, um ihn zu beobachten. Sich zu rechtfertigen, kehrte er im Jahr 1496 nach Spanien zurück, beschämte seine Feinde, wurde abermals mit Ehre überhäuft, und zu einer dritten Fahrt befehligt, die er 1498 unternahm. Unterdeß gab die Verzweiflung den Insulanern den Entschluß ein, sich, aber auch ihre Peiniger, durch Hunger zu tödten. Sie bauten nicht mehr das Feld, verdarben die Früchte, und flüchteten in die Gebirge, wo sie der Hunger zu tausenden wegraffte. Hätten die Colonisten von Spanien aus nicht Zufuhr erhalten, es wäre ihnen eben so gegangen. Indeß konnte sich die Colonie doch nicht halten, weil man eine Menge Verbrecher dahin brachte, und Meuterei und Zügellosigkeit aufs höchste stiegen. Die dadurch veranlassten Unordnungen gab man dem Columbus schuld. Der Hof, durch falsche Nachrichten hintergangen, schickte einen Kommissair nach St. Domingo, einer von Columbus auf Hispaniola erbauten Stadt, um, falls er die Anklagen gegen diesen großen Mann gegründet fände, ihn seiner Würde zu entsetzen.

Der Kommissair, ein Feind des Columbus, ernannte sich, gleich nach seiner Ankunft, zum Admiral und Oberbefehlshaber, ließ den seiner Unschuld sich bewußten und doch so hart beschuldigten Mann ohne Untersuchung festnehmen, fesseln und nach Spanien bringen. Der Schiffskapitain wollte ihm, aus Ehrfurcht, seine Banden abnehmen, allein der

Unglückliche gab es nicht zu, mit den Worten: ich trage sie auf Befehl meiner Obern, nur auf ihren Befehl können sie mir wieder abgenommen werden. Dies geschah nun zwar sogleich bei seiner Ankunft in Spanien; allein er erhielt die verlornen Würden nicht wieder, weil der argwöhnische König Ferdinand seine Gemahlinn Isabella vermochte, wortbrüchig zu werden. Der gekränkte Columbus handelte edler.

Nachdem er, auf seiner dritten Reise, die Mündung des Orinoko und die Küsten beschifft hatte, die man in der Folge Paria und Cumana nannte, glaubte er jenseit des festen Landes eine See zu finden, die sich bis nach Ostindien erstrecken könnte; und in dieser Hoffnung entschloß er sich im Jahr 1502 zu einer vierten Reise. Er erreichte auf derselben die Küste von Honduras; segelte von hier nach Darien, um eine Durchfahrt nach jener von ihm geglaubten See, die wir jetzt das stille Meer nennen, aufzusuchen. In dieser Hoffnung sah er sich zwar getäuscht, allein er entdeckte dafür die ganze östliche Küste vom Vorgebirge Gracias a Dios bis an den Hafen Portobello. Auf seiner Rückfahrt litt er bei Jamaica Schiffbruch, und wäre, da ihn der neue Statthalter von Hispaniola ein ganzes Jahr hülflos schmachten ließ, vor Hunger umgekommen, wenn ihn die Insulaner nicht mit Lebensmitteln versehen hätten. Nach einer langen Reihe der härtesten Unglücksfälle kam er endlich nach Spanien zurück, wo er, statt verdienter Belohnungen, nur leere Vertröstungen fand. Er starb zu Valladolid den 20sten Mai 1506. Seit seiner dritten Reise hatten noch andere Seefahrer auch dergleichen unternommen: und so wurden denn in den drei letzten Jahrhunderten die übrigen Länder Amerikas nach und nach entdeckt und zum Theil erobert, die Küsten beschifft und das Innere mehrerer Landstriche bereist.

Niederlage an, daß er vor jedem neuen Angriffe sicher sein konnte. Der Sieger nahm darauf von der ganzen Insel Besitz, und legte den Einwohnern einen schweren Tribut an Golde und Baumwolle auf, theils die Habsucht der goldgierigen Spanier zu befriedigen, theils sein Ansehn am spanischen Hofe zu erhalten, wo ihn Neid und Verleumdung zu verfolgen anfingen. Seine Feinde hatten es schon so weit gebracht, daß ein Aufseher nach Hispaniola geschickt wurde, um ihn zu beobachten. Sich zu rechtfertigen, kehrte er im Jahr 1496 nach Spanien zurück, beschämte seine Feinde, wurde abermals mit Ehre überhäuft, und zu einer dritten Fahrt befehligt, die er 1498 unternahm. Unterdeß gab die Verzweiflung den Insulanern den Entschluß ein, sich, aber auch ihre Peiniger, durch Hunger zu tödten. Sie bauten nicht mehr das Feld, verdarben die Früchte, und flüchteten in die Gebirge, wo sie der Hunger zu tausenden wegraffte. Hätten die Colonisten von Spanien aus nicht Zufuhr erhalten, es wäre ihnen eben so gegangen. Indeß konnte sich die Colonie doch nicht halten, weil man eine Menge Verbrecher dahin brachte, und Meuterei und Zügellosigkeit aufs höchste stiegen. Die dadurch veranlassten Unordnungen gab man dem Columbus schuld. Der Hof, durch falsche Nachrichten hintergangen, schickte einen Kommissair nach St. Domingo, einer von Columbus auf Hispaniola erbauten Stadt, um, falls er die Anklagen gegen diesen großen Mann gegründet fände, ihn seiner Würde zu entsetzen.

Der Kommissair, ein Feind des Columbus, ernannte sich, gleich nach seiner Ankunft, zum Admiral und Oberbefehlshaber, ließ den seiner Unschuld sich bewußten und doch so hart beschuldigten Mann ohne Untersuchung festnehmen, fesseln und nach Spanien bringen. Der Schiffskapitain wollte ihm, aus Ehrfurcht, seine Banden abnehmen, allein der

Unglückliche gab es nicht zu, mit den Worten: ich trage sie auf Befehl meiner Obern, nur auf ihren Befehl können sie mir wieder abgenommen werden. Dies geschah nun zwar sogleich bei seiner Ankunft in Spanien; allein er erhielt die verlornen Würden nicht wieder, weil der argwöhnische König Ferdinand seine Gemahlinn Isabella vermochte, wortbrüchig zu werden. Der gekränkte Columbus handelte edler.

Nachdem er, auf seiner dritten Reise, die Mündung des Orinoko und die Küsten beschifft hatte, die man in der Folge Paria und Cumana nannte, glaubte er jenseit des festen Landes eine See zu finden, die sich bis nach Ostindien erstrecken könnte; und in dieser Hoffnung entschloß er sich im Jahr 1502 zu einer vierten Reise. Er erreichte auf derselben die Küste von Honduras; segelte von hier nach Darien, um eine Durchfahrt nach jener von ihm geglaubten See, die wir jetzt das stille Meer nennen, aufzusuchen. In dieser Hoffnung sah er sich zwar getäuscht, allein er entdeckte dafür die ganze östliche Küste vom Vorgebirge Gracias a Dios bis an den Hafen Portobello. Auf seiner Rückfahrt litt er bei Jamaica Schiffbruch, und wäre, da ihn der neue Statthalter von Hispaniola ein ganzes Jahr hülflos schmachten ließ, vor Hunger umgekommen, wenn ihn die Insulaner nicht mit Lebensmitteln versehen hätten. Nach einer langen Reihe der härtesten Unglücksfälle kam er endlich nach Spanien zurück, wo er, statt verdienter Belohnungen, nur leere Vertröstungen fand. Er starb zu Valladolid den 20sten Mai 1506. Seit seiner dritten Reise hatten noch andere Seefahrer auch dergleichen unternommen: und so wurden denn in den drei letzten Jahrhunderten die übrigen Länder Amerikas nach und nach entdeckt und zum Theil erobert, die Küsten beschifft und das Innere mehrerer Landstriche bereist.

Die Entdeckung von Amerika wurde erst in ihren Folgen äußerst wichtig. Denn, außerdem daß die Völker- und Länderkunde, die Naturgeschichte und andre Theile des menschlichen Wissens gewannen, erhielt auch der Geist der Erwerbsamkeit und Thätigkeit einen ganz neuen Schwung. Die Europäer lernten, mit einem neuen Erdtheile, neue Producte und neue Lebensbedürfnisse kennen. Diese Bekanntschaft hatte auf die Landwirthschaft, die Manufacturen, Fabriken und den Handel den unverkennbarsten Einfluß. Der letztere besonders bekam eine ganz andere Gestalt. Amerikanisches Gold und Silber vermehrte das baare Geld in Europa, und außer andern dadurch bewirkten guten und schlimmen Veränderungen, wurden auch die Preise aller Dinge erhöht. Die Besitzungen in Amerika vermehrten die Kriege in Europa: und was für Folgen ziehen diese nicht nach sich? Amerika hat uns also auf vielfache Weise beglückt, aber auch in mancher Hinsicht geschadet. Die Wirkungen Europas auf jenen Erdtheil sind eben so, doppelter Art. Amerika hat von uns manche nützliche Gewächse und Thiere erhalten, die dort noch nicht bekannt waren; es hat Europäische Arbeiten, Sitten und Cultur, hier mehr dort weniger; kennen gelernt; es ist von Europäern, in vielen Gegenden, besser angebaut worden, und hat überhaupt verschiedene gute Veränderungen erlitten, welche eine nothwendige Folge der dahin verpflanzten Europäischen Kenntnisse und Fertigkeiten sein mußten. Aber die Amerikanischen Schätze sind durch das Blut vieler Millionen Menschen erkauft worden, die theils bei Eroberungen, theils durch tödtende Arbeiten, theils durch Einführung der Blattern, umgekommen sind. Nach und nach wurde Amerika menschenarm; wollte man die verlangten Vortheile dennoch ernten, so mußten, außer den Negern, auch Europäer dahin versetzt werden; und außerdem ließen sich auch viele, aus verschied-

nen Ursachen, meist aber aus Gewinnsucht, dort freiwillig nieder: und so verlor auch manches Europäische Land viele seiner Einwohner.

Ein Land, das auf uns so großen Einfluß gehabt, und noch hat, ist wohl der Mühe werth näher gekannt zu werden. Wir nehmen also die Charte von Amerika vor uns, setzen uns in Gedanken zu Schiffe und segeln über das Atlantische Meer gerade nach der Insel hin, die Columbus zuerst entdeckte; und so kommen wir zunächst nach

Westindien,

und zwar zu den

Bahama- oder Lucajischen Inseln,

einer Gruppe von etwa 200 Inseln, wovon aber die mehresten bloße Felsen und Klippen sind, die, an sich unbewohnbar, die Schiffahrt gefährlich machen. Ob nun gleich viele dieser Eilande des Anbaus werth wären: so sind doch nur sieben bewohnt, und darunter auch Guanahani, wohin uns unser Weg zuerst führt. Sie ist nicht die größte von allen; dies ist die Insel Bahama, von der alle übrigen den Namen erhalten haben. Allein ihrer Größe ohngeachtet ist sie nicht bewohnt; wir übergehen sie also, und landen auf Providence, welches die vorzüglichste dieser Inseln ist. Der Hauptort auf derselben heißt Fort Nassau, dessen Hafen einer der besten in den hiesigen Gewässern ist. Die Engländer sind Herren dieser Inseln, von welchen sie Mahagonyholz zu feinen Tischlerarbeiten, Campeche- und Brasilienholz zu Färbereien, einige Früchte, Baumwolle, Schildpatte und Salz holen. Außerdem haben sie von ihrer Lage auch den Vortheil, daß sie von hier aus, der westindischen Schiffahrt der Spanier und Franzosen große Hin-

dernisse in den Weg legen, und besonders im Kriege den Englischen Kapern einen sichern Rückhalt verschaffen können.

Halten wir uns etwas südwestlich, so können wir in den sehr guten Hafen der Hauptstadt der Insel Cuba, in Havannah einlaufen. Diese Spanische Besitzung gehört zu den

großen Antillen.

So nennt man die vier großen Inseln: Cuba, Jamaika, St. Domingo oder Hispaniola, und Portorico, zum Unterschiede der großen Menge kleinerer, die sich von letztgenannter in einem Bogen fast bis an die Mündung des Orinoko hinziehen, und die kleinen Antillen genannt werden. Diese beiden Inselgruppen machen mit den Bahama-Inseln, die durch eine von ihnen benannte Meerenge von Florida getrennt werden, das eigentliche Westindien aus, und bilden mit dem gegenüberliegenden festen Lande, den großen Mexicanischen Meerbusen.

Wir befinden uns also jetzt in Havannah, einer ansehnlichen Stadt von 2000 Häusern, und 30000 Einwohnern, mehrentheils Spaniern. Da sie der Hauptort der ganzen Insel ist, so hält sich hier der Spanische Statthalter auf, der ganz Cuba regiert. Außerdem enthält sie eine Universität, 26 Klöster, einige Schiffswerfte und Magazine. Der von drei Kastellen vertheidigte Hafen, worin mehr als tausend Schiffe Raum haben, dessen Einfahrt aber so enge ist, daß immer nur ein Schiff auf einmal einlaufen kann, macht diese Stadt den Spaniern sehr wichtig, welche hier die für Europa bestimmten Mexicanischen Schätze zur Rückfracht einladen, und gewöhnlich, wenn sie aus Europa kommen, hier zuerst anlanden.

Die Insel selbst ist die größte unter allen Antillen; sie hat eine Länge von beinahe 150, und eine Breite von 9 bis 30 Deutschen Meilen. Eine Gebirgskette, welche etwas Gold und Silber, am meisten aber Kupferbergwerke enthält, durchschneidet sie der Länge nach. Die nicht beträchtlichen Flüsse führen Goldkörner in ihrem Sande. Unter den Gewächsen sind für uns die am wichtigsten, die man auch auf den übrigen Antillen findet, nemlich Zucker, Kaffee, Baumwolle, Cacao, Roucou, Indigo und Taback. Mit dem ansehnlichen Gewinn des letztern versorgt man Mexico, Peru und Spanien. Sonst liefert Cuba auch noch Wachs, Seide, Cedern- und Mahagonyholz, und verschiedene Apothekerwaaren. Wäre sie stärker bevölkert, so könnte sie ganz Spanien mit Zucker versehen, den es noch immer den Ausländern in großer Menge abkauft. Die Sclaven mitgerechnet, mag die Zahl der sämmtlichen Einwohner beinahe 300000 betragen. — Ein Meeresarm trennt Cuba von der östlich gelegenen Insel St. Domingo, sonst Hispaniola genannt, die den Franzosen gehört. Sie ist 160 französische Meilen lang und an den meisten Orten 30 breit. Ihre glückliche Bewässerung — denn sie hat viel Bäche und Flüsse, wovon einige schiffbar sind — ihre gemäßigte und gesunde Luft, ihre vorzügliche Fruchtbarkeit, und ihr großer Reichthum an Westindischen Producten, geben ihr für ihre Besitzer einen hohen Werth. Sonst gehörte nur das westliche Drittheil den Franzosen, das übrige den Spaniern; seit 1795 aber besitzen erstere sie allein. Der Spanische Antheil war sonst nicht sonderlich bevölkert, wenig angebaut, und stach gar sehr gegen die Französischen Niederlassungen ab. Hier befanden sich im Jahr 1787, 24193 Europäer, 29682 Mulatten und 364294 Neger, an 1800 Zuckersiedereien, 763 Zucker- 2367 Kaffee- 2884 Indigo- 609 Baumwollen- und 63 Cacao-Plantagen; es wurden über 14 Mil-

lionen Baumwollen-, an 93 Mill. Kaffee-, und über 758000 Cacao-Bäume unterhalten; und man führte 58 Mill. Pfund weißen, 73 Mill. Pf. rohen Zucker, über 4000 Fässer Syrup, 70 Mill. Pf. Kaffee, an 7 Mill. Pf. Baumwolle, und über 1 Mill. Pf. Indigo nach Frankreich aus. Der Handel des Mutterlandes mit dieser Colonie beschäftigte 470 Schiffe; der Werth der Ausfuhr betrug 159 Mill. Livres, und der Einfuhr 150 Mill. Jetzt ist dieser große Gewinn verschwunden, denn durch die bekannte Französische Revolution sind auf St. Domingo innerliche Kriege entstanden, welche den Ruin der vormals herrlichen Pflanzungen und die Entstehung eines ansehnlichen Negerstaats zur Folge gehabt haben.

Viele Gegenden sind bergig; sie enthalten Steinsalz, Kupfer, Silber und mineralische Wasser; auch Goldadern sollen entdeckt sein. Die See liefert den Einwohuern, Fische ungerechnet, Ambra und Salz. Der östliche Theil der Insel hat vorzüglich gute Weiden, und daher beträchtliche Viehzucht. Aber an Bau- und Brennholz ist fast überall Mangel. Die Franzosen haben hier einige gute Häfen, als Cap François an der Nord-, Port au Prince an der Ostküste, Cayes und Leogane. Die erste Stadt ist die vornehmste, mit Canälen durchschnitten, liegt in einer fruchtbaren Ebne, hat mehr als 1000 Häuser, ist aber im Jahr 1793, während der obgedachten Unruhen, verwüstet worden. An der Südküste im alten Spanischen Antheile, befindet sich die große, regelmäßig gebaute, feste und erste Stadt der Europäer in Amerika, St. Domingo, die 2 Universitäten und einen Erzbischof hatte, der sonst der vornehmste im ganzen Spanischen Amerika war. Die hier wohnenden Spanier führen ein unthätiges, weichliches, sorgenloses Leben, sind nicht auf Erwerb neuer Reichthümer bedacht, sondern verzehren die einmal gesammelten mäßig und so gemächlich als möglich. Anstrengung

des

des Geistes ist ihre Sache nicht; essen, spielen und schlafen sind der Punkt, um den sich ihre ganze Thätigkeit dreht.

Wir verlassen diese Weichlinge, die lieber schlafen als arbeiten mögen, und wenden uns abendwärts nach der brittischen Insel Jamaica, die etwas kleiner ist, als St. Domingo. Um einen Hafen zu erreichen, deren die Insel mehrere hat, als Kingston, die wohlgebaute Hauptstadt von mehr als 15000 Einwohnern, oder Port Royal, eine Stadt von 200 Häusern, oder Spanish Town, wo 3000 Menschen die Bevölkerung ausmachen, muß man sich der Leitung der Piloten überlassen, denn die Küsten sind mit Korallenfelsen umgeben. Ein Gebirge, dessen immer grüne Bäume einen reizenden Anblick gewähren, durchschneidet die Insel. Dieses Immergrün kommt von der heißen Witterung her, die aber bei den kalten und feuchten Nächten den Einwohnern sehr nachtheilig ist. Ueberhaupt ist hier das Clima nicht gesund, und nur die südliche Küste hat den Vorzug einer durch See- und Landwinde erfrischten Luft. Dabei fehlt es auch an gutem Wasser. Diese Nachtheile, welche durch heftige Erdbeben noch vermehrt werden, haben den Anbau der Insel nicht verhindert; indeß haben die Anbauer mehrentheils nur die Gegenden an den Küsten und Flüssen zu ihrem Aufenthalte erwählt, und diese Striche stark benutzt. Man zählt hier über 1000 Zuckerplantagen, und über 2000 andere Anlagen: Zucker ist also das Hauptproduct, und es wird jährlich davon für mehr als 6½ Mill. Thlr. ausgeführt. Die übrigen Ausfuhr-Artikel sind: Syrup, Rum, Kaffee, Cacao, Piment oder Englisch Gewürz, Ingwer, Zimmt, der seit 1782 hieher verpflanzt ist, Baumwolle, Sassaparille, Mahagony- und Färbeholz und endlich auch Häute. Der Werth der sämmtlichen jährlichen Ausfuhr beträgt 9½ Mill. Thlr. Dazu kommt noch ein für

die Engländer vortheilhafter Schleichhandel nach dem Spanischen Amerika.

Es ist daher nicht zu leugnen, daß Jamaica die wichtigste Brittische Insel in jenem Erdtheile ist, die den halben Werth des ganzen Brittischen Westindiens aufwiegt. Im Jahr 1787 bestand die Bevölkerung von Jamaica, die Eingebornen, welche Caraiben heißen, und die wir in der Folge kennen lernen werden, ungerechnet, in 30000 Europäern und 256000 Negern, oder Sklaven. Die Regierungsgeschäfte besorgt eine Versammlung von 38 Deputirten der 19 Kirchspiele, worin die ganze Insel abgetheilt ist. An der Spitze derselben steht ein Statthalter, der in Kingston seinen Sitz hat.

Gehen wir nun wieder rückwärts vor St. Domingo vorbei, so kommen wir nach

Portorico, der kleinsten unter den großen Antillen. Sie ist 30 Deutsche Meilen lang und 8 bis 12 breit, und gehört den Spaniern. Die Insel ist sehr fruchtbar und gesund; Anhöhen, Thäler, Holzungen, Wiesen und Felder wechseln sehr angenehm mit einander ab. Außer mancherlei andern indischen Producten, gewinnt man viel Taback, auch Holz, Salz und Häute. Die Einwohner, deren Zahl auf 100000 sich beläuft, haben sie bisher nicht so genutzt, wie sie es verdiente; sehr wahrscheinlich wird sie aber ihren Besitzern, zum Ersatz des verlornen St. Domingo, wichtiger werden. — Östlich, ohnweit Portorico, zeigen sich uns

die kleinen Antillen
oder
Caraibischen Inseln,

worin sich die Engländer, Franzosen, Holländer, Spanier, Dänen und

Schweden getheilt haben. Viele aber sind, als bloße Klippen, unbewohnbar; viele, die ihrer Beschaffenheit nach bewohnt werden könnten, sind es bis jetzt noch nicht. Da in diesen Gewässern der Ostwind herrschend ist: so müssen diejenigen dieser Inseln, die mehr nach Osten liegen, jenen Wind früher haben, als die westlichen; daher pflegen die Seefahrer diesen Archipel in Inseln über und unter dem Winde abzutheilen. Die östlichen liegen über, und die westlichen, längs der Küste von Terra firma, unter dem Winde. Wir kommen zuerst nach St. Thomas, eine Dänische 4 Quad. Meil. große Insel, die zu den Jungfern-Inseln gehört, deren Anzahl sich auf 60 beläuft, wovon 2 ebenfalls von Dänen, 3 von Engländern, und einige von Spaniern besetzt sind. St. Thomas ist vorzüglich reich an Zucker und Mais, hat an 500 Europäer, fast 200 freie und über 4620 dienstbare Neger. Die gleichnamige Stadt handelt mit den Landesproducten. Wichtiger für die Dänen ist die Insel St. Croix, die 8 Quad. Meilen Größe, über 350 Plantagen, an 2000 Europäer, fast 1000 freie Neger, und 22480 Sclaven hat. Unter den Ausfuhr-Artikeln macht der Zucker den vornehmsten aus.

Halten wir uns östlich, so gelangen wir zu den St. Martins Inseln, die von der Holländisch-Französischen Insel St. Martin den Namen haben. Die Engländer benutzen zwei derselben, Anguilla und Barbuda. Die Schweden haben seit 1785 von den Franzosen, gegen den freien Gebrauch des Hafens von Gothenburg, die Insel Barthelemi erhalten, die aber noch stark mit Buschwerk bewachsen und wenig angebaut ist. Ihre gute Lage und ihre vorzüglichen Häfen können sie in der Folge vielleicht bedeutender machen. — Südwestlich von dieser liegen die beiden batavischen Inseln,

St. Eustache und Saba. Jene hat wenig eigne Producte, etwas

Taback und Zucker; allein sie ist ein guter Marktplatz für auswärtige Erzeugnisse, womit sie die Spanischen Besitzungen heimlich versieht. — Saba ist von schroffen Felsen umgeben. Ein in Felsen gehauener Weg führt zu den Wohnungen der wenigen Einwohner, die mit baumwollenen selbst verfertigten Strümpfen und mit Schuhen einen kleinen Handel treiben. Wir verfolgen unsern Weg südöstlich, und landen bei der wichtigern, 4 Quad. Meilen großen, Brittischen Insel

St. Christoph oder St. Kitts, die hohe Berge hat, worunter sich ein dampfender Schwefelberg befindet. Hier sehen wir auch warme und schweflige Bäder und einen Salzsee. Ihre Hauptproducte sind Zucker und Baumwolle. Die Ausfuhr steigt über 2½ Mill. Thlr. an Werth. Es wohnen hier 1900 Europäer und über 20400 Sklaven. Auf der Südwestküste liegt die Hauptstadt Basseterre. — Wenn wir nun unsern Lauf südöstlich fortsetzen, die kleine aber fruchtbare Englische Insel Nevis vorbei, so kommen wir zu der gleichfalls den Britten gehörigen Insel

Antigua, die wegen ihres Reichthums an Zucker sehr wichtig ist. Im Durchschnitt liefert sie davon jährlich 14000 Fässer, viel Rum und Wein. Der Werth ihrer Ausfuhr übersteigt 2,596000 Thlr. Unter den Einwohnern sind 5000 Europäer, und 45000 Neger, Mulatten und Mestizen. (Mulatten nennt man die Nachkommen von Europäern und Negern; Mestizen aber die Nachkommen von Europäern und Indianern). Der Hauptort St. John, hat 1800 Häuser und einen Hafen mit 2 Forts, der aber dem südlich gelegenen Hafen, English Harbour, nicht gleich kommt; denn dieser hat vorzügliche Docken und Magazine für die Flotte, und soll überhaupt der beste in ganz Westindien sein. — Südlich liegt die 50 Quad. Meilen große Französische Insel

Guadeloupe, die eigentlich aus 2 nahe gelegenen Inseln besteht, wovon die östliche Grande Terre, und die westliche Basse Terre genannt wird. Sie hat einen hohen rauchenden Berg. In den Ebnen ist sie vortrefflich angebaut, denn die 12700 weiße und 10000 schwarze Einwohner, wozu noch 1350 Mulatten kommen, leben nicht in Unthätigkeit. Sonst schätzte man den Ertrag der Erzeugnisse jährlich auf 13 Mill. Livres.

Der Hauptort Basseterre, nahe an der Südspitze, ist gut gebaut. — Ohnweit dieser Insel liegen die kleinern, ebenfalls Französischen nicht vernachlässigten Inseln, Desiderade, Marie galante und Les Saintes, die vorzüglich Baumwolle, Kaffee und Zucker liefern. — Ein südlicher Weg führt uns nach

Dominica, einer Englischen 12 Quad. Meilen großen Insel. Sie ist sehr gebirgig, wasserreich, gut angebaut, hat 50 Zuckerpflanzungen, noch mehr für Kaffee. Da sie in der Nähe der bedeutendsten Französischen Inseln liegt, so kann von hier aus die Verbindung und der Handel derselben unterbrochen werden. Die Brittische Regierung hat auch, um den Handel, zu Frankreichs Nachtheile, hieher zu ziehn, die Häfen der Insel, die recht gute Landungsplätze sind, für frei erklärt.

Die folgende Insel Martinique ist die wichtigste Französische unter den kleinen Antillen, sonst der Mittelpunkt ihres Handels und ihrer Macht in Westindien. Sie hat an 50 Seemeilen (beinahe 38 Deutsche) im Umfange, ist felsig, wird von mehr als 40 Flüssen durchströmt, wovon einige schiffbar sind, und ist sehr reich an Producten, besonders an Zucker und Kaffee. Man benutzt auch einige Schwefelminen. Vor dem Jahr 1780 wurden im Durchschnitt jährlich an 245000 Centner

Zucker und an 97000 Centn. Kaffee ausgeführt; die Ladungen der übrigen Producte, als Seide, Baumwolle, Indigo, Cacao, Taback und Feigen ungerechnet. Damals befanden sich hier 11620 Weiße, 2892 Mestizen und 71268 Sklaven. Eine für die Einwohner sehr große Plage sind die Ameisen, die in manchen Jahren in unglaublicher Menge erscheinen und traurige Verheerungen anrichten. Dies war der Fall im Jahr 1763. — Port Royal ist der beste Hafen auf Martinique; die Hauptstadt aber heißt St. Pierre. — Weniger wichtig ist die mittäglich gelegene, sehr ungesunde, bergige, aber in den Thälern sehr fruchtbare Französische Insel

St. Lucie, deren Bevölkerung 2300 Weiße, 1500 freie Neger und Mulatten und 16000 Sklaven ausmachen. Diese erzielen vornemlich Kaffee, Zucker, Baumwolle und Cacao. Der Hafen ist besonders im Kriege wichtig. — Es folgt die Englische Insel

Barbados, die östlichste von allen Antillen, von etwas mehr als 7 Quad. Meilen Größe, und 78300 Einwohnern, worunter 16170 Weiße sind. Sie ist sehr felsig, hat mehrere sehenswerthe Hölen, viel Gewässer, ein gesundes Clima, und bringt, bei dem vorzüglichem Fleiße der Bewohner, schätzbare Producte in Menge hervor. Sie liefert alle Westindischen Baumarten, und außerdem viel Taback, Zucker, Baumwolle, Ingwer, Aloe, Citronen und Pomeranzen. Von beiden letztern Früchten gewinnen die Einwohner jährlich 40000 Pf. St., denn man versendet sie in großen Quantitäten, frisch, getrocknet und eingemacht, nach Nordamerika, und in Europa verfertigt man aus den Pomeranzenschalen das abgezogene Wasser von Barbados. Noch vor wenigen Jahren erhielt England von daher jährlich ohngefehr 15000 Fässer rohen Zucker, die mit 300000 Pf. St. bezahlt wurden. Die hiesigen Engländer leben.

nach Europäischer Art, und lieben Pracht und Luxus. Jeder ist fast unumschränkter Herr in seiner Pflanzung. Mancher hat an 800 Sklaven, über die er nach Gutdünken schaltet; nur darf er sie weder verstümmeln, noch tödten. Diese beiden Einschränkungen helfen aber den armen Negern nicht viel; ihr Loos ist das härteste. Der grausame Herr entschuldigt seine Härte mit der Nothwendigkeit und den Lastern seiner Sklaven. Mit den weißen Dienstboten, die ebenfalls gekauft werden, geht man gelinder um. Eine Mannsperson wird mit mehr als 20 Pf. St. bezahlt, und versteht sie ein Handwerk, so wird der Preis erhöht. Frauenzimmer gelten nur die Hälfte, und werden nach dem Ablauf ihrer Capitulationszeit wieder entlassen. — Die Regierung der Insel führt ein Statthalter, der vom Könige von Großbrittanien eingesetzt wird, und Chef des Militairs — denn auf den meisten Inseln werden Truppen unterhalten — des See- und Handlungswesens, der Polizei und der Justiz ist. Neben sich hat er einen Rath von 12 der reichsten und angesehensten Personen, die durch Wahl zu ihrer Würde gelangen. Auch hat er das Recht, die an der Regierung Antheil nehmende Versammlung der Deputirten zu berufen und zu entlassen. Zur leichtern Verwaltung der Justiz hat jeder der 5 Bezirke, worin die Insel getheilt ist, noch seinen eignen Richter, der monatlich einmal Gerichtstag hält. Auf der Südwestküste an einer Bai, liegt die große und schön gebaute Hauptstadt, Bridgetown, die beste Stadt auf den Englischen Antillen. Sie hat breite Straßen, viel steinerne hohe Häuser, darunter auch ein Posthaus, und für Reisende mehrere vornehme und geringe Gasthöfe, denen es an keiner Bequemlichkeit fehlt; ferner 1200 Mann Besatzung und einige Forts. Merkwürdig ist sie auch als der Hauptsklavenmarkt in Westindien. Man kauft hier nemlich die Afrikanischen Neger im

Ganzen, und verkauft sie einzeln mit Vortheil den übrigen Westindiern. Diese Neger, welche man nicht allein zur Bestellung der Plantagen und übrigen Feld- und Gartenarbeiten, sondern auch im Hause als Bedienten gebraucht, werden in jährlichen Schiffsladungen vornemlich von den Guineischen Küsten in Westafrika nach Westindien gebracht. Die Engländer holten sonst im Durchschnitte jährlich an 38000, die Franzosen 10000, die Portugiesen eben so viel, die Holländer 4000, und die Dänen an 2000 Negersklaven. Die Art und Weise, wie man sie in Afrika bekommt, ist entsetzlich und der Menschheit unwürdig. Wir sprechen vielleicht ein andermal davon. Hier will ich nur das anführen, was auf ihren Zustand in Amerika Bezug hat.

Wenn sie zusammengekoppelt, nackt und bloß, auf die Märkte hingebracht worden sind: so sammeln sich die Käufer um sie her, befühlen sie, ob sie derbes Fleisch haben, lassen sie umhergehn, verschiedene Stellungen machen, und besehn sie genau, um sich von der Gesundheit und Stärke der Menschen, die sie sich zum Kauf ausersehn haben, zu überzeugen. Auch verschreiben sich diejenigen, die nicht auf die Sklavenmärkte reisen mögen, von den Großhändlern, so viel als sie nöthig haben. Der Werth eines Sklaven richtet sich nach dessen Gesundheit und körperlicher Kraft. Ein tüchtiger Neger, der in seinen besten Jahren ist, gilt 150 bis 300 Thlr.; Knaben und Mädchen gelten weniger. Der Herr, der einen Sklaven gekauft hat, pflegt ihn mit einem heißen Eisen zu bezeichnen; doch wird diese schmerzliche, barbarische Operation nicht überall geduldet. Das Schicksal der armen Neger ist immer noch traurig und empörend, wenn sie einem harten Gebieter in die Hände fallen. Oft sind Muscheln ihre einzige Speise; elende Lumpen, die sie nicht vor der Hitze des Tages, nicht vor der Kühle der Nacht schützen,

ihre Bekleidung, wozu einer jährlich etwa 8 bis 10 Ellen grobe Leinwand bekommt. Elende Hütten, den Viehställen ähnlich, sind ihre Wohnungen; Bretter oder die bloße Erde, ihre Lagerstätte; einige Kürbisflaschen und wenige hölzerne oder irdene Teller, ihr ganzes Hausgeräth. Die Aufseher, in der Regel noch barbarischer, als die Herren, halten sie scharf zur Arbeit an; früh müssen sie aufstehen, und spät kommen sie zurück; nur kurz ist ihre Ruhe. Bei der dortigen Tageshitze ist die Arbeit äußerst beschwerlich. Auf den Englischen Antillen arbeiten sie gesetzlich nur 10 Stunden des Tages für ihre Herren, an Sonn- und Feiertagen gar nicht. Auf Jamaica haben sie außerdem noch alle 14 Tage einen Tag frei, theils um ihre eignen Felder zu bestellen, theils ihre erzielten Producte zu Markte zu bringen. Versehen sie etwas, so wartet ihrer eine grausame Züchtigung. Arbeitslohn erhalten sie nicht; statt dessen pflegt man jedem Sklaven ein Stück Land zu geben, das er nach Belieben bestellen kann. Aber dazu sind ihm nur die Sonn- und Festtage nach dem Gottesdienste, und in den Wochentagen nur die kurze Zeit angewiesen, die er sich von seiner Mahlzeitfrist abbrechen kann. Auf Jamaica vergönnt man ihnen mehr Zeit. Manchem Neger bringt sein Feld jährlich über 100 Thlr. ein, und dann lebt er im Ueberflusse. Ueber sein erworbenes Eigenthum darf er testamentlich verfügen; nicht so über seine Kinder, denn diese sind geborne Sklaven. Die Verheirathung eines Negers, wozu er Erlaubniß haben muß, vermehrt noch sein Elend. Denn seiner Frau wird nichts an ihrem Tagewerke geschenkt; sie hat nicht die Freude, ihr Kind zu warten und zu pflegen, sie muß es auf ihren Rücken gebunden mitnehmen, wenn sie zur Arbeit geht, ohne den schmachtenden Säugling vor den glühenden Sonnenstrahlen schützen zu können. Und diese Pein muß der unglückliche, hülflose Vater mit

ansehn. Der Sklave kann gegen seine Peiniger keine Gerechtigkeit anflehen, denn sein Zeugniß gegen einen Weißen gilt durchaus nicht. Auch kann der Herr seine Leibeigenen an seine Gläubiger nach Gefallen verkaufen. Nur die Nachkommen der Schwarzen und Weißen, die drei Grade von den Negern entfernt sind, haben die Vorrechte und Freiheiten der Weißen, und heißen freie Neger.

Menschlichdenkende und gutmüthige Herren behandeln ihre Sklaven nicht so hart. Sie geben ihnen bessere Kost, als Mehl, Gemüse, Pökelfleisch, und dergleichen, und fordern nicht übertriebene Anstrengungen. Es kommt dabei auch vieles auf die Regierung an, die entweder üble Behandlungen zuläßt oder untersagt. Heutiges Tages ist die Behandlung der Neger im Ganzen viel milder als sonst. Die Grausamkeiten, die man sich ehedem gegen sie erlaubte, werden immer seltner. In Krankheiten nimmt man sich ihrer größtentheils mit besondrer Pflege an. Man hat es endlich einsehen lernen, daß der Negerhandel ein schändliches Gewerbe ist, und hat an mehrern Orten für die gänzliche Abschaffung desselben gesprochen. Die Franzosen haben ihn schon aufgehoben; vermöge eines Parlamentsschlusses von 1792, der durch die kräftigen Bemühungen des edlen Wilberforce gefaßt worden ist, soll er auch in den Englischen Colonien allmälig aufhören; die Dänen haben das Jahr 1803 als das Ende dieses Handels bestimmt; und die Niederländer werden der Vernunft und Menschlichkeit ebenfalls Gehör geben. — Gewöhnlich genießen die Neger, bei allen ihren Strapazen und Qualen, einer vollkommenen Gesundheit. Sie sind von Natur sanftmüthig, folgsam, leicht, aber auch abergläubig im höchsten Grade. Sie empfinden Wohlthaten und zeigen Dankbarkeit. Einer verdienten Strafe unterwerfen sie sich ohne Murren; Mishandlungen aber sind ihnen unerträglich; dann

werden sie kühn, unternehmend, laufen fort, suchen sich zu rächen, oft mit beispielloser Grausamkeit und nach vorhergegangener Verstellung; bleibt ihnen aber nichts weiter übrig, so bringen sie sich um: denn so feige sie auch sonst sind, so scheuen sie doch den Tod nicht, der sie, nach ihrer Meinung, bald zu den Ihrigen in ihr Vaterland bringt. Der Sklave bleibt sich immer gleich, zu allen Zeiten, unter allen Zonen. Er trägt geduldig seine Fesseln, so lange ihr Druck erträglich ist; er zerreißt sie und wird ein Ungeheuer, wenn sein Tyrann ihm keine Hofnung lässt. Ein Glück für sie, daß sie so leichtsinnig, so gleichgültig gegen die Beschwerden des Lebens, und oft so gefühllos gegen den Schmerz sind. Sie denken weder an die Zukunft, noch an die Vergangenheit; nur für die Gegenwart haben sie Sinn. Dürfen sie nicht hungern, können sie tanzen, spielen und sich putzen, so ist niemand froher, als sie. Den Tanz lieben sie so sehr, daß sie Sonnabends nach vollendeter Arbeit meilenweit in der Nacht deswegen fortwandern. Sie tanzen nicht nur auf vaterländische, sondern auch auf Europäische Art, und im Kartenspielen suchen sie nicht selten ihren Meister. So ist denn doch die Freude nicht ganz aus ihrem Herzen verbannt, und das kümmerlichste Leben ist nicht im Stande, ihre sorglose, fröhliche und muntre Laune ganz zu unterdrücken. — Von Barbados gehn wir südwestlich nach der ebenfalls Brittischen Insel

St. Vincent, die etwas über 6 Quad. Meilen Größe, und viel hohe bewachsene Berge hat, worunter sich auch ein rauchender Vulcan befindet. Die Thäler und Ebnen sind sehr fruchtbar und gut angebaut. Außer andern Westindischen Producten, gewinnen die Einwohner, deren Anzahl auf 13500 geschätzt wird, wozu aber 11850 Neger gehören, vorzüglich viel und guten Zucker, Indigo und Taback. Die

ansehn. Der Sklave kann gegen seine Peiniger keine Gerechtigkeit anflehen, denn sein Zeugniß gegen einen Weißen gilt durchaus nicht. Auch kann der Herr seine Leibeigenen an seine Gläubiger nach Gefallen verkaufen. Nur die Nachkommen der Schwarzen und Weißen, die drei Grade von den Negern entfernt sind, haben die Vorrechte und Freiheiten der Weißen, und heißen freie Neger.

Menschlichdenkende und gutmüthige Herren behandeln ihre Sklaven nicht so hart. Sie geben ihnen bessere Kost, als Mehl, Gemüse, Pökelfleisch, und dergleichen, und fordern nicht übertriebene Anstrengungen. Es kommt dabei auch vieles auf die Regierung an, die entweder üble Behandlungen zuläßt oder untersagt. Heutiges Tages ist die Behandlung der Neger im Ganzen viel milder als sonst. Die Grausamkeiten, die man sich ehedem gegen sie erlaubte, werden immer seltner. In Krankheiten nimmt man sich ihrer größtentheils mit besondrer Pflege an. Man hat es endlich einsehen lernen, daß der Negerhandel ein schändliches Gewerbe ist, und hat an mehrern Orten für die gänzliche Abschaffung desselben gesprochen. Die Franzosen haben ihn schon aufgehoben; vermöge eines Parlamentsschlusses von 1792, der durch die kräftigen Bemühungen des edlen Wilberforce gefaßt worden ist, soll er auch in den Englischen Colonien allmälig aufhören; die Dänen haben das Jahr 1803 als das Ende dieses Handels bestimmt; und die Niederländer werden der Vernunft und Menschlichkeit ebenfalls Gehör geben. — Gewöhnlich genießen die Neger, bei allen ihren Strapazen und Qualen, einer vollkommenen Gesundheit. Sie sind von Natur sanftmüthig, folgsam, leicht, aber auch abergläubig im höchsten Grade. Sie empfinden Wohlthaten und zeigen Dankbarkeit. Einer verdienten Strafe unterwerfen sie sich ohne Murren; Mishandlungen aber sind ihnen unerträglich; dann



werden sie kühn, unternehmend, laufen fort, suchen sich zu rächen, oft mit beispielloser Grausamkeit und nach vorhergegangener Verstellung; bleibt ihnen aber nichts weiter übrig, so bringen sie sich um: denn so feige sie auch sonst sind, so scheuen sie doch den Tod nicht, der sie, nach ihrer Meinung, bald zu den Ihrigen in ihr Vaterland bringt. Der Sklave bleibt sich immer gleich, zu allen Zeiten, unter allen Zonen. Er trägt geduldig seine Fesseln, so lange ihr Druck erträglich ist; er zerreißt sie und wird ein Ungeheuer, wenn sein Tyrann ihm keine Hofnung lässt. Ein Glück für sie, daß sie so leichtsinnig, so gleichgültig gegen die Beschwerden des Lebens, und oft so gefühllos gegen den Schmerz sind. Sie denken weder an die Zukunft, noch an die Vergangenheit; nur für die Gegenwart haben sie Sinn. Dürfen sie nicht hungern, können sie tanzen, spielen und sich putzen, so ist niemand froher, als sie. Den Tanz lieben sie so sehr, daß sie Sonnabends nach vollendeter Arbeit meilenweit in der Nacht deswegen fortwandern. Sie tanzen nicht nur auf vaterländische, sondern auch auf Europäische Art, und im Kartenspielen suchen sie nicht selten ihren Meister. So ist denn doch die Freude nicht ganz aus ihrem Herzen verbannt, und das kümmerlichste Leben ist nicht im Stande, ihre sorglose, fröhliche und muntre Laune ganz zu unterdrücken. — Von Barbados gehn wir südwestlich nach der ebenfalls Brittischen Insel

St. Vincent, die etwas über 6 Quad. Meilen Größe, und viel hohe bewachsene Berge hat, worunter sich auch ein rauchender Vulcan befindet. Die Thäler und Ebnen sind sehr fruchtbar und gut angebaut. Außer andern Westindischen Producten, gewinnen die Einwohner, deren Anzahl auf 13500 geschätzt wird, wozu aber 11850 Neger gehören, vorzüglich viel und guten Zucker, Indigo und Taback. Die jährliche Aus-

fuhr möchte wol den Werth von 700000 Thlr. übersteigen. Die Engländer haben hier auch eine Pflanzung von Zimmtbäumen angelegt. Der Hauptort ist Kingston. Merkwürdig ist diese Insel als der Hauptsitz der Caraiben. Hier kommen wir also zu einem Amerikanischen Volke, das zwar bei weiten nicht mehr so zahlreich ist, als ehedem, denn die Europäer haben es schon ziemlich ausgerottet; allein es findet sich doch noch auf mehrern Westindischen Inseln, und auch in Terra firma. Wir wollen es etwas kennen lernen. Die Caraiben, sonst auch Kannibalen genannt, die ihre Grausamkeit zum Sprichworte gemacht hat, sind gewöhnlich groß, wohlgebildet, von gesunden starken Gliedmaßen, haben schwarzes Haar, das sorgfältig gekämmt wird, reißen den Bart bei seiner Entstehung aus, haben eine flache Stirn, die sie für schön halten, und diese Form durch Pressen zwischen zwei Brettchen an ihren Kindern hervorbringen — denn von Natur ist ihre Stirn so gewölbt, wie die unsrige; streichen den Leib roth an, und gehn, bis auf ein Stückchen Zeug, das den Unterleib bedeckt, ganz nackt. Den Kopf bedecken sie mit einer Art von Mütze, oder umgeben ihn mit einem Kranz von Federn. Um sich zu schmücken, tragen sie in den in dieser Absicht durchbohrten Lippen kleine Knochen, in den ebenfalls durchstochenen Nasen Glaskorallen und bunte Steine, am obern und untern Arme Armbänder; die Frauenzimmer legen um Hals und Beine noch Schnüre von Glaskorallen; der Männer größter Schmuck aber sind breite, wie ein halber Mond gestaltete und in köstlichem Holze gefaßte Kupferbleche. Dieses Abzeichen unterscheidet auch die Oberhäupter und ihre Familien von den Gemeinen. Gewöhnlich haben die Mannspersonen an einem um den Leib gehenden Gürtel ein Messer, und um den Hals eine Pfeife hängen. Um sich ein kriegerisches, furchtbares Ansehn zu geben, verun-

stalten sie das Gesicht durch schwarze Streifen. Die Sprache dieser Amerikaner soll an solchen Worten, die sinnliche Gegenstände bezeichnen, sehr reich sein. In den Rathsversammlungen bedienen sich die Männer ganz andrer ungewöhnlicher Ausdrücke, welche den Weibern unverständlich sind. Der Caraibe ist in sich gekehrt und finster, zeigt aber auch Fröhlichkeit, so bald es die Umstände erfordern. Er liebt Geselligkeit und ein liebreiches Betragen eben so sehr, als er Beleidigungen zu rächen weiß. Keule und Messer werden alsdann sogleich zur Hand genommen. Wird der Beleidiger getödtet, so ist die Sache zu Ende, wenn jener keine Verwandte hat; ist dies aber der Fall, so suchen diese an dem Mörder Rache zu nehmen, der seinerseits seine Sicherheit in der Flucht zu finden sucht. So endet Feindschaft nur mit dem Tode, und Versöhnung ist ihnen ein unbekanntes Ding. Kann die Rache nicht auf der Stelle vollzogen werden, so wird sie doch nie vergessen, und es kommt nur auf eine günstige Gelegenheit an, selbst nach mehrern Jahren, sie ausbrechen zu lassen. Daher müssen sich auch alle Verwandten eines Verstorbenen durch Besichtigung versichern, daß er natürlich gestorben sei; ist das nicht, so muß der Mord gerächt werden.

Die mit rother Oelfarbe angestrichenen Todten begräbt man in 7 Fuß tiefe und 4 Fuß breite Gruben, so daß der Leichnam aufrecht darin steht, und giebt ihnen ihre Waffen, als Bogen, Pfeile, Keulen und Messer mit. Viele Caraiben tauschen auch von den Europäern, Flinten, Pistolen und Säbel ein, Die Pfeile werden vergiftet. Sind in einem Kriege, wo es nur dem männlichen Feinde gilt, Gefangene gemacht: so werden viele davon im ersten Siegestaumel auf der Stelle verzehrt; den übrigen aber, und besonders Weibern und Kindern, thun sie nichts zu Leide. Sie haben Mitleiden mit ihnen. Ihr natürliches Gefühl

von Recht und Unrecht zeigt sich eben so sehr, als ihre Trägheit und ihr Eigensinn. Sie können weder Befehle noch Verweise ertragen, vielmehr handeln sie durchaus nach ihrem Kopfe. Daher kann man nichts mit ihnen anfangen, aber ihnen auch nichts anvertrauen, denn was sie sehen, wollen sie auch haben. Oft unternehmen sie eine lange Reise in der schlimmsten Jahreszeit, bloß um eine ihnen fehlende Kleinigkeit zu kaufen; und dann geben sie dafür alles hin, was sie mitgebracht haben. Körbe, welche die Mannspersonen sehr geschickt zu verfertigen wissen, Papageien, Geflügel, Ananas, und allerlei Muscheln sind die Waaren, die sie den Europäern bringen, wogegen sie Aexte, Messer, Leinwand, Glaskorallen und andre Nothwendigkeiten und Tand, vornemlich aber Brantwein eintauschen. Zuweilen bekommen sie im Handel auch wol Geld. Dies ist eine kleine Silbermünze, das Stück etwa 4 Pfen. werth. Diese Münze muß aber glänzen, wenn sie von ihnen geachtet werden soll. Will der Europäer einen vortheilhaften Handel schließen, so zählt er die Geldstücke in einer Reihe neben einander auf. Der Caraibe glaubt, recht viel zu erhalten, und freut sich herzlich über seinen Vortheil. Ist aber der Kauf geschlossen, so müssen die eingehandelten Waaren dem Amerikaner bald aus den Augen gebracht werden, sonst fällt es ihm ein, sie wiederhaben zu wollen, ohne das Geld zurückzugeben. Sie wohnen in Häusern, von 60 Fuß Länge und 50 Fuß Breite. Ein solches Haus ist bald fertig. Man setzt erst Pfosten, verbindet sie mit Latten, bedeckt diese mit Rohr und das Ganze mit Palmblättern. Die Küche befindet sich in einem nahen kleinen Hause. Festgeschlagene und geebnete Erde ist der Fußboden. An einem Ende der ziemlich großen Stube wird das Feuer angemacht, um welches die Männer sitzen und Taback rauchen. Hängebetten und Körbe sind der

ganze Hausrath. Jene verfertigen die Weiber von Baumwolle, ohne Webestühle, dicht und haltbar. Ein solches Stück ist 14 Fuß lang und halb so breit. Man streicht es roth an, und bemalt es mit schwarzer Farbe. Ihre Gastfreiheit erstreckt sich auf jeden, der zu ihnen kommt, selbst auf Europäer, die überhaupt eine gute Aufnahme bei ihnen finden. Salz gebrauchen sie nie an ihren Speisen, aber wol Zucker, Citronen, Piment und Spanischen Pfeffer. Sie kochen nichts in Wasser, als Krebse; alles übrige wird geröstet oder gebraten. Einen kleinen Braten stecken sie an einen hölzernen neben dem Feuer in die Erde gestoßenen Spieß; größere werfen sie ungepflückt und unausgenommen ins Feuer, nehmen, wenn sie gar sind, die äußere Rinde ab, und das Eingeweide heraus, und essen das Fleisch. Die Männer speisen zuerst, dann decken die Weiber ab, und verzehren mit den Kindern die Ueberbleibsel in der Küche. Als Insulaner vertrauen sie sich der stürmischen See mit kühnem Muthe an. Sie machen ihre Kähne gewöhnlich 42 Fuß lang und 7 Fuß breit, bedienen sich aber keiner Segel, sondern nur der Ruder. Einige von diesen Halbwilden sind zum Christenthum bekehrt, die mehrsten aber verehren, ohne öffentlichen Gottesdienst und ohne Tempel, Sonne und Mond. Ihr höchstes Wesen ist, ihrer Idee nach, vollkommen glücklich, bekümmert sich aber um die Menschen nicht. Sie glauben daneben auch gute und böse Geister. Ihre Priester sind zugleich Wahrsager. Jeder derselben hat seinen eignen Gott, den er besonders rühmt und dessen Schutz er feil bietet. — Ohne eine ordentlich eingerichtete Regierung zu haben, befinden sich auf jeder von ihnen bewohnten Insel, mehrere Hauptleute, gewöhnlich die Häupter der zahlreichsten Familien, deren Gewalt aber nur im Kriege sichtbar ist. Aus der Mitte dieser Vornehmen wird, bei entstandenen Feindseligkeiten, ein Anführer, oder Kazike, erwählt. Diese Wahl fällt

nur auf den, der schon Kriegesruhm besitzt, der am besten laufen, schwimmen und rudern, der die stärksten Lasten tragen, und in Ertragung aller Arten von Beschwerden am geduldigsten sein kann. So ist es bei allen ungebildeten Völkern; da geben die größten Beweise von körperlicher Kraft und Geschicklichkeit das mehrste Ansehn. Doch genug von den sonst so gefürchteten und verschrienen Kannibalen. Wir gehen weiter südlich nach der Brittischen Insel

Grenada und den Grenadillen, einer Gruppe von 12 kleinen Inseln. Die erstere hat eine gute Bewässerung, und bringt daher mehr Kaffee und Cacao hervor, als alle übrigen Englischen Inseln, und überhaupt steht sie in der Menge der Produkte nur der viel größern Insel Jamaica nach. Sie ist nur 13¼ Quad. Meilen groß. Ihre Ausfuhr und die der Grenadillen hat einen jährlichen 3 Mill. Thlr. übersteigenden Werth. Es leben hier etwa 1000 Weiße und 24000 Schwarze.

Südöstlich folgt die Französische Insel

Tabago, die an sich fruchtbar an Westindischen Producten, aber nicht gehörig angebaut ist; daher bedeutet der dortige Handel wenig. Der Hauptort heißt Scarborough. — Südwestlich liegt die Insel

Trinidad. Sie gehört dem Könige von Spanien, ist von ansehnlicher Größe und Fruchtbarkeit, und liefert vortreffliches Bauholz und viel Anis, der hier wild wächst. Haupterzeugnisse aber sind Zucker und Taback. Allein man hat bisher auf den Anbau dieser Insel wenig Sorgfalt gewendet; erst seit 1780 ist man etwas nachdrücklicher zu Werke gegangen; seitdem sind 360 Zuckerplantagen angelegt worden, und die Einwohner haben sich auf 60000 vermehrt. — Halten wir uns westlich, und gehn die Spanischen Inseln, Marguarita, wo man Perlenbänke findet, und Salsa Tortuga, und die kleinen Holländischen Inseln,

Bueraire und Aves vorbei: so kommen wir nach der Insel Curassao, die auch den Holländern gehört. Sie ist eigentlich ein kahler Felsen, den der Fleiß der Einwohner fruchtbar gemacht hat. Es fehlt ihr aber an süßem Wasser, denn man findet dort nur einen Brunnen, aus dem das Wasser verkauft wird. Zucker, Taback und Salz sind der vornehmste Gewinn des dortigen Fleißes. Aber vorzüglich wichtig ist sie ihren Besitzern wegen des Schleichhandels, den diese von hier aus mit den nahen Spanischen Besitzungen auf dem festen Lande, treiben. Die Spanier bringen ihre Waaren sogar selbst hieher, und holen sich aus den dasigen Magazinen Europäische Fabrikate, und was sie sonst gebrauchen. Der Hauptort ist Wilhelmstadt, eine der schönsten und reinlichsten Städte in Westindien, mit einem guten Hafen. Man sieht hier mehrere ansehnliche Gebäude, die jede noch so beträchtliche Europäische Stadt verschönern würden. Die Juden, die sich ebenfalls angesiedelt haben, besitzen in der Stadt eine Synagoge. Das Fort heißt Amsterdam. Dieser Insel in der Nähe liegt westlich die kleinere, Aruba. —

Bis jetzt sind wir Westindien durchreist, oder die Inseln, die vor dem Mexicanischen Meerbusen, vom 292 bis 318ten Grad der Länge und vom 10 bis 28sten Grad nördlicher Breite, folglich in dem heißen Erdstriche, liegen. Clima, Witterung und Jahreszeiten weichen dort von den unsrigen ab. Dort wechseln nur Sommer und Winter. Der Antillische Sommer dauert vom November bis April. Es ist die trockene Jahreszeit, in der, wegen Mangel an Regen, eine gewaltige Dürre und eine drückende, abmattende Hitze herrschen, die auf alle organisirte Geschöpfe den nachtheiligsten Einfluß haben. Winter nennt man in diesen Gegenden die Zeit des Regens, der heftigsten Gewitter und der fürchter-

lichsten Stürme. Der Regen — und es vergeht in dieser Zeit von beinahe 7 Monaten keine Woche, in der es nicht regnen sollte, ja 8 bis 14 Tage regnet es oft in einem fort — kühlt die Luft ab; allein die dadurch verursachte große Feuchtigkeit erzeugt viele Krankheiten. Für die Gewächse ist jedoch ein solcher Winter, der weder Schnee noch Eis mit sich bringt, vortrefflich. Alles lebt von neuem auf, grünt und blüht, und Land- und Seethiere lassen sich häufiger sehen. Die Stürme richten in den Pflanzungen oft den größten Schaden an; und wer sollte nicht die Verwüstungen kennen, die im Gefolge der Erdbeben zu sein pflegen? Indeß stellen sich diese furchtbaren Naturscenen nicht alljährlich, und nicht immer gleich stark ein. — Mehrentheils sind die Antillen sehr fruchtbar. Die Gewächse, die theils wild wachsen, theils absichtlich von den Negern in Plantagen gebaut werden, und wozu man mehr oder weniger Anstalten und Fleiß für nöthig findet, sind vornemlich: Mais, Reis, Manjoc, Zuckerrohr, Piment, Ingwer, Sassafras, Jalappe, Aloe, Indigo, Cacao, Cassia, Taback, Kaffee, Baumwolle, Pomeranzen, Citronen, Feigen, Tamarinden, Storax, Palmen- und Cocosbäume, Mahagony-, Manschinell-, Guajac-, Rosen-, Mandel-, und Eisenholz, Farbehölzer, Gummicopalbäume und Bambusrohr. Wir werden noch Gelegenheit finden, mehrere dieser ausländischen Producte näher kennen zu lernen. Hier will ich nur etwas weniges davon sagen, um für die Beschreibung des Zuckers, des Hauptproducts dieser Inseln, Raum zu behalten.

Der Mais ist ein ursprünglich Amerikanisches Gewächs, heißt bei uns auch Türkischer Weizen, und wird nicht nur zur Speise und zum Viehfutter, sondern auch in Brau- und Brennereien benutzt. In Amerika giebt es großen Mais, der eine Höhe von 18 Fuß erreicht. —

Der Reis ist nur in warmen Ländern zu Hause, hat einen 4 Fuß hohen Halm mit Schilfblättern, und eine büschelförmige Aehre, deren Körner zur Speise dienen. Man unterscheidet den Sumpf- von dem Bergreis. Der letzte wird höher geschätzt, als der erste, den man in morastigen Niederungen säet. Die Körner werden ausgetreten, auf einer Mühle enthülset und getrocknet. — Die Manjoc- oder Cassave-Staude wächst wild, wird aber auch regelmäßig angebaut, und hat 15 Zoll lange und 4 Zoll dicke, auswendig gelbe, inwendig aber weiße Wurzeln, deren roher Saft giftig, gekocht aber unschädlich ist. Man schält die Rinde der Wurzel ab, reibt sie, preßt den Saft aus, und bäckt aus dem Teige ein dünnes nahrhaftes Brod, das gut schmeckt. — Der Piment oder Jamaische Pfeffer ist die Frucht eines etwa 16 Fuß hohen Baumes, dessen weiße Blüthe sich in eine grüne Beere verwandelt, die, wenn sie reif ist, braun aussieht. Man nimmt sie aber unreif ab, damit sie ihren gewürzhaften Geschmack behalte. — Der Ingwer ist eine schilfartige Pflanze mit einer knolligen Wurzel, die man getrocknet als Gewürz gebraucht. — Der Sassafras ist ein 10 Fuß hoher Baum, dessen Rinde, Holz und Wurzel als Arzneimittel gebraucht werden. — Die Jalappe ist eine rankende Pflanze, die sich bis 10 Fuß hoch um andere Gewächse schlinget, und zur Arznei ihre Wurzel liefert. Die Aloe oder Agave ist viel größer als die bei uns bekannte Aloe, hat sehr dicke stachlige Blätter, blüht nach dem 20sten Jahre, und wird auf mannigfaltige Art gebraucht. — Die Indigopflanze wird 4 Fuß hoch, hat viele Zweige und Blätter, aus welchen die Indigofarbe gemacht wird. Der Cacaobaum erreicht eine Höhe von 12 Fuß und eine Dicke von 8 Zoll. Aus einem Büschel seiner Blüthen entsteht eine längliche Schote, die von 20 bis zu 100 Bohnen enthält, welche zur

Schokolade gebraucht werden. Der Cassia ist der unächte Zimmtbaum, dessen Rinde in Europa oft die Stelle des wirklichen Zimmts vertritt. — Der Kaffeebaum ist klein, hat dunkelgrüne Blätter, weiße Blüthen und rothe Beeren, welche in einer weichen grauen Haut zwei graue Bohnen enthalten, die man vom Fleische der Beere befreit und trocknet. Die Baumwollenstaude wird im Frühjahr gesäet, und im Herbst abgeschnitten. Sie wächst an 3 Fuß hoch. Die gelbe Blüthe verwandelt sich in eckige Samenkapseln, welche mit der Wolle auch die Samenkörner einschließen. Wenn die Kapseln reif sind, springen sie von selbst auf. Die sogenannte rauhe Baumwollenstaude erreicht wol eine Höhe von 8 Fuß, und ist keine jährige Pflanze. Der Tamarindenbaum ist hoch, und trägt lange dicke Schoten, welche in einem dicken schwärzlichen Marke die braunen Samenkörner enthalten. Das Mark schmeckt säuerlich und dient zur Arzenei. — Der Storaxbaum erreicht eine ansehnliche Höhe, hat fünflappige Blätter und an den Spitzen der Zweige gelbrothe Blüthen. Sein weißes Holz wird von Tischlern verarbeitet. Aber am meisten wird der Baum seines wohlriechenden Harzes wegen geschätzt. Man bekommt es durch Einschnitte in die Rinde. — Der Cocosbaum gehört zu den Palmen, wird 80 Fuß hoch, hat am Gipfel 10 Fuß hohe und 2 Fuß breite Blätter, und immer Blüthen und Früchte. Dies sind die bekannten Cocosnüsse, die ein vortreffliches Wasser enthalten. Die äußere fasrige Hülle der Schale wird zu Stricken und Geweben, und die Schale selbst zu Gefäßen gebraucht; aus den abgeschnittenen Blumensprossen fließt ein Saft, der wie Wein getrunken wird. Die jungen Blätter geben einen Palmkohl. Außerdem nützt der Baum noch auf mehrere Art, durch sein Holz, sein Mark, und durch seine ausgewachsenen Blätter. — Der Mahagonybaum wächst

in felsigen Gegenden schnell, hoch und stark. Sein rothbraunes Holz ist hart, und nimmt daher eine gute Politur an. In Europa verarbeiten es die Tischler, in Amerika nicht selten die Schiffzimmerleute. Der Manschinellbaum enthält einen giftigen Saft, hat aber ein schönes Holz, das zu Getäfel gebraucht wird. Der Guajacbaum giebt das bekannte Franzosenholz, das schwärzlich, gelb und grün geflammt, sehr fest und so schwer ist, daß es im Wasser untersinkt. Man bedient sich desselben zu Drechsler- und Tischlerarbeiten. — Zu eben dem Behufe dient auch das Rosen-, Mandel- und Eisenholz. Der Atlasholzbaum, den man vorzüglich auf Jamaica findet, wächst sehr hoch und dick. Sein Holz ist gelb und hat einen Atlas-Glanz. Man verfertigt davon sehr theure Hausgeräthe. Eben dieselbe Insel enthält auch den Acajoubaum, der eine Höhe von 20 Fuß erreicht, wohlriechende Blüthen und eine rothgelbe apfelgroße Frucht trägt, deren säuerlicher Saft, ohne das Fleisch mit zu essen, ausgesaugt wird. Die an dem untern Ende der Frucht befindliche schwarze Nuß, enthält einen wohlschmeckenden Kern. Das schöne rothbraune, geaderte Holz wird von Tischlern verarbeitet. Der Gummicopalbaum schwitzt theils von selbst, theils durch Einschnitte in die Rinde, das bekannte Harz aus. Die vorzüglichsten hiesigen Farbehölzer sind, das Campeche- und das Brasilienholz.

Das Zuckerrohr, ein Schilfgewächs, treibt einen knotigen Halm von 7 bis 10 Fuß Höhe, und hat etwas über 1 Zoll im Durchmesser. Die zarte und weiche Rinde desselben schließt ein weißes, schwammiges und saftreiches Mark ein, welches den Zucker giebt. Die Blätter sind schilfartig, breit, dunkelgrün und an den Seiten scharf. Sie sitzen anfangs an den röthlichen Knoten, fallen nachher ab, und es bildet sich

dagegen an der Spitze des Halms ein Blätter-Büschel, aus dem sich die weißgraue Blüthe wie ein Federbusch erhebt. Dies Rohr liebt einen tiefliegenden, lockern, etwas feuchten, der Sonne ausgesetzten Boden. Man bestimmt zum Anbau desselben große Landstrecken, die tief riolt, in Quartiere abgetheilt und Plantagen genannt werden. Um in denselben das Rohr zu pflanzen, zieht man 6 Zoll tiefe und eben so breite Furchen, immer eine von der andern 2 Fuß entfernt. In diese Furchen legt man, 3 bis 4 Knoten lange Rohrschnittlinge, horizontal, und bedeckt sie mit Erde. Nach 8 Tagen schießen aus den Knoten Halme hervor. Das Umkraut wird nun sorgfältig weggeschaft. Nach 10 bis 18 Monaten ist das Rohr reif, und wird geärntet. Man schneidet die Spitzen mit den Blättern, welche das Vieh frißt, und den Halm etliche Zoll über der Erde ab. Nach Zerstückelung der Halme, bindet man sie bündelweise zusammen, und trägt sie sogleich nach der Mühle, wo der Saft durch hölzerne mit Eisen beschlagene Walzen ausgepreßt wird. Weil aber der Saft des abgeschnittenen unausgepreßten Rohres gährt und verdirbt; so erndtet man an einem Tage nicht mehr, als man auspressen kann. Das zerquetschte und wieder getrocknete Rohr dient zur Feuerung. Trocknes heißes Wetter befördert den Reichthum der Zuckerärnte. Der in der Mühle gewonnene Saft läuft in einen großen Kessel, wird bei gelindem Feuer gekocht und abgeschäumt. Fängt er an, sich zu verdicken, so gießt man ihn in einen andern Kessel, kocht ihn wieder bei stärkerm Feuer, und thut etwas Kalkwasser oder Aschenlauge hinzu, um die Unreinigkeiten herauszutreiben, die als Schaum sich oben aufsetzen, und abgenommen werden. Eben so wird der allmählig zäher gewordene Saft, nach einander, noch in 2 Kesseln behandelt, worauf man ihn in einem großen Bottiche, unter beständigem Umrühren, damit er gerinne

und sich körne, abkühlen lässt. Die Mutterlauge oder Melasse wird abgezapft. Auf diese Art bekömmt man den rohen oder Puderzucker, auch Moscovade genannt, der in den Europäischen Raffinerien noch größere Vervollkommnung erhält. Dies geschieht folgendermaßen. Nachdem man ihn zerstückelt hat, muß er in kupfernen Kesseln zerschmelzen und einige Stunden sieden. Während dessen gießt man, damit er trockne und krystallisire, eine verhältnißmäßige Menge von Kalkwasser, und damit er sich durch vermehrtes Schäumen noch mehr reinige, etwas Ochsenblut und Eiweiß hinzu. Der Schaum wird abgenommen, und der Saft nicht gekocht, sondern nur erhitzt. Je nachdem nun der Zucker feiner oder gröber sein soll, fährt man mit diesem Läutern noch ein paarmal fort, oder nicht. Der so gesottene Zuckersaft, wird durch ein wollenes Tuch in dem sogenannten Klairkessel filtrirt, bei starkem Feuer eingekocht, dann in die Kühlpfanne gebracht, beständig umgerüht, und in die kegelförmigen unglasirten, aus gebranntem Thone bestehenden Formen gefüllt. Diese verstopft man mit einem nassen Lappen an der offenen Spitze, öffnet sie aber wieder, sobald der Zucker zu gerinnen anfängt. Hierauf läßt man ihn abtröpfeln, ebnet die untere Seite, reiniget ihn auch wohl noch einmal mit sogenannter Zuckererde, nimmt den erhärteten Zucker aus den Formen, putzt ihn ab, trocknet ihn vorläufig auf einem luftigen Boden, hernach völlig in der Darre, und schlägt ihn endlich in Papier ein. Der aus den Formen gelaufene, und in mehrern Behältern gesammelte Saft, ist der Syrup, von dem man den bessern wieder zu Zucker einkocht, den schlechtern aber zum Verkauf in Tonnen füllt. Läßt man den Zuckersaft, den das erste Auspressen giebt, gähren, so erhält man den sogenannten vin de canne, und durch Destillation dieses Weins, das bekannte geistige Getränk, den Rum. So viel vom

Zucker. Daß Westindien den Europäern von diesem und andern Producten jährlich große Quantitäten überläßt, erhellt aus den obigen Angaben. Eben deswegen ist dieser Erdstrich seinen dermaligen Besitzern so wichtig. —

Außer den zahmen Thieren, welche die Europäer anfänglich dahin versetzt haben, und die hier, ohngeachtet des außereuropäischen Climas, recht gut fortkommen, finden sich auch wilde Ochsen, wilde Pferde, kleine wilde Schweine und wilde Hunde, z. B. auf Cuba; Federvieh, woran Jamaica einen Überfluß hat; Papageien und andres wilde Geflügel, worunter ich nur das Gelbkehlchen von St. Domingo, wegen seines schönen Gesanges und des Baus seines Nestes, anführe. Dies verfertigt der Vogel aus trockenen Grashalmen und dünnen Wurzeln sehr künstlich an einem Zweige, über dem Wasser, frei in der Luft: damit er seine Eier und Jungen vor Feinden sichere. Die Öffnung des Nestes ist unten, und der innere runde Theil, worin die Eier liegen, von dem engen Eingange durch eine Scheidewand getrennt, welche der Vogel übersteigt. Fische in großer Menge und Mannigfaltigkeit; Schildkröten, Crocodille, Eidexen, und Schlangen. Unter den Eidexen ist der Leguan oder die Kammeidexe die größte. Sie hat von der Reihe harter Spitzen, die vom Kopfe bis zum Schwanze fortgehen, den Namen. Ihre bläuliche Haut ist mit kleinen glänzenden Schuppen bedeckt. Mit ihren langen Krallen hält sie sich an felsigen, klippigen Ufern fest. Ihr weißes zartes Fleisch wird sehr gesucht. Sie pflanzt sich durch Eier fort. Einige Inseln haben auch Bienen. — Wir verlassen nunmehr Westindien, fahren östlich über die Caraibische See, laufen in den Surinam-Fluß ein und steigen bei Paramaribo aus, und somit betreten wir das feste Land in

Süd-

Südamerika,

und zwar

das Niederländische Guiana.

Paramaribo, der Hauptort dieser Holländischen Niederlassungen, liegt etwa 6 Meilen vom Meere entfernt, hat 1400 hölzerne Häuser, wovon die meisten regelmäßig, 2 bis 3 Stock hoch gebaut sind, und gerade Straßen bilden, die durch Pomeranzen-Alleen verschönert werden. Es fehlt ihr aber an gutem Wasser. Die vornehmsten Gebäude sind: der Pallast des Statthalters, das Rathhaus, das Hospital, eine lutherische Kirche und ein paar Synagogen. Die Häuser der Reichen sind mit Geschmack meublirt. Mit in- und ausländischen Lebensmitteln ist die Stadt überflüssig versehn, und letztere sind ungemein wohlfeil. Die Zahl der Einwohner beläuft sich, außer den Negern, auf 5000 Weiße. Der Umgang ist sehr angenehm; Vergnügungen nach Europäischer Art, wozu auch ein Liebhabertheater zu rechnen ist, wechseln häufig mit einander ab, und der Luxus in Speisen, Wohnungen, Kleidungen, Bedienten ꝛc. ist sehr groß. Viele lassen ihre Besuchzimmer mit Citronensaft scheuren. — Die schöne Rhede der Stadt wird stark besucht. Paramaribo hat viele Gärten. Sie ist der Sitz des Statthalters, der Regierung und andrer Gerichte dieser Colonien. — Diese, durch die Forts Amsterdam, Nassau und einige andere beschützt, haben von den hiesigen, ins atlantische Meer fallenden Flüssen, Essequebo, Demerary, Berbice und Surinam, wovon der erste der stärkste ist, den Namen. Surinam ist die vornehmste Niederlassung. Jene Flüsse überschwemmen den niedrigen, aber fetten Boden, und machen ihn un-

Zucker. Daß Westindien den Europäern von diesem und andern Producten jährlich große Quantitäten überläßt, erhellt aus den obigen Angaben. Eben deswegen ist dieser Erdstrich seinen dermaligen Besitzern so wichtig. —

Außer den zahmen Thieren, welche die Europäer anfänglich dahin versetzt haben, und die hier, ohngeachtet des außereuropäischen Climas, recht gut fortkommen, finden sich auch wilde Ochsen, wilde Pferde, kleine wilde Schweine und wilde Hunde, z. B. auf Cuba; Federvieh, woran Jamaica einen Überfluß hat; Papageien und andres wilde Geflügel, worunter ich nur das Gelbkehlchen von St. Domingo, wegen seines schönen Gesanges und des Baus seines Nestes, anführe. Dies verfertigt der Vogel aus trockenen Grashalmen und dünnen Wurzeln sehr künstlich an einem Zweige, über dem Wasser, frei in der Luft: damit er seine Eier und Jungen vor Feinden sichere. Die Öffnung des Nestes ist unten, und der innere runde Theil, worin die Eier liegen, von dem engen Eingange durch eine Scheidewand getrennt, welche der Vogel übersteigt. Fische in großer Menge und Mannigfaltigkeit; Schildkröten, Crocodille, Eidexen, und Schlangen. Unter den Eidexen ist der Leguan oder die Kammeidexe die größte. Sie hat von der Reihe harter Spitzen, die vom Kopfe bis zum Schwanze fortgehen, den Namen. Ihre bläuliche Haut ist mit kleinen glänzenden Schuppen bedeckt. Mit ihren langen Krallen hält sie sich an felsigen, klippigen Ufern fest. Ihr weißes zartes Fleisch wird sehr gesucht. Sie pflanzt sich durch Eier fort. Einige Inseln haben auch Bienen. — Wir verlassen nunmehr Westindien, fahren östlich über die Caraibische See, laufen in den Surinam-Fluß ein und steigen bei Paramaribo aus, und somit betreten wir das feste Land in

Südamerika,

und zwar

das Niederländische Guiana.

Paramaribo, der Hauptort dieser Holländischen Niederlassungen, liegt etwa 6 Meilen vom Meere entfernt, hat 1400 hölzerne Häuser, wovon die meisten regelmäßig, 2 bis 3 Stock hoch gebaut sind, und gerade Straßen bilden, die durch Pomeranzen-Alleen verschönert werden. Es fehlt ihr aber an gutem Wasser. Die vornehmsten Gebäude sind: der Pallast des Statthalters, das Rathhaus, das Hospital, eine lutherische Kirche und ein paar Synagogen. Die Häuser der Reichen sind mit Geschmack meublirt. Mit in- und ausländischen Lebensmitteln ist die Stadt überflüssig versehn, und letztere sind ungemein wohlfeil. Die Zahl der Einwohner beläuft sich, außer den Negern, auf 5000 Weiße. Der Umgang ist sehr angenehm; Vergnügungen nach Europäischer Art, wozu auch ein Liebhabertheater zu rechnen ist, wechseln häufig mit einander ab, und der Luxus in Speisen, Wohnungen, Kleidungen, Bedienten rc. ist sehr groß. Viele lassen ihre Besuchzimmer mit Citronensaft scheuren. — Die schöne Rhede der Stadt wird stark besucht. Paramaribo hat viele Gärten. Sie ist der Sitz des Statthalters, der Regierung und andrer Gerichte dieser Colonien. — Diese, durch die Forts Amsterdam, Nassau und einige andere beschützt, haben von den hiesigen, ins atlantische Meer fallenden Flüssen, Essequebo, Demerary, Berbice und Surinam, wovon der erste der stärkste ist, den Namen. Surinam ist die vornehmste Niederlassung. Jene Flüsse überschwemmen den niedrigen, aber fetten Boden, und machen ihn un-

rastig, die gewaltig heiße Luft, aber feucht und ungesund. Man sollte nicht glauben, daß sich Menschen in den ungesundesten Gegenden ansiedeln würden; allein die Gewinnsucht hat von jeher die größten Hindernisse überstiegen. Die Colonisten haben ihre Pflanzungen längs den Flüssen, auf 30 Meilen weit ins Land hinein, angelegt, unterhalten sie sehr eifrig, und gewinnen viel Zucker, Kaffee, Cacao, Indigo, Taback und Baumwolle. Außerdem benutzen sie auch die großen Waldungen an der Küste zu Zimmer- und Tischlerarbeiten. Surinam soll jährlich für 7½ Mill. Holl. Gulden erzielte Producte ausführen, welches allerdings für den Reichthum der Colonien spricht; allein es fehlt ihnen an Mehl, Salz, Munition, Gewehren und an allen Arten von Manufactur- und Fabrikwaaren, die ihnen also zugeführt werden müssen. — Eine Zuckerplantage enthält wol an 5—600 Äcker. Jeder Acker besteht aus mehrern Theilen oder Feldern, und bringt jährlich etwa 3 bis 4 Oxhoft ungeläuterten Zucker ein, wovon jeder 1000 Pfund wiegt. Mehrentheils liegen die Pflanzungen in Wäldern, und leiden daher nicht selten vom Wilde. Die Bevölkerung beläuft sich auf etwas über 6000 Weiße — Niederländer, Deutsche und Juden — und beinahe auf 90000 Neger. Da man diese Sklaven von je her mit barbarischer Härte behandelt hat, so sind viele von ihnen in die Wälder entwichen, und leben unter dem Namen der Maronneger in einer republikanischen Verfassung. Dieser Freistaat hat sich allmälig so vergrößert, daß er den Colonisten furchtbar geworden ist. Allein mit den nahe wohnenden Indianern, als mit den Arowaken und Warouwen halten die Weißen gute Freundschaft, gewähren ihnen den Schutz der Gesetze und große Freiheiten, und haben schon viele der ersten zum Christenthume bekehrt. Diese Indianer sind übrigens Nomaden. — Die Pflanzer, welche mehrentheils reiche,

begüterte Leute sind, führen ein weichliches, gemächliches Leben, ohne selbst zu arbeiten. Sie denken nur darauf, wie sie den Tag in Vergnügungen und Zerstreuungen hinbringen wollen, wozu es ihnen auf keine Weise an Gelegenheit und Mitteln fehlt. Desto kläglicher ist das Loos der Neger.

Ehe wir dieses Land verlassen, müssen wir noch einige hier befindliche Thiere und Gewächse ihrer Sonderbarkeiten wegen kennen lernen. Das feuchte heiße Clima erzeugt viele Schlangen, unter andern auch eine Wasserschlange, Boa genannt, welche oft an 20 Ellen Länge und 2 Ellen im Umfange hat. Sie ist oberwärts grünlich-schwarz, unten schmutzig-weiß und an den Seiten gelbbraun. Ihr verhältnißmäßig kleiner, aber breiter und platter Kopf, zeigt einen großen zahnreichen Rachen. Sie ist überall mit Schildern bedeckt. Am Schwanze hat sie 2 Krallen, ihre Beute festzuhalten. Ihr Aufenthalt sind Niederungen und Sümpfe. Sie gehört zu den Riesenschlangen, wovon es mehrere Gattungen giebt, die aber alle schön gezeichnet sind. Einige sind gelb mit dunkelbraunen, andere bräunlich mit weißen Flecken, noch andere sind oberwärts mit rothen Zeichnungen und mit einem pomeranzenfarbigen Schwanz geziert. Ob sie gleich kein Gift bei sich haben, so sind sie doch wegen ihrer Stärke und ihres scharfen Gebisses sehr gefährlich. Sie machen sich an große Thiere, halten sich mit dem Schwanze an einem Baume fest, fliegen dem sich nähernden Thiere schnell auf den Leib, umschlingen es, halten ihm mit dem Maule die Nasenlöcher zu, daß es ersticken muß, oder zerdrücken ihm die Knochen im Leibe, lassen dann ihren Raub los, saugen ihm zuförderst das Blut aus, und verzehren dann das übrige, selbst die Knochen, die sie mit ihrem Geifer schlüpfrig gemacht haben. Aber nach einer solchen Mahlzeit sind sie auch so unthätig, daß es einem Menschen nicht viel Mühe kostet, sie zu erlegen.

Die Neger, die, so wie die Eingebornen, nicht nur diese Schlangen essen, sondern auch das Fett derselben zur Heilung bei Wunden gebrauchen, stellen ihnen nach, und wenn sie eine erlegt haben, ziehn sie ihr auf eine ihnen eigene Art die Haut ab. Sie befestigen nemlich dicht am Kopfe einen Strick, den sie über einen starken Baumast werfen, an welchem sie die Schlange hinaufziehn. Einer von der Gesellschaft, klettert alsdann, mit einem Messer versehn den Baum hinauf, löset die Haut oben ab, umschlingt das Thier, und indem er an demselben heruntergleitet, streift er die Haut zugleicher Zeit ab. Diese Operation ist auf dem Kupfer vorgestellt, auf dem im Vordergrunde eine Mulattin in ihrer gewöhnlichen Tracht erscheint.

Die Pipa, eine hier zu Lande sehr gemeine Kröte, ist größer und platter als die unsrige. Ihre Vorderfüße sind gezähnelt und stumpf; die Hinterfüße aber mit Zehen versehen, die mit einer Schwimmhaut verbunden und mit Nägeln besetzt sind. Sie sieht oben schwarzbraun, unten aschfarbig-gelb aus. Von unsern Kröten unterscheidet sie sich vorzüglich durch die Art, wie das Weibchen ihre Jungen aushecket. Nachdem dasselbe die Eier von sich gegeben hat, streicht sie das Männchen auf den warzigen Rücken des Weibchens und befruchtet sie. Nach einiger Zeit kommen die Jungen auf dem Rücken der Mutter zum Vorschein, die sie so lange auf sich behält, bis sie nach überstandenen Verwandlungen den Dienst der Mutter nicht mehr nöthig haben, und in vollkommener Gestalt ihren Aufenthalt verlassen.

Sehr viel haben die Landesbewohner von den Muskiten, einer Art kleiner Mücken, auszustehn, die nicht allein gewaltig stechen, sondern sich zuweilen sogar in die Haut eingraben, und dadurch Geschwüre veranlassen, die in solchen heißen Gegenden gefährlich werden können.

A



Taf. I.


UNIV.
OF
MICH.

Um sich vor ihnen zu sichern, pflegt man nicht nur die Zimmer mit Taback stark zu räuchern, sondern auch mit Citronensaft die entblößten Theile des Körpers zu waschen, und überdies in Hängematten zu schlafen. Jener Saft ist zugleich das beste Heilmittel, wenn man von ihnen gestochen worden ist.

Durch ihren giftigen Biß ist die Surinamische Spinne sehr gefährlich. Dies Thier ist häßlich, und über den ganzen Körper rauch und haarig. Ihr Hinterleib ist so groß wie ein Hünerei. Sie wohnt auf Bäumen, nährt sich von Ameisen, von denen es hier eine ziemlich große Art giebt, und saugt kleinen Vögeln, die sie in ihren Nestern überfällt, das Blut aus. Besonders liebt sie das Blut der Colibris. Ihre beiden Freßzangen sind stark. Man pflegt die hornartigen Krallen an ihren Füßen, in Gold gefaßt, zu Zahnstochern zu gebrauchen. Sie hat aber auch ihre Feinde. Dies sind die großen Zugameisen, welche auf ihren Wanderungen diese Spinnen angreifen und tödten. Diese Ameisen sind so groß wie eine Wespe, kastanienbraun, und wohnen 6 bis 8 Fuß tief unter der Erde in künstlich gemachten Hölen. Alle 3 bis 4 Jahr kommen sie in unzähliger Menge hervor, ziehn geraden Wegs nach bewohnten Orten, dringen in die Häuser und durchlaufen alle Zimmer, um sie von Mäusen, Spinnen, und andern Insecten zu reinigen. In kurzer Zeit sind sie damit fertig, und treten dann ihre Rückreise an. Die Einwohner sehen sie also recht gern kommen, und schließen ihnen Schränke und Kasten auf.

Auf eine andre Art den Menschen nützlich, ist der Laternenträger, ein, ohne den Rüssel, 5 Zoll langer Käfer, von schöner Zeichnung und Farbe. Der hohle Rüssel, welcher länger als der übrige Leib ist, leuchtet in der Dunkelheit so hell, wie ein Licht, so daß sich die Einwoh-

ner dieser Insecten in den Zimmern statt der gewöhnlichen Lichte, und des Nachts auf der Straße statt einer Laterne bedienen, indem sie ein solches Thierchen an einen Stock anbinden. Es ist ganz unschädlich und lebt von Blumen.

In den dortigen Gewässern finden wir den Alligator, den Zitter- oder elektrischen oder Surinamischen Aal. Der Alligator, ein 4 bis 20 Fuß langes Thier, gehört zum Geschlechte der Eidexen. Der gezähnelte Rücken ist gelblich-dunkelbraun, die Seiten grünlich, der Bauch schmutzig-weiß. Er hat einen großen Kopf, unbewegliche, durch einen Auswuchs beschützte Augen, eine Schweins-Schnauze, einen weiten mit doppelter Reihe von Zähnen besetzten Rachen, Klauen, die mit harten scharfen Nägeln besetzt sind, große Schuppen über den ganzen Körper, einen langen Schwanz und eine dicke Haut, die der Flintenkugel widersteht. Am Kopfe und Bauche kann man das Thier am leichtesten verwunden. Obgleich sein Fleisch einen Bisamgeruch hat, so wird es doch von den Eingebornen gegessen. — Der Zitteraal ist etwa 4 Fuß lang, fast ganz schwarz, ohne Bauchflossen und sieht unserm Aale sehr ähnlich, unterscheidet sich aber merklich von ihm durch seine Elektricität, die er sogar dem Wasser umher, in einer gewissen Weite, mittheilt. Rührt man ihn mit dem Finger oder mit einem Stocke an, so empfindet man einen sehr heftigen Schlag. Ein Fisch, der ihm zu nahe kommt, liegt bald ohne Bewegung da, und erholt sich nur dann, wenn man ihn geschwind in andres Wasser setzt. Die Natur scheint ihm also diese Eigenschaft zu seiner Vertheidigung gegeben zu haben. Es giebt indeß doch Mittel, ihm seine elektrische Kraft eine Zeit lang zu benehmen; wenn man z. B. einen Magnet an ihn hält, oder die Hand mit einem seidenen Tuche umwickelt, so läßt er sich ohne Gefahr angreifen. Auch

empfindet man wenig oder gar keine Erschütterung, wenn man Schwanz und Rücken mit beiden Händen zugleich stark anfasst. Je mehr aber der Fisch gereizt wird, desto heftiger ist der Schlag. Sobald er stirbt, verliert er diese Eigenschaft. In Surinam hält man die Jungen in eigenen Behältern. Ihr Fleisch soll einen guten Geschmack haben.

Die Wälder, die an nützlichen hohen und starken Bäumen sehr reich sind, wovon unter andern die Manikola-, Wana- und Koupybäume gutes Zimmer- und Tischlerholz liefern, sind mit Thieren verschiedener Art bevölkert. Man findet darin große Heerden von Pingos, eine Gattung kleiner Schweine, die das eigene haben, daß alle die, welche zu einem Haufen gehören, in gerader Linie hinter einander fortlaufen, und mit leichter Mühe erlegt werden, (denn sie sind nicht wild) sobald ihr Anführer gefallen ist. — Größer, stärker, wilder und mit starken Hauern bewaffnet ist der Eras Pingo, der sich bei der geringsten Verwundung zur Wehre setzt, und den Jägern gefährlich wird. Sein Fleisch ist gröber und härter als das des Pingos. Der Peccari gehört ebenfalls zu den Schweinen, hat ein sanftes Naturell und läßt sich leicht zähmen. Er ist etwa 3 Fuß lang, ohne Schwanz, hat kurze Hauer, gelblich-graue, auf dem Rücken lange, am Bauche und an den Seiten aber kurze dünn stehende Borsten. Er hält sich mehrentheils in trockenen hochgelegenen Gegenden auf. — Der Kabiai ist ein Wasserschwein, ungeschwänzt, mit grauen Borsten und starken Hauern. Er hat an jedem Fuße drei mit einer Schwimmhaut verbundene Zehen, kommt des Nachts ans Ufer, um seine Nahrung zu suchen, die in Pflanzen besteht, und wird gegessen. — Das 3 Fuß lange Stachelschwein hat seinen Namen von den Stacheln, womit sein Körper, die Füße, den Kopf und den Schwanz ausgenommen, besetzt ist. Diese Stacheln, die

unten gelb, in der Mitte braun, oben weiß, und etwa 3 Zoll lang sind, dienen dem Thiere zur Vertheidigung, daher kann es dieselben bewegen. So lange es in Ruhe ist, liegen sie dicht am Körper an, sträuben sich aber empor, wenn man es reizt. Es holt seine Nahrung von den Bäumen, auf die es mit Hülfe seines langen Schwanzes, womit es sich an den Ästen festhält, sehr geschickt klettert. — Das hier ebenfalls bekannte Faulthier sucht seine Nahrung auf Bäumen, von welchen es nicht eher wieder herabkömmt, bis alles Grüne abgefressen ist. Es hat von seinem trägen Gange den Namen bekommen. Es vergehn nemlich wol 8 Minuten, ehe das Thier einen Fuß nach dem andern fortsetzt, und eben so viel Zeit braucht es, um dazwischen auszuruhen. Um von einem Baume schneller auf die Erde zu kommen, zieht es sich zusammen und stürzt sich ohne Gefahr hinunter. Das Thier sieht einem Affen nicht unähnlich. Man kennt 2 Arten davon, den Ai, der etwa 2 Fuß lang, und den Unau, der etwas kleiner ist. — Der Armadill oder Tatu hat einen geharnischten Körper, um welchen bewegliche Ringe gehen, zwischen denen die Haut geschmeidig ist, so daß er sich vermittelst derselben nach beiden Seiten umwenden kann. Er hat etwas über 3 Fuß Länge, einen Schweinekopf, röthliche Farbe, einen langen spitzzugehenden, ebenfalls beschuppten Schwanz, und kleine mit 4 bewaffneten Zehen besetzte Füße, womit er sich in die Erde gräbt. Bei Tage schläft er, und geht nur des Nachts auf seine Nahrung aus, die in Insecten, Vögeln, Früchten und Wurzeln besteht. Die Eingebornen essen sein Fleisch. — Affen-Arten sind hier in Menge, von den größten bis zu den kleinsten. Ich bemerke davon nur den Mikao, der so groß wie ein Luchs ist, ein röthlich-graues Haar, schwarzen Kopf, und sehr langen Schwanz hat. Der Kifi Kifi hat die Größe eines Eichhörnchens,

rothe Haare, gelbe Vorderfüße, sehr langen Schwanz, runden Kopf, weißes Gesicht mit einem schwarzen Fleck in der Mitte, lebhafte Augen und viel Behendigkeit. Die Eingebornen fangen ihn mit Leim, und man pflegt in den Colonien das Thierchen, das sich übrigens leicht zähmen läßt, an silbernen Ketten zu halten. Der Quato ist sehr groß, hat ein kahles röthliches Gesicht, lange schwarze Haare, vorne 4, hinten 5 mit schwarzen Nägeln besetzte Zehen, schwingt sich vermittelst seines Schwanzes sehr geschickt von einem Baume zum andern, und wirft die Vorübergehenden mit seinem Kothe und mit abgebrochenen Ästen. Der Wanokon-Affe lebt einsam, und wird von andern Affen überall verfolgt und geschlagen.

Außer diesen und mehrern andern Thieren, enthalten die Waldungen auch 2 Gattungen von Damhirschen, wovon die eine, ihres zarten Fleisches wegen, sehr geschätzt wird. Noch schätzbarer ist das hiesige Geflügel, das vorzüglich gut gedeiht. Außer den gewöhnlichen Hühnern und einer kleinen struppigen Gattung, sieht man hier viel Truthühner, wovon mehrere 20 Pfund wiegen, und vortreffliche Gänse und Enten.

Ehe ich das Thierreich verlasse, muß ich noch die den Einwohnern beschwerlichen Kakerlaken erwähnen. Sie gehören zu den Käfern, sind schwarzröthlich, 2 Zoll lang, legen ihre Eier überall hin, wohin sie nur kommen können, verwüsten was sie finden, und lassen einen widerlichen Geruch zurück. Um eine Kiste vor ihren Angriffen zu bewahren, muß man sie auf Gläser stellen, und den Staub fleißig abfegen. Die großen Ameisen sind ihre natürlichen Feinde.

Unter den Gewächsen bemerken wir die Ignama Wurzeln, die zuweilen 3 bis 4 Pfd. wiegen. Man pflanzt Schnittlinge davon in gehöriger Entfernung, in fettes Erdreich, und nach 6 Monaten bekomme

man die reifen, inwendig weißen, auswendig aber dunkelrothen Wurzeln, welche auf der Erde fortkriechen, und von Negern und Indianern gekocht, gebraten und als Brod gegessen werden. Der Baum, der die bekannte Pompelmuß trägt, wird mehr geschätzt als der Onvara-Baum, eine Palmenart, dessen pflaumenähnliche Frucht nicht so gut schmeckt, als jene; aber die Neger verfertigen aus den Steinen derselben Ringe mit Inschriften, welche die Europäer in Gold fassen lassen und tragen. — Der Tamarindenbaum hat die Größe eines hohen Apfelbaums, einen geraden dornigen Stamm, zackige Zweige, die sich wie ein Sonnenschirm ausbreiten, lange, einander entgegenstehende hellgrüne Blätter, und zwischen denselben lange Schoten, welche purpurrothe Sterne in einem grauen Marke einschließen. Dieses Mark schmeckt angenehm säuerlich, und dient roh und eingemacht zur Speise. Mark und Kerne werden in den Apotheken und Tabacksfabriken gebraucht. — Sehr angenehm an Geschmack und Geruch ist der Saft der Markusas oder der Rankenäpfel. Diese Frucht sieht goldgelb aus, und ist so groß als ein Hühnerei. Ihre Blüthe hat viel Ähnlichkeit mit der Passionsblume, und wächst an einer rankenähnlichen Pflanze. — Es giebt hier zu Lande überhaupt viel Rankgewächse, als Lianen, die sich an den Bäumen hinaufwinden, und die Matakee, welche an der Erde so häufig und so verworren durch einander fortkriecht, daß die Wege dadurch verschlimmert werden. — Außer den Lianen, die man wie Hanf verbrauchen kann, befinden sich hier noch andere Gewächse zu eben dem Behufe. Unter mehrern die Seidengraspflanze, deren Blätter starke, dünne und weiße Fäden enthalten, die man durch Klopfen in einen seidenartigen Hanf verwandeln, und nicht allein Stricke, Netze, Körbe und dergleichen Flechtwerk, sondern auch Zeuge daraus verfertigen kann. Die Blätter enthal-

ten überdies ein seifenartiges Mark, welches die Neger statt der gewöhnlichen Seife gebrauchen. — Die Rinde der Kohlpalme, die oft eine Höhe von 200 Fuß erreicht, deren junge unentwickelte Blätter unter dem Namen Palmkohl, und deren zartes junges, im Stamm befindliches Mark, gehörig zubereitet, gegessen werden, giebt in ihren starken, holzigen Fasern ein gutes Mittel zu Flechtwerk, wozu zähe, glatte und starke Fäden erfordert werden. Es giebt verschiedene Arten von Palmkohl; der beste heißt Bergkohl, welcher das aus langen, leichten, weißen Blättern bestehende Herz des an 50 Fuß hohen Palmbaumes ist, dessen brauner, holziger, schnurgerader Stamm ein saftiges Mark einschließt. Die auf beiden Seiten mit starken zackigen, an 3 Fuß langen, dunkelgrünen, zugespitzten Blättern besetzten Zweige, breiten sich am Gipfel aus. Gekocht, hat dieser Bergkohl im Geschmack Ähnlichkeit mit dem Blumenkohle. Man ißt ihn auch kalt als Sallat. — Eine sehr schmackhafte, gesunde und nährende Frucht, liefert der Avocatobaum, dessen Höhe oft 20 Fuß beträgt. Die Frucht gleicht einer mittelmäßigen Birne, deren gelbes, saftreiches und wohlschmeckendes Fleisch einen häutigen Kern einschließt. Man ißt sie nicht nur frisch, als eine Delikatesse, sondern auch in Essig eingemacht mit Pfeffer und Salz, und hält sie für ein gutes Mittel gegen die Ruhr. Als Sallat, in Scheiben geschnitten, zuweilen auch gekocht, dienen die Auberginen, eine gurkenähnliche Frucht, die eine hochrothe Schale und ein weißes Fleisch hat, und auf einem Baume wächst, dessen große und breite Blätter oben grün und unten roth sind. — Eine durch ihren vortrefflichen Geruch und angenehme Säure sehr labende und stärkende Frucht sind die Limonien, welche eben so sehr mit der Citrone Ähnlichkeit haben, als der Baum, an welchem sie wachsen, mit dem Citronenbaume, nur daß er kleiner ist,

als dieser. Sie wachsen hier in außerordentlicher Menge, in Gärten sowol als wild, und man pflegt daher sehr viel einzumachen, auch den Saft aufzuheben und auszuführen.

Unsere gewöhnlichen dünnschäligen Obstarten kommen bei der großen Hitze des dortigen Climas nicht gut fort. Man findet zwar Kirschen; allein sie haben einen sauren Geschmack, und werden höchstens zu Confituren benutzt. Dagegen bringt das Land mehrere Arten von Pfeffer, Portulak und andere gewürzhafte Kräuter hervor. Ich schließe diese kurze Anzeige der dortigen Gewächse mit dem Baume, der die Flaschen-Kürbisse trägt. Dieser erreicht die Höhe eines gewöhnlichen Apfelbaums, hat dicke und zugespitzte Blätter und die Kürbisse zu Früchten, welche an Größe und Gestalt von einander abweichen. Sie sind entweder eiförmig, oder kegelförmig, oder rund, und haben bis 3 Fuß im Umfange. Die Rinde des Kürbisses ist hart, glatt und wird im Alter braun. Das Fleisch ist markig. Die Eingebornen, so wie die Neger, gebrauchen die Schalen zu Trinkflaschen, Schüsseln, Näpfen und ähnlichen Gefäßen.

Wir setzen über den Marawyne-Fluß, und gelangen sofort in

das französische Guiana,

welches auf der Ostseite bis zum Cap-Nord vom Atlantischen Meere bespült wird. Die Franzosen haben sich in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts hier niedergelassen, so ungesund das Clima auch ist. Überhaupt unterscheiden sich diese Gegenden in der Luft, im Boden und in den Producten von den Holländischen, die wir eben verlassen haben, wenig oder gar nicht. Nur die Luft ist, wo möglich, noch heißer, der Boden morastiger, waldiger und weniger angebaut. Die Colonisten, deren es im Jahr 1780, 1358 mit 10539 Negern gab, bauen vorzüglich Zucker,

Kaffee, Cacao, Baumwolle und Roucou, welches letztere die Frucht eines mäßig hohen Baumes ist, der immer grüne Blätter, weiße und blaßrothe Blüthen und stachlige Samenkapseln hat, welche die Samenkerne, von der Größe der Wicken, einschließen. Die Haut dieser Kerne ist hochroth, dick und weich, wird durch Wasser abgelöst, und von den Kernen befreit. Sie setzt sich auf den Boden der Gefäße, wie ein rother Brei, den man, nach allmäliger Abgießung des klaren Wassers, an der Sonne trocknet, und zu Kugeln rundet oder zu Kuchen plattet, und verkauft. Diese schöne rothe Farbe ist gewöhnlich unter dem Namen, Orlean, bekannt. — Da es hier zuweilen anhaltend heftig regnet, und dann wieder eine so große Dürre folgt, daß alles auf dem Lande versengt, so ist es Wunder, wie noch Getreide und Gartenfrüchte gedeihen; aber Europäisches Obst kommt nicht gut fort. — Aus der Menge der hiesigen schön gefiederten Vögel will ich einige ausheben. Der dortige Kuckuck von Cayenne baut sich sein eigen Nest, und brütet seine Eier selbst aus. Dies unterscheidet ihn vom Europäischen. Der zu den Pirols gehörige Trupial ist orangefarbig und schwarz; der gelbe aber ist gelb, braun und schwarz; und der rothe ist karminroth und schwarzgrau, und jede Feder ist weiß eingefasst. Sein Schnabel, sein Bauch und seine Augen sind schwarz. — Der Geierkönig ist violet, roth, gelb und schwarz, von der Größe einer mäßigen Gans, und nährt sich von Ratten und dergleichen kleinen Thieren. — Der inländische Fasan ist schön gezeichnet, die Hauptfarbe ist die grüne. Er hat ein wohlschmeckendes Fleisch. — Die Ringeltaube wird 14 Zoll hoch, ist violet und weiß, und hat am Halse und der Brust Federn wie Pfauenspiegel. — Der Gannet ist ein Strandläufer, braun und weiß gefleckt, von der Größe einer kleinen Gans, und brütet zwischen Klippen.

Der Hauptort ist Cayenne. Er liegt auf einer Insel dicht am Meere, ist mit Mauern und Graben umgeben, hat ein Fort, einen Hafen, den die Mündung des Flusses Cayenne macht, und etwa 200 sehr leicht gebaute hölzerne Häuser. Die Franzosen gebrauchen dieses ungesunde Land in neuern Zeiten, um die zur Deportation oder Landesverweisung Verurtheilten, hieher zu bringen.

Das Portugiesische Amerika

fängt südlich vom Cap-Nord an, und dehnt sich, wenn wir die Küsten verfolgen, bis nach Rio Grande aus, wo es durch ein neutrales Land von den Spanischen Besitzungen getrennt wird, woran es überhaupt gegen Westen grenzt. Es ist ein sehr großes Land, das vom 310 bis 343 Gr. Länge, und vom 1½ Gr. nördlicher bis zum 31 Gr. südlicher Breite reicht. Es liegt also, ein kleines südliches Stück ausgenommen, ganz in der heißen Zone. Die Bestandtheile desselben sind das südöstliche Guiana, fast das ganze Amazonenland, Brasilien, ein Stück von Ost-Paraguay, und ein kleiner Theil von Peru. Das Ganze ist in 12 Statthalterschaften abgetheilt, wovon jede einen besondern Befehlshaber hat, die aber alle unter dem Oberstatthalter oder Vicekönig von Brasilien stehn. Diese 12 Theile heißen: Macapa und Rionegro, welche das Portugiesische Guiana ausmachen, Para, Fernambuco, Maranhao, Bahia, Rio-Janeiro, St. Paulo, Goyazes, Mattogrosso, Minasgeraes, welche drei letzten die höchsten Gegenden des Landes begreifen und die eigentlichen Bergwerksprovinzen sind; und endlich die Insel St. Catharina mit einem Theile des gegenüberliegenden festen Landes. — Wenn wir, von der nördlichen Grenze aus, dies große, in seinen Theilen wohlverbundene, schöne Land, durchreisen wollen, so kommen wir zunächst,

unter dem Äquator, nach der Mündung des größten Flusses der bekannten Erde, des Maranjon oder Amazonenflusses. Er entspringt in den Peruanischen Gebirgen, ohnweit Tarma, nimmt seinen Lauf anfänglich nördlich, aber bald östlich, wird durch mehrere große und kleine Flüsse vergrößert, unter andern durch den Ucayale-, Schlangen-, Madeira-, Tapayas- und Xingu-Fluß, welche sich auf der südlichen Seite in ihn ergießen; so wie durch die nördlich ihm zuströmenden Flüsse Napo, Putumayo, Yupura und Negro. Mit dem Gran Para- oder Tocantin-Flusse, der von Süden nach Norden fließt, ist er ohnweit seiner Mündung durch einen Arm des letztern verbunden, so daß die Ausflüsse beider Ströme mit dem Atlantischen Meere, worin sie sich ergießen, eine sehr beträchtliche Insel bilden. Der Maranjon hat eine Länge von beinahe 900 Deutschen Meilen, eine ansehnliche Breite, und enthält eine unendliche Menge zum Theil bewohnter Inseln. Er durchströmt das ehedem fabelhafte Amazonenland, und befruchtet es durch seine jährlichen Überschwemmungen. Dies Land hat die Natur zu einem wahren Paradiese geschaffen. Wohin wir unsre Augen wenden, sind Merkmale der größten Fruchtbarkeit, sind Leben nnd Anmuth. Unzählige Bäche, dickes Gehölz und ansehnliche Berge kühlen die Sommerhitze zur mäßigen Wärme des Frühlings ab. Uns ungewöhnliche Pflanzen und unbekannte Blumen bedecken und verschönern die Erde, die in jeder Jahreszeit trägt; man geht auf gewürzhaft duftenden Kräutern, und bewundert die fast immer mit Früchten beschwerten Bäume, und die Felder reich an eßbaren Gewächsen. Die Ströme sind mit Fischen, die Berge, Ebnen und Wälder mit Thieren der verschiedensten Art, und das Innere der Erde mit Gold, andern Metallen und edlen Steinen angefüllt. Die Ansichten der hiesigen Gegenden

sind so vortrefflich, als angenehm das Clima. Schade nur, daß die meisten Landstriche mit dicken Waldungen bedeckt sind. Die Eingebornen sind wohlgebildet, groß, stark, gesund, und entbehren nichts zu ihrer Glückseligkeit. Ihre Künste helfen ihren Bedürfnissen ab, ihre einfachen Speisen überheben sie der Arzeneien; ihre lebhaften Vergnügungen verletzen nicht den Anstand, und jedermann ist frei, denn die Oberhäupter in ihren Dörfern haben keine Gewalt über Eigenthum und Personen, geben nur Rath, halten auf Ordnung und führen das Volk im Kriege an. — Unser Weg führt uns südlich nach der Stadt Para, ohnweit der Mündung des Tocantin. Der Ort ist groß und schön, hat einen vortrefflichen Hafen und treibt einen starken Handel. — Weiter südöstlich herunter sehen wir das Vorgebirge St. Roque, von wo sich die Küste nach Südwesten krümmt. Auf diesem Wege finden wir die ansehnliche, von 12000 Menschen bewohnte Seestadt Olinda oder Fernambuco, mit verschiedenen Klöstern und einem Bischofe. Die Stadt selbst liegt eine gute Meile von ihrem kleinen Hafen entfernt, den Felsen und Sandbänke so verschließen, daß nur ein enger Kanal das Einlaufen in denselben gestattet. An dem Hafen liegt die Vorstadt mit den Magazinen der Kaufleute. Außer einigen andern Landesproducten wird nur von hier das bekannte Fernambuck- oder Brasilienholz ausgeführt. Es giebt von diesen großen und starken Bäumen, deren Holz roth färbt und in Europa häufig gebraucht wird, ganze Waldungen. Jährlich werden an 20000 Centner davon nach Europa gebracht. — Weiter nach Südwesten kommen wir vor der Mündung des St. Franziskusflusses vorbei, der einen großen Landesstrich von Süden nach Norden durchströmt und besonders die Statthalterschaft Bahia in Westen begrenzt. In dieser Provinz liegt, an der Bai Allerheiligen, die ansehnliche und feste

Stadt

Stadt St. Salvador auf einer steilen Anhöhe; daher hat man die Unbequemlichkeit, die hieher gebrachten Waaren vermittelst eines Krahnes aus dem Hafen in die Stadt hinaufwinden zu müssen. Die Straßen sind auch so enge, und dabei so krumm, daß es schwer ist, mit Wagen fortzukommen. Daher werden die Sklaven, deren Anzahl die Summe von 10000 übersteigt, zum Transport der Waaren gebraucht. Sämmtliche Einwohner machen 20000 Köpfe aus, worunter aber 3000 Mönche mitgezählt sind. Auch ein Erzbischof hat hier seinen Aufenthalt genommen. Man spricht nicht viel zum Lobe der Einwohner, vielmehr sehr nachtheilig von ihrem Stolze, von ihrer übertriebenen Pracht, und von ihrer Abneigung gegen gesellschaftlichen Umgang. Der Handel dieser Stadt ist nicht gering, aber der vornehmste besteht in Sklaven, womit mehrere innere Provinzen versorgt werden. — Wir gehn südlicher nach

Rio Janeiro, der Hauptstadt des Portugiesischen Amerikas, der Residenz des Vizekönigs, und dem Mittelpunkte des dortigen Handels. Die Stadt erstreckt sich eine halbe Stunde in die Länge, weit weniger aber in die Breite. Sie ist wohlgebaut, hat 30000 Einwohner, ein Bisthum und mehrere Klöster. Der vorzüglich gute Hafen wird durch 4 Schanzen vertheidigt, die Stadt aber durch die Citadelle, St. Sebastian. — Noch südlicher liegt die Insel St. Catherina, die durch einen schmalen Meeresarm vom festen Lande getrennt wird, und etwa 8 Deutsche Meilen in die Länge, aber kaum eine halbe Meile in die Breite hat. Sie ist meistens, so wie das gegenüberliegende feste Land, nur an der Küste angebaut, im Innern voll Gesträuche und Waldungen, worin sich viel giftige Schlangen aufhalten. Ihrer Fruchtbarkeit nach könnte sie weit mehr benutzt werden, wenn es nicht den Colonisten an Sklaven fehlte. Sie sind bisher zu arm gewesen, sich dergleichen kaufen zu kön-

nen. Getreide, Gartenfrüchte, Obst, Pomeranzen und andre Südfrüchte gewinnen sie in großer Menge, denn der Boden bringt fast alles ohne sonderliche Bearbeitung hervor. Die Viehzucht ist auch sehr gut. Da es nun den Einwohnern an Absatz ihrer Producte fehlt, so stehn die Lebensmittel in sehr geringem Preise. Einen fetten Ochsen bezahlt man mit 8 Piaster (etwa 12 Thlr.), ein Schwein von 150 Pfd. mit 4, ein Paar Truthühner mit 1, und 500 Stück Pomeranzen mit einem halben Piaster. Die See umher ist sehr fischreich. Der Wallfischfang bringt den Einwohnern jährlich an 346000 Thlr. ein. Ehedem war er von der Regierung verpachtet; jetzt nicht mehr, damit die Einwohner durch ihn aufgeholfen werden. Man fängt im Juli und August etwa 500 Wallfische, wovon man jeden zu 692 Thlr. berechnet. Der Gewinn würde aber noch stärker sein, wenn nicht auch die Engländer und Nordamerikaner den Wallfischen in den südlichen Meeren nachstellten. — Der Hauptort, worin sich der Statthalter aufhält, heißt Nostra Sennnora del Destero. Die Stadt hat etwa 400 Häuser und 3000 Einwohner; sie ist offen und hat zu ihrer Vertheidigung nur eine kleine Batterie. — Die übrigen Ortschaften in Brasilien haben für uns keine Merkwürdigkeiten. Wir wenden uns also zu dem, was uns die Natur darbietet. Ein Land von solcher Ausdehnung hat nicht überall gleiches Clima, gleichen Boden, gleiche Fruchtbarkeit. Der nördliche Theil ist eine große, niedrige, mit dichten Waldungen bedeckte Ebne, hat sehr veränderliche Winde, starke Regengüsse, und jährliche Überschwemmungen, die das Land in einen See verwandeln. Der südliche Theil hat eine höhere Lage, gemäßigte und gesunde Luft. Verschiedene Äste der Cordilleras, des Hauptgebirges in Amerika, ziehn sich durch die Landschaften in mancherlei Richtungen, vornemlich aber von Süden nach Norden, trennen sie auch von den

Spanischen Ländern, und endigen sich in mehrern Vorgebirgen. Die innern Landstriche, die man bei weitem noch nicht hinlänglich kennt, abgerechnet, sind die bekannten größtentheils fruchtbar. Nördlich sind fast nur die Küsten angebaut, südlicher aber ist man tiefer ins Land eingedrungen. Der Nutzen davon ist schon jetzt sehr ansehnlich; denn an Menge und Mannigfaltigkeit der Producte kommt so leicht kein Land diesem gleich. Man gewinnt Mais, etwas Europäisches Getreide, Manjoc und Jamswurzeln, zwei Gewächse, deren Wurzeln die Eingebornen, gehörig zubereitet, als Brod essen; Reis, Taback, Kaffee, Cacao, Vanille, Safran, Wassermelonen, Ananas, deren Vaterland Brasilien ist, und die hier so häufig wachsen, daß die Schweine damit gefüttert werden; Pomeranzen, Citronen, Baumwolle, Indigo, Sassaparille, ein bekanntes Arzeneigewächs, Zuckerrohr, Roucou, Fieberrinde oder China, ein bekanntes Arzeneimittel, Brasilien- und Schiffbauholz. In einigen Strichen giebt es große Fichtenwälder. Von gewissen großen schönen Bäumen bekommt man einen Saft, der dick wie Öl ist, und Kopaivabalsam genannt wird. Man gebraucht ihn zur Arzenei, zu Firnissen und in der Malerei. Von den Früchten verschiedener Bäume verfertigen die Einwohner einen Wein; viele Arten von Baumfrüchten dienen zur Speise, als die des Mangaba, dessen Knospen gegessen werden; aus den Früchten macht man Wein, und aus den Blüthen eine bittere Milch. Der Waticübaum trägt eine Frucht, deren Geschmack und Geruch vortrefflich sind. Andre Bäume geben Balsam, z. B. der Gabüccriba; noch andre eine Art von Weihrauch, als die Rinde des Igciega, aus welcher, wenn sie zerstoßen wird, ein weißer Saft fließt, der sich allmälig verdickt und vortrefflich riecht. Von einigen erhalten die freien Indianer einen schwarzen Saft, womit sie sich bemahlen, besonders vom

Janiphabaum, der alle Monate sich mit frischem Grün bekleidet, und dessen pomeranzenförmigen Früchte, die wie Quitten schmecken, einen Saft geben, der schwarz färbt. Von den Früchten andrer braucht man die zerstoßenen Kerne als ein Nahrungsmiteel. Der Hiuräbaum trägt nur alle 15 Jahre wohlschmeckendes Obst. Seine einen halben Zoll dicke Rinde wird, wenn sie noch grün ist, gegessen. Der Kern der Frucht hat auch einen guten Geschmack. Aus der Schale der Frucht des Baumes Chonne machen die Eingebornen Tassen und andre Gefäße. Die Jequitinguacü-Pflanze trägt eine Art Erdbeeren, die harte, schwarze und glänzende Erbsen einschließen, welche, wenn sie zerstoßen sind, Seife geben. — Die rauhen Blätter des Ambaika-Baums braucht man zum Glätten. An vielen Orten wachsen Giftbäume, z. B. der immergrüne Auai, der beim Umhauen stinkt, und der eine kastanienähnliche Frucht trägt, die giftig ist; doch verfertigen die Brasilianer aus den Schalen derselben Schellen, womit sie sich schmücken. Aber man findet zugleich vegetabilische Gegengifte.

Europäische Gewächse, als Hanf, Steckrüben, Erbsen, Bohnen rc. kommen gut und häufig fort. Verschiedene Arten von Rohr und Schilf sind von besondrer Güte und Brauchbarkeit. — Eben so mannigfaltig ist auch das Thierreich. Im Innern des Landes hat man keine zahmen Thiere, aber in den Europäischen Niederlassungen ist die Pferde-, Rind-, Schaf- und Schweinezucht ansehnlich. In der Provinz Riogrande ist das Rindvieh in solcher Menge, daß ein guter Ochse nur einen Piaster gilt. Um nur die Häute zu bekommen, wovon jährlich an 400000 Stück den Ausländern überlassen werden, schlachtet man es häufig, ohne das Fleisch, wegen des zu hohen Salzpreises, zur Dauer zurichten zu können.

Das größte einheimische Landthier ist der Tapir oder Anta. Er hat die Größe eines Ochsen und die Gestalt eines Schweines, indem sein dicker Leib auf kurzen Beinen ruht. Die Haare am Leibe sind röthlich-schwarz; am Halse hat er eine kurze Mähne. Sein Kopf ist groß und etwas länglich; die Augen sind klein und schwarz, die Ohren kurz, und am Ende des obern Kinnbackens hat er einen Rüssel, von 1 Fuß Länge, den er verlängern und bewegen kann, und zur Einsammlung der Früchte gebraucht. Seine Beine sind kurz und dick, und seine Füße breit und etwas gerundet; die vordern haben 4, die hintern 3 Zehen. Er nährt sich von Wurzeln, Kräutern, Blättern und Früchten, lebt einsam in hohen und trockenen Gegenden, kommt aber auch, der Nahrung wegen, häufig in morastige, und schwimmt sehr gut. Um seinen Verfolgern zu entgehen, rettet er sich sogleich ins Wasser. Er liebt die Reinlichkeit, und soll deshalb alle Morgen und Abend durch einen Fluß schwimmen. Seines sanften und furchtsamen Naturells ohngeachtet, das ihn alle Gefahren zu meiden lehrt, muß man sich doch vor ihm hüten. Wird er angegriffen, so vertheidigt er sich hartnäckig; und kommt man ihm auf seinen Gängen im Walde in den Weg, so greift er an. Er pflegt immer durch dieselben Stellen zurückzugehn, wodurch er gekommen ist; wodurch in den Gehölzen ziemlich gebahnte Wege entstehen. Er läßt sich leicht zähmen und an seinen Herrn gewöhnen. Die Indianer fangen ihn in Schlingen, oder erlegen ihn mit Pfeilen. Sie essen sein Fleisch, ob es gleich unschmackhaft und grob ist, und benutzen seine Haut, die oft einer Flintenkugel widersteht, zu Schilden und Lederwerk. — Der Tajassu oder das Nabelschwein, in Guiana Pecoary genannt, ist 3 Fuß lang, grau und schwarz gefleckt, ohne Schwanz, hat aber auf dem Rücken einen Sack, der eine zähe, nach Bisam riechende Materie enthält. Dieses

eigentliche Brasilianische Schwein, ist reinlicher als das Europäische, nährt sich von Wurzeln, Kräutern und Schlangen, läßt sich zähmen und hat ein wohlschmeckendes Fleisch. — Die Savien oder Afterhasen, ein Mittelding zwischen den Kaninchen und Mäusen, sind in Brasilien und Guiana recht zu Hause. Sie sind unschädliche Thiere, nähren sich von Wurzeln und Früchten, sitzen gern auf den Hinterbeinen, tauchen unter Wasser und graben in die Erde. Es giebt mehrere Gattungen von diesen Thieren, die sich meist nur in der Größe und Farbe unterscheiden, und wovon der Kapybara, von 2½ Fuß Länge, das größte, und das ein Fuß lange Meerschweinchen, das kleinste ist. Man ißt von einigen Arten das Fleisch. — Das Vaterland der Ameisenfresser oder Ameisenbären, sind ebenfalls die Gegenden, wo wir uns jetzt befinden. Diese Thiere sind langgestreckt, haben dickes, langes, flachsartiges Haar, gewöhnlich von dunkler Farbe, eine lange Schnauze ohne Zähne, und an den Füßen starke, krumme, zugespitzte Klauen. Die Ameisen sind ihre Hauptnahrung. Um sie zu fangen, legen sie ihr klebrige Zunge auf den Weg, den jene nehmen, und in einigen Minuten haben sie ihren Zweck erreicht, indem die festsitzenden kleinen Thiere verschlungen werden. Sie erklettern auch sehr geschickt die Bäume, um die darauf befindlichen Ameisen aufzusuchen. Gewöhnlich schlafen sie bei Tage, und gehn des Nachts ihrer Nahrung nach. Man kann sie leicht zähmen und aufziehn. Der große Ameisenfresser, außer dem noch zwei Gattungen bekannt sind, ist stark genug, sich gegen große Hunde und Raubthiere mit Vortheil vertheidigen zu können. Er ist etwas größer als ein Fuchs, und wird von den Indianern gegessen. Sein Fleisch ist schwarz, sein Fett aber weiß. — Affen, wilde Katzen, Armadillen und verschiedene Pelzthiere sind häufig. Eine Art kleiner Kaimans ist ganz

unschädlich. Die Indianer essen ihr Fleisch, lassen auch die Kinder mit ihnen spielen. Der hiesige Luchs ist sehr gefährlich, und die Brasilianer machen sich eine Ehre daraus, ein solches Thier erlegt zu haben. Der Amerikanische Tiger, Jaguar genannt, zeigt sich häufig in den Wäldern. Er hat alle Eigenschaften des Tigers der alten Welt, ist aber kleiner und schwächer. Er mißt nur 2½ Fuß Länge. Des Nachts geht er auf seinen Raub aus, und kommt auch nach bewohnten Örtern, wo er Hühner, Hunde and andre kleine Thiere wegholt. Er kämpft sogar mit dem Krokodil, und gemeiniglich kommen beide dabei um. — Eidechsen, Kröten und Schlangen sind in den niedrigen sumpfigen Gegenden in großer Menge, besonders letztere, von denen viele sehr giftig sind. Die Einwohner können sich nicht genug vor ihnen hüten, denn sie verlassen ihre Moräste und besuchen die Felder, ja sie schleichen sich sogar in die Häuser und Betten. Die Riesenschlange haben wir schon kennen gelernt. Unschädlich ist die, die von ihrem Geschrei Bom genannt wird. Einige Arten von Wasserschlangen sollen an 30 Fuß lang, mit starken Zähnen bewaffnet, und Menschen und Thieren gefährlich sein. — Das Heer der Vögel und Fische ist unbeschreiblich groß. Brasilien hat die schönsten Papageien, als, den von seinem Geschrei sogenannten Ava, mit prächtigem rothen, blauen und goldfarbnen Gefieder; den kurzgeschwänzten grünen, und den langgeschwänzten gelben Perriche, den grünen Erik, die gelbe Amazone und den grünen und rothen Papegais. Außer diesen nenne ich nur noch den Tukan, der die Größe einer Taube, einen oft 6 Zoll langen, aber dünnen und leichten Schnabel hat, dessen Zunge wie eine Feder mit Kiele und Barte gestaltet ist, und der junge Palmenfrüchte und Pfeffer frißt. — Den Savacou, eine Reiherart; er wird 20 Zoll hoch, ist braun und weiß, hat einen sehr breiten Schnabel

und schwarzen Federbusch, und hält sich an großen Flüssen auf, weil er sich von Fischen nährt. — Den Curasso, wovon es schwarze, bunte und von andern Farben giebt. Er erreicht die Höhe eines Truthahns, hat einen Federbusch und wohlschmeckendes Fleisch; — den hellbraunen und apfelgrünen Fasan, der sich von Gesäme und Reis nährt; — die blaugrauen und weißpunktirten Perlhühner, die in großen Schaaren wild umher fliegen, gutes Fleisch, aber ein häßliches Geschrei haben; — und den Fliegenvogel, den kleinsten Colibri, der sich von dem Safte der Blumen nährt, und um nicht von großen Spinnen erwürgt zu werden, sein nußgroßes Nestchen dicht unter dem Neste eines andern Vogels baut, der jene Spinnen frißt. Die Brasilianischen Damen tragen diese grünen, blauen und goldigen Colibris getrocknet zum Putz in den Ohren. Die Indianer essen keine Vogeleier, weil sie glauben, und das mit Recht, mit einem Ei zugleich einen Vogel zu verzehren, welches sie für eine Verschwendung halten. Daher die starke Vermehrung der Vögel. Schildkröten und Bienen werden häufig angetroffen.

Die Mineralien gehören gleichfalls zu dem Reichthum dieser Länder. Die Sklaven werden fleißig zur Bearbeitung der Goldminen angehalten, die in den obgenannten drei Bergwerksprovinzen zu finden sind. Jeder Sklave muß seinem Herrn täglich ein Quentchen Gold abliefern; was drüber ist, gehört dem Finder. Der König von Portugal bekömmt ein Fünftel von der ganzen Ausbeute, die aber in neuern Zeiten sich verringert hat. Man berechnet sie heutiges Tages jährlich auf 25,312500 Livres. Ferner findet man Silber, Eisen, Zinn, Blei, Quecksilber, Spiesglas, Schwefel, Krystall und Alaun; aber man benutzt diese Producte nicht gehörig. Desto mehr die Diamantgruben. Jeder kann hier Diamanten suchen, nur muß er seinen Fund den königlichen Agenten

für

für einen bestimmten Preis überlassen, und für die Erlaubniß zu suchen, 20 Prozent vom Werthe des Fundes bezahlen. Jährlich verkauft man etwa 6000 Karat für 3,120000 Livres, einem einzigen Kaufmanne. Indeß werden die königlichen Beamten oft hintergangen. Man glaubt, daß der mit diesen verheimlichten Steinen getriebene Handel, ein Zehntheil des ganzen Grubenertrages ausmache, und so würde dieser jährliche Ertrag sich auf 3,432000 Livres belaufen. Andre Edelsteine, als Amethyste, Topase und Chrysolithe werden auch gefunden, und man kann sie, nach 1 Prozent Abzug, den der König erhält, nach Gutdünken verhandeln; allein es darf davon nur eine gewisse Quantität aufgesucht werden.

Mit den vornehmsten Producten treiben die Einwohner einen ansehnlichen Handel. Sie versenden unter andern jährlich über 440000 Centner Zucker, im Jahre 1790 für 6 Mill. Crusaden (etwa 4,812000 Thlr.); 58000 Centner Taback, über 400000 Stück Häute, einige 20000 Stück zubereitetes Leder; Baumwolle im Jahr 1790 für 3,076000 Crusaden; über 20000 Centner Färbeholz, vortreffliches Schiffbauholz, Cacao, Vanille, Spezereien, Wachs ꝛc. Dazu kommen die Ausfuhren an Golde und Diamanten.

Der König von Portugal hat von diesen Besitzungen namhafte Einkünfte. Er erhält den fünften Theil des gewonnenen Goldes; von dem Rechte, Gold zu münzen, 4,647500 Livres; zwei Prozent für den Transport alles Goldes in königlichen Schiffen nach Portugal; 20 Prozent von den gefundenen Diamanten; die Wallfischpacht; den Zehnten aller erzielten Producte; eine Abgabe von den Sklaven, wovon jährlich über 16000 eingebracht werden; eine bleibende Abgabe zur Wiederaufbauung der im Jahr 1755 durch ein Erdbeben verwüsteten Stadt Lissabon; eine Abgabe zur Unterhaltung der Schulen; 10 Prozent von aller

Ein= und Ausfuhr; eine Abgabe für die Erlaubniß, Waaren und Getränke aus einem Hafen ins innere Land zu schicken; und endlich hat er den Verkauf des Salzes, der Seife, des Quecksilbers, des Branntweins und der jährlich für mehr als 700000 Livres verpachteten Spielkarten.

Ein in jeder Rücksicht so einträgliches Land, von dem die Portugiesen durch ihren Landsmann, Alvarez de Cabval, einen Seefahrer, den widrige Winde auf seiner Fahrt nach Ostindien im Jahre 1498 an die Küsten von Brasilien verschlugen, welche er durch dieses Ohngefähr entdeckte, die erste Nachricht erhielten, wurde anfänglich von ihnen gar nicht geachtet. Man sah es als einen Verbannungsort an, gut genug für Lüderliche und Verbrecher. Nachdem aber einige spekulative Juden Zuckerrohr von Madeira nach Brasilien verpflanzt hatten, und ihre Bemühung reichlich belohnt worden war; da erst wurde die Portugiesische Regierung auf Brasilien aufmerksam und schickte Jesuiten dahin, die Eingebornen den Colonien geneigt zu machen. Die Jesuiten entsprachen vollkommen der Absicht ihrer Sendung, und die neuen Pflanzstädte gediehen. Die Einwohner derselben sind: Portugiesen, die etwa ein Sechstel der ganzen Summa ausmachen; Juden, Neger, Mulatten und Indianer, die seit 1755 das Bürgerrecht und die Freiheiten der übrigen Colonisten erhalten haben, ja sogar, geistliche Würden ausgenommen, Ämter und Ehrenstellen bekommen können. Man rechnete die Summe dieser, unter Portug. Hoheit stehender Colonisten auf 804428 Köpfe, nemlich 176028 Weiße, 347914 Neger und Mulatten, und 281486 Indianer. Im Innern ziehen noch viele freie Indianische Völkerschaften herum, zu welchen Missionarien geschickt werden, um sie der christlichen Religion und einer sittlichern Lebensart geneigt zu machen. Rechnen wir die Anzahl dieser freien Indianer hinzu: so steigt die Bevölkerung des ganzen weitläufti-

gen Landes zwar über eine Million; aber diese Summe ist für das Ganze sehr klein. Die Einrichtung und Regierung der Provinzen und Städte ist der im Portugiesischen Europa gleich. Der Vizekönig regiert das Ganze. Unter ihm stehn die höchsten Gerichtshöfe zu St. Salvador und Rio Janeiro. Jeder etwas ansehnliche Ort hat einen Stadtrath. Die meisten Örter haben Besatzungen. Es werden etwa 15000 regulaire Truppen unterhalten, and außerdem eine Landmiliz von beinahe 22000 Mann, wozu alle diejenigen gehören, die nicht von Adel sind, und alle, die keine öffentliche Bedienung haben. In der Miliz bilden die Neger und Mulatten ein eignes Corps, so wie die Weißen und Indianer. Unter den freien Völkerschaften bemerken wir die Topinamber, Tapuyer, Uetacaer, Barbaden, Oroguaten und Quimaus, die mehrentheils in Sitten und Gebräuchen übereinkommen, in andern Stücken verschieden sind. Einige dieser Völker kleiden sich anständig in Thierhäute, andre gehen nackt und streichen den Leib an; einige halten eine platte Nase für schön, und drücken sie daher den Kindern ein. Alle lieben bunte glänzende Federn als den größten und fast einzigen Putz. Gegen Fremde sowol, als gegen Einheimische, betragen sie sich freundlich; Kriegesgefangene aber verzehren sie. Einige leben in den Wäldern zerstreut, andere haben Städte, wenigstens so etwas ähnliches. Von den meisten Brasilianern gilt überhaupt folgendes. Sie sind groß, gutgebildet, gesund und stark, immer frohen Muthes und erreichen gewöhnlich ein hohes Alter. Sie haben zum Essen und Trinken besondere Stunden; keins von beiden geschieht mit dem andern zu gleicher Zeit. Wenn sie bei Tische sind, ruhen alle Geschäfte, selbst ihre Leidenschaften, die aber nach aufgehobener Tafel desto stärker erwachen. Bei ihren Festen, die oft mehrere Tage unter Tänzen uud andern Vergnü-

gungen gefeiert werden, lieben die Männer starke Getränke. Jeder leert den Becher auf einen Zug, und man hört nicht eher auf, bis der Vorrath erschöpft ist. In Europa ist Unmäßigkeit auch kein leerer Name, und bei Menschen, die ihrer Leidenschaften nicht immer Herr sind, oft eine Folge der Freude. Unsre Indianer zeigen nicht selten mehr Herzensgüte, als ein cultivirter Europäer. Sie leben friedlich mit einander. Ein dritter mischt sich nicht in die Händel zweier andern; wird aber in diesen Kämpfen einer hart verwundet oder gar getödtet, so gebrauchen die Verwandten das Vergeltungsrecht; sie suchen diese Unbilde zu rächen. Gastfreiheit übt jeder. Niemand schließt sich von der willigen Aufnahme eines Fremden aus. Die Frauenzimmer machen ihm schmeichelhafte Complimente, und waschen ihm auch wohl die Füße, wenn er gelaufen ist. Der Hausvater erkundigt sich höflich nach seinem Befinden und nach der Absicht seiner Reise, setzt ihm vor, was er an Speise und Trank zu Hause hat; schlägt ihm ein reines Lager auf, und läßt in der Nähe desselben ein nächtliches Feuer unterhalten. Gegen Freunde und Bundesgegenossen zeigen sie wahre biedre Freundschaft, und in Krankheiten verpflegen sie einander mit der größten Sorgfalt. Völker von solchem Charakter sind keine Menschenfresser; man kann sicher unter ihnen reisen, ohne Mißtrauen bei ihnen schlafen. Aber ihre größte Leidenschaft ist Rache. Den Tod ihrer Verwandten und Freunde zu rächen und zu versöhnen, führen sie Kriege, (vielleicht aus allzugroßer Freundschaft); und Betrübniß artet bei ungebildeten Menschen in Drang, wieder zu schaden, und oft in Wuth aus. Pardon wird nicht gegeben. Mit Federn geschmückt, mit 3 Ellen langen, und verhältnißmäßig dicken Keulen von hartem Holze, und mit Bogen, Pfeilen und Schilden bewaffnet, ziehen öfters Haufen von 6000 Mann gegen den Feind. Die Weiber tragen den Proviant nach.

Wer die mehresten Feinde erlegt oder gefangen hat, ist der größte Held, der angesehenste, und qualificirt sich also zum Anführer. Ein [illegible]nes Getöse von Hörnern und beinernen Flöten ist ihre Feldmusik. Ihre Hauptabsicht geht immer dahin, Gefangene zu machen. Deshalb suchen sie den Feind in seinen Wohnungen in der Nacht zu überfallen, Feuer anzulegen, und die erste daraus entstandene Verwirrung zu benutzen. Müssen sie sich aber im offenen Felde schlagen, so geschieht es auch mit Wuth und Raserei. Die Kriegsgefangenen werden gefressen, nicht die Gebliebenen. Um jene desto schmackhafter zu machen, mästet man sie. Man erlaubt ihnen bis zum Todestage Vergnügungen, Jagd und Fischerei, unter gehöriger Aufsicht. Ist der Gefangene fett genug, so beginnt das Fest, wozu die Nachbarn eingeladen sind, mit Tänzen, Gesängen und Trinken. Der Gefangene nimmt Theil daran, und ist munter und fröhlich, ob er gleich weiß, daß sein Ende herannahet. Nachdem man ihn durch mehrere Dörfer geführt hat, um ihn von jedem, der Lust hat, misshandeln zu lassen, wobei es ihm aber freisteht, sich durch Steinwerfen zu rächen, welches der standhaft bleibende Gefangene auch nicht unterläßt; schlägt ihn endlich einer mit der Keule nieder. Man wäscht darauf den Körper ab, zerlegt ihn, bestreicht die Kinder mit dem Blute und verzehrt das Fleisch. Der Kopf wird als ein Siegeszeichen an einem besondern Orte zu den schon vorhandenen hingelegt. Aus den stärksten Knochen verfertigt man Flöten, und die Zähne, an einer Schnur gereiht, zieren den Hals des Siegers. Einschnitte ins dicke Fleisch sind Ehrenzeichen derer, die das Glück gehabt haben, mehrere Gefangene zu machen. — Diese Völker haben weder Fürsten, noch Rangordnung unter sich; nur die Alten werden allgemein geehrt. Diese aber erwerben sich die Achtung durch ihre Erfahrung und ihren Rath, womit sie den Jün-



gungen gefeiert werden, lieben die Männer starke Getränke. Jeder leert den Becher auf einen Zug, und man hört nicht eher auf, bis der Vorrath erschöpft ist. In Europa ist Unmäßigkeit auch kein leerer Name, und bei Menschen, die ihrer Leidenschaften nicht immer Herr sind, oft eine Folge der Freude. Unsre Indianer zeigen nicht selten mehr Herzensgüte, als ein cultivirter Europäer. Sie leben friedlich mit einander. Ein dritter mischt sich nicht in die Händel zweier andern; wird aber in diesen Kämpfen einer hart verwundet oder gar getödtet, so gebrauchen die Verwandten das Vergeltungsrecht; sie suchen diese Unbilde zu rächen. Gastfreiheit übt jeder. Niemand schließt sich von der willigen Aufnahme eines Fremden aus. Die Frauenzimmer machen ihm schmeichelhafte Complimente, und waschen ihm auch wohl die Füße, wenn er gelaufen ist. Der Hausvater erkundigt sich höflich nach seinem Befinden und nach der Absicht seiner Reise, setzt ihm vor, was er an Speise und Trank zu Hause hat; schlägt ihm ein reines Lager auf, und läßt in der Nähe desselben ein nächtliches Feuer unterhalten. Gegen Freunde und Bundesgegenossen zeigen sie wahre biedre Freundschaft, und in Krankheiten verpflegen sie einander mit der größten Sorgfalt. Völker von solchem Charakter sind keine Menschenfresser; man kann sicher unter ihnen reisen, ohne Mißtrauen bei ihnen schlafen. Aber ihre größte Leidenschaft ist Rache. Den Tod ihrer Verwandten und Freunde zu rächen und zu versöhnen, führen sie Kriege, (vielleicht aus allzugroßer Freundschaft); und Betrübniß artet bei ungebildeten Menschen in Drang, wieder zu schaden, und oft in Wuth aus. Pardon wird nicht gegeben. Mit Federn geschmückt, mit 3 Ellen langen, und verhältnißmäßig dicken Keulen von hartem Holze, und mit Bogen, Pfeilen und Schilden bewaffnet, ziehen öfters Haufen von 6000 Mann gegen den Feind. Die Weiber tragen den Proviant nach.

Wer die mehrsten Feinde erlegt oder gefangen hat, ist der geschickteste, der angesehenste, und qualificirt sich also zum Anführer. Ein verworrenes Getöse von Hörnern und beinernen Flöten ist ihre Feldmusik. Ihre Hauptabsicht geht immer dahin, Gefangene zu machen. Deshalb suchen sie den Feind in seinen Wohnungen in der Nacht zu überfallen, Feuer anzulegen, und die erste daraus entstandene Bestürzung zn benutzen. Müssen sie sich aber im offenen Felde schlagen, so geschieht es auch mit Wuth und Raserei. Die Kriegesgefangenen werden gespeist, nicht die Gebliebenen. Um jene desto schmackhafter zu machen, mästet man sie. Man erlaubt ihnen bis zum Todestage Vergnügungen, Jagd und Fischerei, unter gehöriger Aufsicht. Ist der Gefangene fett genug, so beginnt das Fest, wozu die Nachbarn eingeladen sind, mit Tänzen, Gesängen und Trinken. Der Gefangene nimmt Theil daran, und ist munter und fröhlich, ob er gleich weiß, daß sein Ende herannahet. Nachdem man ihn durch mehrere Dörfer geführt hat, um ihn von jedem, der Lust hat, mißhandeln zu lassen, wobei es ihm aber freisteht, sich durch Steinwerfen zu rächen, welches der standhaft bleibende Gefangene auch nicht unterläßt; schlägt ihn endlich einer mit der Keule nieder. Man wäscht darauf den Körper ab, zerlegt ihn, bestreicht die Kinder mit dem Blute und verzehrt das Fleisch. Der Kopf wird als ein Siegeszeichen an einem besondern Orte zu den schon vorhandenen hingelegt. Aus den stärksten Knochen verfertigt man Flöten, und die Zähne, an einer Schnur gereiht, zieren den Hals des Siegers. Einschnitte ins dicke Fleisch sind Ehrenzeichen derer, die das Glück gehabt haben, mehrere Gefangene zu machen. — Diese Völker haben weder Fürsten, noch Rangordnung unter sich; nur die Alten werden allgemein geehrt. Diese aber erwerben sich die Achtung durch ihre Erfahrung und ihren Rath, womit sie den Jün-

gungen gefeiert werden, lieben die Männer starke Getränke. Jeder leert den Becher auf einen Zug, und man hört nicht eher auf, bis der Vorrath erschöpft ist. In Europa ist Unmäßigkeit auch kein leerer Name, und bei Menschen, die ihrer Leidenschaften nicht immer Herr sind, oft eine Folge der Freude. Unsre Indianer zeigen nicht selten mehr Herzensgüte, als ein cultivirter Europäer. Sie leben friedlich mit einander. Ein dritter mischt sich nicht in die Händel zweier andern; wird aber in diesen Kämpfen einer hart verwundet oder gar getödtet, so gebrauchen die Verwandten das Vergeltungsrecht; sie suchen diese Unbilde zu rächen. Gastfreiheit übt jeder. Niemand schließt sich von der willigen Aufnahme eines Fremden aus. Die Frauenzimmer machen ihm schmeichelhafte Complimente, und waschen ihm auch wohl die Füße, wenn er gelaufen ist. Der Hausvater erkundigt sich höflich nach seinem Befinden und nach der Absicht seiner Reise, setzt ihm vor, was er an Speise und Trank zu Hause hat; schlägt ihm ein reines Lager auf, und läßt in der Nähe desselben ein nächtliches Feuer unterhalten. Gegen Freunde und Bundesgegenossen zeigen sie wahre biedre Freundschaft, und in Krankheiten verpflegen sie einander mit der größten Sorgfalt. Völker von solchem Charakter sind keine Menschenfresser; man kann sicher unter ihnen reisen, ohne Mißtrauen bei ihnen schlafen. Aber ihre größte Leidenschaft ist Rache. Den Tod ihrer Verwandten und Freunde zu rächen und zu versöhnen, führen sie Kriege, (vielleicht aus allzugroßer Freundschaft); und Betrübniß artet bei ungebildeten Menschen in Drang, wieder zu schaden, und oft in Wuth aus. Pardon wird nicht gegeben. Mit Federn geschmückt, mit 3 Ellen langen, und verhältnißmäßig dicken Keulen von hartem Holze, und mit Bogen, Pfeilen und Schilden bewaffnet, ziehen öfters Haufen von 6000 Mann gegen den Feind. Die Weiber tragen den Proviant nach.



Wer die mehrsten Feinde erlegt oder gefangen hat, ist der geschickteste, der angesehenste, und qualificirt sich also zum Anführer. Ein verworrenes Getöse von Hörnern und beinernen Flöten ist ihre Feldmusik. Ihre Hauptabsicht geht immer dahin, Gefangene zu machen. Deshalb suchen sie den Feind in seinen Wohnungen in der Nacht zu überfallen, Feuer anzulegen, und die erste daraus entstandene Bestürzung zn benutzen. Müssen sie sich aber im offenen Felde schlagen, so geschieht es auch mit Wuth und Raserei. Die Kriegesgefangenen werden gespeist, nicht die Gebliebenen. Um jene desto schmackhafter zu machen, mästet man sie. Man erlaubt ihnen bis zum Todestage Vergnügungen, Jagd und Fischerei, unter gehöriger Aufsicht. Ist der Gefangene fett genug, so beginnt das Fest, wozu die Nachbarn eingeladen sind, mit Tänzen, Gesängen und Trinken. Der Gefangene nimmt Theil daran, und ist munter und fröhlich, ob er gleich weiß, daß sein Ende herannahet. Nachdem man ihn durch mehrere Dörfer geführt hat, um ihn von jedem, der Lust hat, mißhandeln zu lassen, wobei es ihm aber freisteht, sich durch Steinwerfen zu rächen, welches der standhaft bleibende Gefangene auch nicht unterläßt; schlägt ihn endlich einer mit der Keule nieder. Man wäscht darauf den Körper ab, zerlegt ihn, bestreicht die Kinder mit dem Blute und verzehrt das Fleisch. Der Kopf wird als ein Siegeszeichen an einem besondern Orte zu den schon vorhandenen hingelegt. Aus den stärksten Knochen verfertigt man Flöten, und die Zähne, an einer Schnur gereiht, zieren den Hals des Siegers. Einschnitte ins dicke Fleisch sind Ehrenzeichen derer, die das Glück gehabt haben, mehrere Gefangene zu machen. — Diese Völker haben weder Fürsten, noch Rangordnung unter sich; nur die Alten werden allgemein geehrt. Diese aber erwerben sich die Achtung durch ihre Erfahrung und ihren Rath, womit sie den Jün-

gern zur Hand gehn. In jedem Dorfe sind einige solcher Alten, welche in der Versammlung die jungen Leute zum Kriege ermuntern, auch den Zug als Rathgeber mitmachen. Von Religion wissen die Brasilianer nichts; desto mehr von Aberglauben, von dem sie so wenig befreit sind, als alle Ungebildete unter allen Zonen, und worin ihre Wahrsager, die zugleich die Verrichtungen der Ärzte besorgen, sie bestärken. Ich will nur ein Beispiel anführen. Sie glauben, daß ein gewisser Nachtvogel, der sehr klägliche Töne hören läßt, ein Bote ihrer verstorbenen Väter sei; und wenn sie jene Töne hören, nehmen sie es sehr übel, wenn man sie in ihrer Aufmerksamkeit stören wollte. Hieraus ließe sich folgern, daß sie von der Fortdauer nach dem Tode eine Idee haben. — Die Uetacaer beschreibt man als ein so rohes und wildes Volk, daß sie nicht einmal Fremde, die mit ihnen handeln wollen, unter sich dulden. Sie sollen gewöhnlich schmutzig, und durch einen wilden Blick, so wie durch Verunstaltung des Gesichts und Leibes, fürchterlich aussehn. Wer mit ihnen handeln will, wagt es nur mit geladenem Gewehre, und nur auf hundert Schritt sich ihnen zu nähern. Vielleicht sind beide Theile mißtrauisch: die Indianer fürchten die Herrschaft der Weißen, und leiden sie daher nicht in ihrer Mitte; die Europäer, die sich hinzu drängten, haben ihre Dreistigkeit mit dem Leben bezahlt. Dies hat die Portugiesischen Handelsleute mißtrauisch und feindselig gemacht, und sie mögen daher wohl manches von den Uetacaern, die sich ihrer Herrschaft nicht unterwerfen mögen, übertrieben haben.

Wir nehmen nunmehr unsern Weg westlich nach dem La Plata-Flusse zu, und gelangen in das

Spanische Amerika,

worin wir uns etwas länger verweilen werden, da, wie die Charte auch zeigt, der ganze Erdstrich vom 40sten, auch wohl vom 56sten Grade südlicher, bis zum 42sten Grade nördlicher Breite, von den Chiloe-Inseln, oder wenn man will, vom Feuerlande bis zum Vorgebirge Blanco in Kalifornien, dazu gehört. Die Spanier haben diese ausgedehnten Besitzungen in einzelne Reiche oder Statthalterschaften abgetheilt, welche aus den Ländern Chili, Peru, Paraguay, einem Theile vom Amazonenlande und Guiana, aus Terra firma, Alt- und Neu-Mexico, Louisiana, Florida und Kalifornien bestehen.

Wir machen den Anfang mit

dem Vize-Königreiche La Plata,

das östlich an die Portugiesischen Besitzungen, westlich und nördlich an das Vice-Königreich Peru, und südlich an das Meer und an freie Indianer-Länder grenzt. Es ist zusammengesetzt aus einem Theile von Südperu, oder der Audienz Charcas, aus Tucuman, Ostchili und einem Stücke von Paraguay. Diese Länder haben nicht einerlei natürliche Beschaffenheit. Die Audienz Charcas hat mit Peru, das wir bald besuchen werden, viel Ähnlichkeit. Das Anden-Gebirge zieht sich in einigen Ärmen hindurch, und mehrere Gegenden sind mit undurchdringlichen Wäldern bedeckt. Diese gebirgigen, waldreichen Distrikte sind kalt; die Thäler hingegen warm und fruchtbar. Die Berge werden zum Theil benutzt, vornemlich in der Gegend von Potosi, das durch seine Silbergruben berühmt geworden ist. Diese Gruben sind zwar nunmehr fast ganz erschöpft, allein man hat dafür in der Nachbarschaft neue Silberadern

Metall, das dunkel zinnweiß aussieht und schwerer als Gold ist, wird vornemlich in den Gruben zu St. Fe in der Provinz la Plata gegraben, und zu Galanteriewaaren und Kostbarkeiten verarbeitet.

Außer den Spaniern, die sich in den vortheilhaftesten Gegenden niedergelassen haben, ist dieses Reich auch von mehreren Indianischen Stämmen bewohnt. Die nördlichen Eingebornen in Tucuman halten sich in morastigen Gegenden auf und leben meist vom Fischfange. Die südlichen sind Nomaden und Jäger. Einige Völkerschaften wohnen in Erdhölen. Die in den mittlern Strichen beschuldigt man der Dummheit und Trägheit. Diejenigen aber, die ihre Wohnsitze näher an Peru und Charcas haben, sind schon mit mehrern Bequemlichkeiten des Lebens bekannt und entfernen sich immer mehr von ihrer alten Roheit und Lebensart. In Paraguay halten sich die Guaranier südlich, die Abiponer, Collus, Chiquitos und Moxos nördlich in Choco auf. Diese Völker sind groß und wohl gewachsen, gehn unbekleidet, bis auf einen mit bunten Federn gezierten Gurt am Unterleibe. — Sie pflegen sich Gesicht und Leib zu bemahlen oder vielmehr anzustreichen; nicht allein aus Liebe zum Putz, sondern mehr um den Stichen der beschwerlichen Insekten zu entgehen; sie sind lebhaft, sinnlich, wie Ungebildete zu sein pflegen, haben Kaziken oder Oberhäupter, denen sie aber keine Europäische Fürstengewalt einräumen; bauen sich leichte Hütten von Baumzweigen; kennen kein anderes Hausgeräthe, als Matten, Hennacks oder Hängebetten, dem Ungeziefet bei Nacht den Zugang zu wehren; ihr Geschirr ist von ausgehöltem Holze und Fruchtschalen gemacht. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile und Lanzen. Sie laufen mit dem Pferde in die Wette; viele sind auch gut beritten, vornemlich die Abiponer, und Furchtsamkeit ist ihnen fremd. Ihre Sitten und Gebräuche tragen mehr oder weniger das Gepräge der

Rohheit, je nachdem die Spanier mehr oder weniger Einfluß auf sie haben. Denn diese senden Missionarien zu ihnen, sie zu Christen und gesitteten Menschen zu machen. Mit diesem Bekehrungsgeschäfte machten die Jesuiten vor noch nicht hundert Jahren unter den Guaraniern den Anfang; ihre Mühe wurde reichlich belohnt, und wirklich finden wir diese Völkerschaft unter allen ihren Landesleuten am gesittetsten und der christlichen Religion zugethan.

Der König von Spanien läßt dieses Reich durch einen Vicekönig regieren. Die Landesverfassung ist ganz Spanisch. Jeder Ort hat seine Obrigkeit, und fast in allen Städten sind ein Bischof mit einem Capitel, ein Seminar, ein Hospital, ein Jesuitercollegium und Mönche. Unter den Städten fällt uns zuerst, indem wir von den Portugiesischen Grenzen kommen, die Stadt und Festung Monte Video in die Augen. Sie liegt am Ausflusse des Plata, hat einen guten Hafen, und treibt einen wichtigen Seehandel mit Rindshäuten, Talg, Taback, Baumwolle und andern Producten. — Die weiter nördlich am Plata gelegene Colonie, St. Sagramento, wird von reichen Kaufleuten bewohnt, und ist lange Zeit der Zankapfel zwischen den Portugiesen, denen sie anfänglich gehörte, und den Spaniern gewesen, bis im Jahre 1778 der Streit durch Abtretung des Fleckens an die letztern, geendigt wurde. — Weiter hinauf folgen die Guaranischen gutgebauten Örter, worin ebenfalls obrigkeitliche Personen, Magazine, Schulen und Kirchen unterhalten werden, in welchen letztern der Gottesdienst mit vieler Andacht verrichtet wird. Man bedient sich sogar dabei musikalischer Instrumente und Sänger. — Nördlich liegt am Paraguay-Flusse der Hauptort von Paraguay, Assumption, der zwar eine Audienz oder Regierung, aber noch keine 500 Einwohner hat. Noch weiter nach Mitternacht liegt St. Cruz

entdeckt. — Die Provinz Tucuman, ein hohes, zwischen der Cordillera und dem Plataflusse gelegenes, gebirgiges Land, hat eine rauhe Luft, kalte Winter, und im Frühjahr so starke Regengüsse, daß die Straßen in Canäle, und die Felder in Seen verwandelt werden. Dann folgt ein heißer Sommer, der eine unzählige Menge Ungezieser mit sich bringt. Diese unangenehmen Abwechselungen in der Witterung, die keinesweges gesund sein können, und die Plage vom Ungeziefer, machen Tucuman zu der ärmsten und schlecht bewohntesten Provinz in Südamerika. Da aber die jährlichen Überschwemmungen der Flüsse, worunter wir den Bermejo, Solado und Dulce bemerken, die sich in den Parana ergießen, den Boden düngen; so bringt er Mais, Obst, Südfrüchte, Baumwolle, Indigo, viel Holz und Wein hervor. Die Einwohner sammeln auch Wachs und Honig. Besonders gut ist die Weide, daher hat man Pferde, Rindvieh und Maulthiere in großer Menge. An Mineralien ist Tucuman arm. Gold haben die Spanier nicht gefunden, andre Metalle mögen sie nicht aufsuchen.

Das Spanische Paraguay, welches aus den drei Provinzen Chaco, la Plata und Buenos Ayres besteht, hat wegen der vielen Seen, Moräste und der periodischen Überschwemmungen eine feuchte Luft, deren Hitze die hohen Gebirge nicht nur mäßigen, sondern in einigen Gegenden sogar kalt machen. In allen Jahrszeiten sind Gewitter etwas gewöhnliches. Flüsse und Bäche durchströmen das fruchtbare Land. Der vornehmste Strom ist der 400 Meilen lange Plata, der aus dem Zusammenfluß des Paraguay und Parana entsteht. Diese beiden Flüsse entspringen im Portugiesischen Paraguay, und durchströmen in einem südlichen Laufe sehr ansehnliche Landstriche. Jener trennt eine Zeit lang das Portugiesische von dem Spanischen Paraguay, und nimmt unter meh-

mehrern Flüssen auch den Pilcomaso und Vermejo auf, die nicht zu den kleinen gehören. Nachdem der Plata sich südöstlich gewendet und den Uragnay-Strom aufgenommen hat, ergießt er sich unter Monte Video, in einer Breite von 32 Deutschen Meilen in das Südmeer. Er bildet hier einen geräumigen Meerbusen, den die beiden Vorgebirge St. Maria und St. Antonio, jenes in Nordosten, dieses in Südwesten, begrenzen. — Die vielen Gewässer und die vortreffliche Witterung tragen allerdings zur Fruchtbarkeit des Landes bei, von der die Spanier weit ansehnlichern Gewinn haben könnten, stände die Menge der Arbeiter mit der Güte des Bodens in besserm Verhältnisse. Man baut indeß hinlänglich Getreide, Hülsenfrüchte, Mais, Pataten, Zuckerrohr, mehrere Obstarten, unter andern Pfirsichen in solcher Menge, daß die Bäume zu Brennholz gebraucht werden können; verschiedene Südfrüchte, etwas Wein, Paraguaikraut, das wie Thee benutzt wird, und woran sich die Amerikaner so gewöhnt haben, daß Chili allein für 450000 Piaster jährlich bekömmt. Man gewinnt ferner Taback, Baumwolle, Chinarinde, Rhabarber, Indigo, Vanille, Cochenille, Balsam und verschiedene Harze; auch bringt das Land mehrere Holzarten hervor, besonders Palmen und Cedern. Die Viehweiden sind vortrefflich; daher die Viehzucht, besonders in Absicht des Rindviehes, bedeutend ist. Sonst wurde ein feister Ochse mit 5 Groschen bezahlt, jetzt mit 6 Gulden. Die Wälder sind mit Hirschen, Rehen, Füchsen, Affen, Jaguars, Ameisenbären, Kaimans, Papageien und andern Vögeln bevölkert. Die Arbeit der Bienen und das Gespinnst der Seidenraupen sind den Einwohnern ebenfalls willkommen. Fische sind im Überflusse; aber Mineralien wenig. Marienglas und Platina sind darunter die erheblichsten. Jenes benutzt man zu Fensterscheiben und Laternen; dieses seit 1750 in Europa bekannt gewordene

Metall, das dunkel zinnweiß aussieht und schwerer als Gold ist, wird vornemlich in den Gruben zu St. Fe in der Provinz la Plata gegraben, und zu Galanteriewaaren und Kostbarkeiten verarbeitet.

Außer den Spaniern, die sich in den vortheilhaftesten Gegenden niedergelassen haben, ist dieses Reich auch von mehreren Indianischen Stämmen bewohnt. Die nördlichen Eingebornen in Tucuman halten sich in morastigen Gegenden auf und leben meist vom Fischfange. Die südlichen sind Nomaden und Jäger. Einige Völkerschaften wohnen in Erdhölen. Die in den mittlern Strichen beschuldigt man der Dummheit und Trägheit. Diejenigen aber, die ihre Wohnsitze näher an Peru und Charcas haben, sind schon mit mehrern Bequemlichkeiten des Lebens bekannt und entfernen sich immer mehr von ihrer alten Roheit und Lebensart. In Paraguay halten sich die Guaranier südlich, die Abiponer, Collus, Chiquitos und Moxos nördlich in Choco auf. Diese Völker sind groß und wohl gewachsen, gehn unbekleidet, bis auf einen mit bunten Federn gezierten Gurt am Unterleibe. — Sie pflegen sich Gesicht und Leib zu bemahlen oder vielmehr anzustreichen; nicht allein aus Liebe zum Putz, sondern mehr um den Stichen der beschwerlichen Insekten zu entgehen; sie sind lebhaft, sinnlich, wie Ungebildete zu sein pflegen, haben Kaziken oder Oberhäupter, denen sie aber keine Europäische Fürstengewalt einräumen; bauen sich leichte Hütten von Baumzweigen; kennen kein anderes Hausgeräthe, als Matten, Hennacks oder Hängebetten, dem Ungeziefer bei Nacht den Zugang zu wehren; ihr Geschirr ist von ausgehöltem Holze und Fruchtschalen gemacht. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile und Lanzen. Sie laufen mit dem Pferde in die Wette; viele sind auch gut beritten, vornemlich die Abiponer, und Furchtsamkeit ist ihnen fremd. Ihre Sitten und Gebräuche tragen mehr oder weniger das Gepräge der

Rohheit, je nachdem die Spanier mehr oder weniger Einfluß auf sie haben. Denn diese senden Missionarien zu ihnen, sie zu Christen und gesitteten Menschen zu machen. Mit diesem Bekehrungsgeschäfte machten die Jesuiten vor noch nicht hundert Jahren unter den Guaraniern den Anfang; ihre Mühe wurde reichlich belohnt, und wirklich finden wir diese Völkerschaft unter allen ihren Landesleuten am gesittetsten und der christlichen Religion zugethan.

Der König von Spanien läßt dieses Reich durch einen Vicekönig regieren. Die Landesverfassung ist ganz Spanisch. Jeder Ort hat seine Obrigkeit, und fast in allen Städten sind ein Bischof mit einem Capitel, ein Seminar, ein Hospital, ein Jesuitercollegium und Mönche. Unter den Städten fällt uns zuerst, indem wir von den Portugiesischen Grenzen kommen, die Stadt und Festung Monte Video in die Augen. Sie liegt am Ausflusse des Plata, hat einen guten Hafen, und treibt einen wichtigen Seehandel mit Rindshäuten, Talg, Taback, Baumwolle und andern Producten. — Die weiter nördlich am Plata gelegene Colonie, St. Sagramento, wird von reichen Kaufleuten bewohnt, und ist lange Zeit der Zankapfel zwischen den Portugiesen, denen sie anfänglich gehörte, und den Spaniern gewesen, bis im Jahre 1778 der Streit durch Abtretung des Fleckens an die letztern, geendigt wurde. — Weiter hinauf folgen die Guaranischen gutgebauten Örter, worin ebenfalls obrigkeitliche Personen, Magazine, Schulen und Kirchen unterhalten werden, in welchen letztern der Gottesdienst mit vieler Andacht verrichtet wird. Man bedient sich sogar dabei musikalischer Instrumente und Sänger. — Nördlich liegt am Paraguay-Flusse der Hauptort von Paraguay, Assumption, der zwar eine Audienz oder Regierung, aber noch keine 500 Einwohner hat. Noch weiter nach Mitternacht liegt St. Cruz

de la Sierra, die Hauptstadt von Charcas und der Sitz des Statthalters. Südwestlich zeigt sich uns in eben dieser Provinz, Potosi, eine Stadt von 25000 Einwohnern, die durch ehemalige reiche Silbergruben Ansehn erlangt hat. — Nehmen wir unsern Weg südlicher, so gelangen wir durch Salta, wo der Befehlshaber von Tucuman residirt, durch Cordova, wo eine Akademie ist, und durch St. Fe, in deren Nähe Platina gegraben wird, nach Buenos Ayres am Südufer des Plata, ohnweit seiner Mündung. Sie ist die Hauptstadt des ganzen Reichs, die Residenz des Vicekönigs, und eine Universität, hat 3000 Häuser und 30000 Einwohner, wovon der kleinere Theil aus Spaniern, der größere aus Negern, Mulatten und Mestizen besteht. Zum Arbeiten viel zu träge, überlassen die Spanier den übrigen Einwohnern die meisten Geschäfte. Diese bereichern sich durch einen ansehnlichen See- und Landhandel, der mit dem Überflusse der schon angeführten Landesproducte getrieben wird. Die Stadt hat eine Citadelle und einen stark besuchten Hafen.

Wir könnten nun sofort nach dem Reiche Peru übergehn, wollen aber, weil wir nicht wieder in diese südlichen Gegenden hinkommen möchten, den Umweg durch

Magalhaenland, oder Patagonien

nehmen. Es ist die südliche Halbinsel von Amerika, über welche die Spanier die Herrschaft zu haben behaupten, wovon aber die Eingebornen nichts wissen. Eine 55 Meilen lange und von einer halben bis vier

Meilen breite, sich stark krümmende, im Jahre 1520 den 6ten November vom Seefahrer Magalhaen entdeckte, und nach ihm benannte Meerenge, die durch viele Klippen und Sandbänke der Schiffahrt gefährlich wird, trennt Patagonien von der Insel del Fuego, oder Feuerland. Hohe und beschneite Gebirge, der Anfang der Anden, breiten sich in nördlicher und nordöstlicher Richtung durch das Land aus. Mehrere Gegenden sind dürre Sandflächen, vornemlich nach der Ostküste zu. In andern Strichen würde der Boden fruchtbar sein, wäre er nur angebaut; weil es aber daran fehlt, so ist er mit Morästen und Sümpfen angefüllt. Nur wenige Stellen sind fruchtbar zu nennen. Im Ganzen ist es also ein ödes, unwirthbares Land, und einen großen Theil des Jahrs, vornemlich im Süden, mit Schnee und Eis bedeckt. Die Luft ist rauh, der Winter sehr kalt, der Himmel selten heiter, die Küsten neblig und das Toben der Stürme fürchterlich. Es giebt hier nicht viele Waldungen, und überhaupt hat das Gewächsreich für uns nichts auszeichnendes. Dagegen schwärmen Rindvieh und Pferde in großen Heerden umher. Strauße und Guanacos — ein dem Reh in Größe, Gestalt und Farbe ähnliches, aber ungehörntes Thier, das auf dem Rücken eine merkliche Erhöhung hat, — sind, mit den wilden Bienen, alles, was sich an Landthieren bemerkenswerth finden läßt. — Der Amerikanische Strauß wird 6 Fuß hoch, und mißt von der Spitze des einen bis zur Spitze des andern Flügels 8 Fuß. Seine Federn haben eine theils hell-, theils dunkelbraune Farbe, und nur die langen Rückenfedern sind weiß. Seine Flügel bestehen in Büscheln schmaler dünner Federn, worunter aber längere hervorkommen, die sich über den Rücken krümmen, und ihm zugleich zum Schwanze dienen. Die kleinen Flügel versagen ihm das Fliegen, daher läuft er desto schneller. Seine Füße haben drei vorwärts stehende



Zehen. Er nährt sich von Früchten und Körnern. Die Amerikaner essen sein Fleisch, deshalb jagen sie ihn, oder fangen ihn in Netzen. — So rauh und elend, als ihre Wohnsitze, sind auch die Patagonier. Diese Eingebornen sind nicht viel größer als andere Menschen, die größten unter ihnen etwas über 6 Fuß hoch. Ihre Haut ist dunkel kupferfarbig, und ihr Haar starr, grob nnd schwarz. Die Männer schneiden es kurz ab, die Weiber flechten es in einige Zöpfe, an welche sie bunte Glasknöpfe hängen. Den Leib überziehen sie mit rother Erde, und die Augen fassen sie mit weißen und rothen Kreisen ein. Gewöhnlich gehn sie nackt, außer daß sie ein oder mehrere mit Därmen zusammengenähete Guanco-Felle, die rauhe Seite einwärts gekehrt, um die Mitte des Leibes wikkeln, und mit einem Gurte festbinden. Sie tragen auch wol eine Art von Rock. Dies ist ein aus weichem Guanaco-Haar verfertigtes Tuch, worin, um den Kopf hindurch zu stecken, ein Loch geschnitten ist, und das wie ein Mantel bis auf die Knie herabhängt. An den Füßen haben sie Socken von Fischotterfellen. Ihre Speisen bekommen wenig Zubereitung, selbst das Fleisch nicht; roh ist es ganz nach ihrem Geschmacke. Sind sie auf der Jagd nicht glücklich, so fischen sie mit Netzen, von Därmen gemacht; und giebt ihnen auch diese Bemühung keine Mahlzeit, so müssen sie hungern, und das geschieht nicht selten, denn ihr Land ist arm. Sie halten Pferde, wovon sich die ersten vermuthlich von ihren nördlichen Nachbarn, den Chilianern, zu ihnen verlaufen haben; gebrauchen sie häufig; bedienen sich der Sattel, Zügel und Steigebügel, und die Männer tragen durchweg hölzerne Sporen, wenn sie auch nicht reiten. Die Weiber wissen auch mit den Pferden umzugehn. Außer diesem Hausthiere, haben sie auch Hunde, ohne deren Begleitung sie selten einen Gang machen. Ihre Waffen sind Bogen und Schleudern, deren sie sich mit

vieler Geschicklichkeit bedienen. Sie treffen mit der Schleuder ein 45 Fuß entferntes Ziel. Ihr Geist ist mehr stumpf als lebhaft. Ihre Unthätigkeit erlaubt ihnen wenige Unternehmungen; entschließen sie sich aber zu irgend einer Arbeit, so werfen sie ihre Bekleidung als ein Hinderniß ab. Ihre Furchtsamkeit geht bis zum Ohnmächtigwerden, wenn sie Irrlichter sehn. Von Natur und bei guter Behandlung sind sie sanft und gutmüthig; aber Beleidigungen bringen sie in Zorn. Fällt ein Spanier in ihre Hände, so wird er verzehrt, denn sie haben von diesem Volke viele Mißhandlungen erfahren. Von Eigenthum haben sie vermuthlich noch keinen Begriff, wahrscheinlich auch keine Religion, wenigstens keine Priester.

Cultivirter als die südlichen Patagonier sind die Völkerstämme, die mehr nach Paraguay oder Buenos-Ayres zu wohnen; denn diese leben unter einem mildern Himmel, haben nicht so rohe Sitten, sind durch bürgerliche Gesellschaft verbunden, und stehn unter selbst gewählten Oberhäuptern.

Jenseits der Magellanischen Straße liegt

das Feuerland,

eine große Insel, neben welcher noch mehrere kleinere liegen, unter andern Statenland, die durch eine 5 Meilen lange und 3 Meilen breite Meerenge, le Maire genannt, von der obigen getrennt wird. Die südlichste Spitze von Amerika, das Cap-Horn, liegt hier auf der Insel l'Hermite, unter Feuerland. Diese große Insel hat nördlich hohe kahle Berge, in deren Nähe die Thäler selbst mitten im Sommer mit Schnee bedeckt sind. Von den Küsten aus, sehn wir nichts als ungeheure Schneeberge, ohne Gras, ohne Gebüsche, alles nackt und kahl. Aber eine unzählbare Menge von Quellen haben hier ihren Ursprung; Schneewasser

füllt die Gründe zwischen den Bergen, und vielfache Echos vermehren den Schall des Geräusches naher Wasserfälle. Kurz, an der Meerenge ist die Insel öde und schauerlich. Die Ostseite ist nicht so grausenvoll. Da ist die Luft, wiewol immer noch sehr kalt, und selbst in Sommernächten bis zum Erfrieren, doch zu ertragen; man sieht auch einige Pflanzen, als Moos und Sellery, ein bewährtes Mittel gegen den Scharbock, das die Natur auf den meisten, und selbst ödesten Inseln zum besten der Seefahrer wachsen läßt; und hin und wieder auch Waldungen. Immerwährende Nebel umschleiern die Küsten. Hie und da dringt das Meer tief ins Land ein und bildet Häfen, in welchem kleine grün bewachsene Inseln gegen die schwarzen Felsen stark abstechen. So rauh und abschreckend auch Feuer- und Staatenland sind — und letzteres ist noch abschreckender — so findet man doch Menschen auf ihnen. Es sind die Pescherähs, ein Völkchen von kaum 2000 Köpfen. Diese Leute sind klein, mager, häßlich, haben kleine Augen, die Dummheit verrathen, schwarze unordentlich um den Kopf hängende und von Fett glänzende Haare, ein sparsam mit Baarthaar besetztes Kinn, breite Schultern und Brust, starke Knochen, krumme Beine, einen hagern und dünnen Leib. Die Haut von einem Seekalbe, die bloß die Schultern deckt, ist, troz der Kälte, ihre ganze Bekleidung; nur die Weiber gürten um den Unterleib ein Fell, tragen auch Muscheln um den Hals. So hat auch der armseligste Mensch ein Vergnügen am Putz, und da man überall, wo Menschen sind, Ausschmückungen findet, so ließe sich von der Art derselben auf den Grad der Cultur und des Reichthums der Nationen schließen. Den Kopf bedecken die Pescherähs mit einer aus Gänsefedern bedeckten Mütze. Die Federn bekommen sie von den Fettgänsen oder Pinguins, die in diesen Gewässern sehr häufig sind. Diese Thiere

sind

sind nicht viel größer als eine Änte, haben statt der Flügel bloß häutige ungefiederte Lappen, und können sich also wohl fortrudern, aber nicht fliegen. Es giebt aber auch eine Art von Pinguins, die lange Flügel haben, womit sie sich hoch in die Luft erheben. — Die Haut der Pescherähs ist dunkelgelb und bräunlich, bei einigen mit weißen und rothen Streifen bemahlt. Ihre vornehmste Speise ist Fett und das Fleisch der Seekälber, wenn es auch halb-verfault sein sollte. Sie tödten diese Thiere mit Pfeilen und knöchernen Wurfspießen, und fahren auf diese Jagd in Kähnen, die aus Baumrinde kunstlos verfertigt sind, und 5 bis 8 Menschen fassen. Seewolfshäute sind ihre Segel und die Decken ihrer armseligen Hütten. Feuer haben sie immer bei sich, selbst in den Kähnen, weil sie es sonst vor Kälte nicht aushalten würden. Sie scheinen gegen alles gleichmüthig und nicht im mindesten neugierig zu sein. Sie sowol, als ihre Geräthe, und was sie um und an sich haben, verbreiten, wegen des vielen Fettes, das sie gebrauchen, einen unerträglichen Geruch. Nach unsern Begriffen müssen diese Menschen ein sehr elendes Leben führen. Ihnen kann das nicht so vorkommen. — Nordöstlich liegen

die Falklands-Inseln, oder Malouinen oder Pepys-Inseln.

Sie bestehn aus 2 großen und vielen kleinen Inseln. Man findet auf ihnen wol allerlei Kräuter, aber keine Bäume und keine vierfüßigen Thiere; dagegen ist die Menge der Gänse, Änten, Schnepfen, Fische und glatten Seelöwen in diesen Gewässern unbeschreiblich groß. Die glatten Seelöwen gehören zu den Säugethieren und Amphibien. Ihr Körper ist lang gestreckt, hat zuweilen eine Länge von 18 Fuß, sieht braun aus, ist mit kurzen Haaren besetzt, wird nach hinten zu im-

mer dünner, und endigt sich in einen Fischschwanz. Vorn in der Nähe der Brust hat er 2 kurze unförmliche Füße, die wie Lappen aussehen, und mehr zum Schwimmen als zum Gehen eingerichtet sind. Ihr Gang ist auch schleppend, doch nicht langsam. Das Männchen hat auf der Nase eine Haut, die es aufblasen kann. Sie öffnen den Rachen wol einen Fuß weit, und geben Töne von sich, wie die Löwen, Ochsen und Schweine. Ihre Nahrung besteht in Seethieren und Gras. Um aus ihrem dicken Speck Thran zu bereiten und ihre Haut zu Kleidungsstücken und Riemerarbeiten zu gebrauchen, werden sie häufig gefangen. — Der zottige Seelöwe ist in den nördlichen Meeren zu Hause. — Da es nicht der Mühe werth ist, den Besitz dieser Inseln, deren Inneres steile unfruchtbare Felsen größtentheils bedecken, zu behaupten: so haben die Engländer ihre 1765 an einem sehr großen, vortrefflichen Hafen angelegte Colonie, Port Egmont, jedoch mit Vorbehalt ihres Rechts, wieder verlassen; allein die Spanier, welche diese Inseln als ihr Eigenthum betrachten, haben ihre, von den Franzosen im Jahre 1764 angelegte, und von diesen erkaufte Niederlassung, Port Soledad, noch besetzt; und diese Colonisten sind, außer einigen Wallfischfängern, die jene zuweilen besuchen, die einzigen Bewohner dieser Inseln.

Südlicher liegt Neu-Georgien, eine Insel, die mitten im Sommer auf ihren Felsen und Klippen mit Schnee und Eis bedeckt ist, und nur zwei Pflanzenarten sparsam hervorbringt.

Wir kehren aus diesen kalten Gegenden zurück, um Länder zu erreichen, die sich eines lieblichern Himmels erfreuen können. Wir schiffen längs der Westküste Patagoniens nördlich hinauf, und kommen zunächst nach der Insel Chiloe, die

dem Vicekönigreiche Peru einverleibt ist, und so befinden wir uns wieder in den wirklichen Besitzungen der Spanier. Chiloe macht mit etwa 47 kleinern Inseln einen von Spaniern und christlichen Indianern stark bevölkerten und nach ihr benannten Archipel aus. Sie ist stark mit Holz bewachsen, sehr fruchtbar, und hat, ohngeachtet des vielen und heftigen Regens, doch ein angenehmes Clima. In ihren Gewässern werden viel Wallfische, Stockfische und andere Seethiere gefangen. Die Producte hat sie mit dem nördlichen Chili gemein. Den besten Hafen auf dieser Insel hat die ansehnliche, feste und mit einer guten Besatzung versehene Stadt Chacao. Wir fahren nördlich und landen bei Valdivia in Chili. Hier befinden wir uns ohnweit der südlichen Grenze des Reichs Peru, das durch die Verbindung des größern Theils von Peru und Westchili entstanden, in die drei Landschaften, Lima, la Paz und Westchili getheilt ist, südlich durch den Biobio-Fluß von freien Indianer-Ländern getrennt wird, und nördlich in einem Bogen längs dem stillen Meere, das an diesen Küsten vortreffliche Häfen bildet, über Lima hinaus bis an die Grenzen von Quito reicht. Es ist ein Reich von ansehnlicher Länge, aber bei weitem nicht so starker Breite, denn es dehnt sich nur bis an die Anden aus, die es vom Reiche la Plata trennen. Das Ganze ist in zwei Audienzen getheilt, in Lima mit la Paz, und Chili. Die erste besteht aus den Landschaften, Truxillo, Arequipo, Guamanga, Cusco und la Paz; die zweite ist in zwei Provinzen oder Bisthümer abgetheilt, in St. Jago und in Conception. Diese Unterabtheilungen bestehn wieder aus kleinern Distrikten, welche den Namen Subdelegationes führen. Wir wollen nun zuförderst die vornehmsten Städte und Häfen, dann die übrigen Merkwürdigkeiten kennen lernen. Von der befestigten Stadt und dem Hafen

Valdivia, kommen wir nördlich nach der festen Stadt Conception, die eine Viertelmeile vom Biobio-Flusse abliegt, und deren Bai groß und sicher ist. Sie hat 10000 Einwohner, einen Commendanten, unter dessen Befehlen das Kriegeswesen steht, und einen Bischof. Die von Lehm oder von Backsteinen, die an der Sonne getrocknet werden, erbauten Häuser, sind wegen der dortigen Erdbeben nur ein Stock hoch und haben Dächer von ungebrannten Ziegeln. Die Wohnungen, selbst die der Vornehmen nicht ausgenommen, sind nicht reinlich, und wenig und schlecht meublirt. Die Einwohner haben einen besondern Hang zum Stehlen. Davon muß man aber die vornehmere Klasse, die aus ächten Spaniern besteht, ausnehmen. Diese sind sehr artig und höflich. Die Frauenzimmer dieser Klasse, die ebenfalls sehr verbindlich sind, tragen einen Faltenrock, der bis auf die Hälfte der Füße reicht und unter dem Gürtel befestigt ist; ein Mieder von Gold- und Silberstoff, und darüber zwei kleine Mäntel, den untern von Nesseltuch, den obern von gefärbter Wolle. Diese Umschläge legen sie in Gesellschaft ab; wenn sie aber bei rauher Witterung ausgehn, so dienen sie ihnen zur Verhüllung des Kopfes. Ihre Strümpfe sind farbig gestreift, und die Schuhe so kurz, daß sie die Zehen ganz zusammen krümmen. Das Haar wird nicht gepudert, aber hinten in schmale Zöpfe geflochten, die über die Schultern herunter hängen. Beide Geschlechter sind Liebhaber vom Tanz und Musik; daher Concerte und Bälle zu den Vergnügungen der Einwohner von Stande gehören.

Der Handel der Stadt ist nicht sonderlich von Bedeutung. — Setzen wir den Weg nördlich fort, so bringt er uns nach St. Jago, der Hauptstadt von Chili, wo der Generalgouverneur dieses Landes seinen Aufenthalt hat. Sie ist 30 Meilen von der Küste entfernt, liegt

in einem Thale, am Flusse Mapocho, der in mehreren Ärmen durch die Hauptstraßen fließt; aber anstatt den Einwohnern recht vortheilhaft zu werden, vielmehr durch ihre Schuld nachtheilig wird, indem sie allen Unrath aus den Häusern in den Fluß schaffen, und ihn auf diese Art zuweilen verstopfen; und so verbreitet er die schädlichsten Ausdünstungen. Ein Damm außerhalb der Stadt, der höher als der Fluß, eine Viertel-Meile lang und von Ziegelstein erbaut ist, schützt sie vor den Überschwemmungen desselben, und dient zugleich den Einwohnern zu einem angenehmen Spaziergange. St. Jago mag, mit der jenseit des Mapocho liegenden Vorstadt, ohngefähr vier Englische Meilen im Umfang und 30500 Einwohner haben. Die Straßen sind enge, und in der Mitte mit kleinen, an den Seiten aber zum Besten der Fußgänger mit breiten Steinen gepflastert. Die ein Stock hohen und von einander abstehenden Häuser sind viereckig, und — wenigstens gilt das von den Häusern reicher und vornehmer Eigenthümer — schließen einen Hof von 30 Quadrat-Ellen ein. Die Seite an der Straße ist eine bloße Mauer, durch die ein Thorweg nach dem Hofe führt, in dessen Hintergrunde das eigentliche Wohnhaus steht. Die übrigen Seiten enthalten Schlaf- und Bedientenzimmer. Die Stuben sind geräumig und zuweilen auch mit Gemälden, Kronleuchtern und Polstern verziert; sonst ist das Hausgeräth überall schlecht, und die Fußböden sind voll Schmutz und Staub. In der Mitte der Stadt ist der viereckige, mit einem schönen Brunnen gezierte Marktplatz, der von den besten Gebäuden, aber auch von Buden eingeschlossen wird. Achtzehn Klöster und eine beträchtliche Anzahl von Kirchen beweisen die Herrschaft der Spanier. Unter den Gebäuden bemerken wir vorzüglich das neuerbaute Münzhaus, die Kathedralkirche und das Stadtgefängniß. Die Münze hat auf der Vorderseite, außer

der breiten Thüre, 18 Fenster, und auf den beiden Nebenseiten 356 Fuß Länge. Das Gebäude ist durch Säulen und Architekturarbeiten verschönert, kostet 1½ Mill. Dollards (beinahe 2 Mill. Thaler), und ist nicht allein zur Wohnung der Münzbedienten, sondern auch zur Betreibung aller Münzarbeiten bestimmt, weshalb die Wohn- und Arbeitszimmer gehörig vertheilt und verbunden sind. — Die genannte Kirche ist eine Nachahmung der Lateranischen in Rom. Sie hat 240 Fuß Länge, 70 Fuß Breite, bis zum mittelsten Chore 36 Fuß Höhe, 10 Altäre und angenehme Verschönerungen. — Das Stadtgefängniß ist ebenfalls ein ansehnliches Gebäude, in dessen Mitte sich ein hoher Thurm erhebt, an welchem die Stadtuhr befindlich ist. — Zu den Unterrichts-Anstalten gehören vornehmlich die Universität und ein adliges Collegium. Unter den Einwohnern ist der Statthalter die Hauptperson. Bei ihm ist jeden Sonntag des Morgens Cour, und nach Beendigung derselben, fängt sie beim Bischofe an, der jedem Anwesenden seinen Segen ertheilt, und den Ring an seinem Finger zum ehrfurchtsvollen Kusse hinreicht. Concerte und Tänze machen auch hier die Hauptvergnügungen aus. Die Frauenzimmer sind sehr musikalisch. In ihren Zusammenkünften ist nichts leichter, als ein Concert zu bewerkstelligen: die eine spielt das Fortepiano, andre die Violine, die Flöte und die Harfe. Sie sind im Ganzen angenehm, brünett, mit schwarzen ausdrucksvollen Augen, aber vernachlässigten Zähnen. Ihre Kleidung ist zuweilen prächtig. Bei großen Feierlichkeiten tragen sie faltige Reifröcke von altmodischem Gold- und Silberstoff, die in den Familien vererbt werden. Ihr Betragen ist lebhaft, ohne Zurückhaltung, leichtsinnig, höflich und verbindlich. Schade, daß ihre Bildung vernachlässigt wird, denn die meisten können nicht lesen, noch schreiben. — Geschäfte betreibt man nur bis 3 Uhr Nachmittags; von

da an bis um 6 Uhr lässt sich niemand auf der Straße sehn; man schließt sogar alle Läden, und es herrscht durch die ganze Stadt eine allgemeine Stille. Diese Stille findet sich in ganz Chili, weil um diese Tageszeit die Hitze am größten ist. — Wir setzen unsre Reise westlich auf einer vor kurzen angelegten Chaussée nach dem 22 Seemeilen von der Hauptstadt entfernten Hafen, Valparaiso, fort. Die neue Straße führt über beträchtliche Berge und durch wüste unangebaute Gegenden, ist schlecht gemacht, ohne Brustwehr und daher an mehrern Stellen gefährlich, hat aber an der Seite einen Kanal, das Regenwasser zu sammeln und abzuleiten. Valparaiso treibt einigen Handel mit Peru, wohin jährlich etwa 15000 Tonnen Weizen, Obst, getrocknete Fische, Thau- und Lederwerk ꝛc. versendet werden. In der Nachbarschaft unterhalten die Einwohner Küchen- und Lustgärten.

Haben wir nun unsern nördlichen Weg durch die beiden Seestädte, Coquimbo und Copiapo, den nördlichen Häfen in Chili, welche beide einiges Verkehr haben, und eine Wüste, die Chili von Peru trennt, zurückgelegt; so erreichen wir, halten wir uns westlich am Meere, die erste bedeutende Stadt in Peru,

Arequipa, von 40000 Einwohnern. Die örtliche Lage derselben am Meere ist so angenehm, als die Luft der Gesundheit vortheilhaft, und als die Gegend umher vortrefflich. Das ganze Jahr hindurch schmücken Blumen die Felder; Getreide und labende Früchte sind im Überflusse, und beträchtliche Heerden weiden beständig, ohne der Ställe zu bedürfen, auf fetten Triften. Die hiesigen Kaufleute haben viel Geschäfte. — Nordöstlich liegt in einem Thale,

Cusco, an einem Arm des Maranjon, eine große, schön gebaute Stadt, von 26 bis 30000 Einwohnern, mehrern Klöstern, und zwei Universitäten.

Die hiesigen Manufakturen gehören zu den besten im ganzen Reiche, und unter der arbeitenden Klasse zeichnen sich die Indianer durch Fleiß und Geschicklichkeit sehr vortheilhaft aus. In der umliegenden Gegend, die von den fruchtbaren Äckern, angenehmen Gärten und schönen Landsitzen ein reizendes Ansehn bekömmt, finden sich noch ehrwürdige Ruinen der Vorzeit, als von den Pallästen der Yncas, von Grabstätten und von einer alten hochgelegenen Peruanischen Feste, worin besonders zwei unterirdische weitläuftige Grüfte, durch ihre künstliche Wölbung, Bewunderung erregen. Cusco war die Haupt- und Residenzstadt der Yncas. — Nordwestlich liegt

Lima, am Flusse Lima, nicht weit vom Meere; die Hauptstadt des ganzen Vicekönigreichs. Sie ist groß und schön gebaut; aber die Häuser sind auch nur ein Stock hoch und von Holz, um die Gefahr bei Erdbeben zu verringern; indeß haben sie viel Raum, gutes, mit unter prächtiges Hausgeräth, und von außen einen gefallenden Anstrich. Lima hat viele Kirchen, 40 Klöster, 54 bis 60000 Einwohner, eine Universität, ein Inquisizionsgericht, einen Erzbischof, eine Audienz, und ist der Sitz des Vicekönigs, dessen Macht beinahe unumschränkt ist, und dessen Ansehn und Glanz wirklich königlich sind. Er ist Chef aller Collegien und Gerichte. Ein Corps von 50 Spanischen, reich gekleideten Hellebardieren, die den innern Theil seines Pallastes bewachen, begleiten ihn, wenn er sich öffentlich sehen läßt. Ein ebenfalls Europäisch gut gekleidetes Reutercorps von 160 Mann hat die Wache am Hauptthore seiner Wohnung. Der Luxus ist in dieser Stadt überhaupt sehr groß. Man verschwendet in Equipagen, Domestiken, Hausgeräthen, Kleidungen, kurz in allem, wo sich Pracht zeigen läßt. Jeder mittelmäßig begüterte muß wenigstens ein Kariol haben. Der Umgang ist sehr angenehm

nehm, wie mehrentheils in den großen Städten dieses Reichs. Man lobt den lebhaften Verstand der Einwohner, die ein Gemisch von Spaniern, worunter sich viele Edelleute befinden, von Kreolen, Mestizen, Mulatten, Indianern und Negern sind. Kreolen sind die Nachkommen der Europäer, die sich vor Zeiten hier niedergelassen, und sich weder mit Amerikanischem noch Afrikanischem Geblüte vermischt haben. Das weibliche Geschlecht ist auch hier besonders munter und artig, aber auch in den Sitten etwas freier, als der gesittete Europäer es gewohnt ist. Einige bringen es im Singen und Tanzen sehr weit. Chinesische Füße rechnen auch sie zur Schönheit, und pressen sie daher den Kindern zusammen. Um die Stadt her sind viele Landhäuser. Täglich wird zu Erfrischungen Eis aus den zwischen hohen Bergen gelegenen Seen, die nie aufthauen, nach der Stadt gebracht, und pfundweise verkauft. Der Verkauf gehört der Regierung, die ihn verpachtet hat. In Lima sind viele und gute Fabriken, und der Handel, der über den Hafen Callao getrieben wird, ist ansehnlich. Denn alles, was die Natur und der Kunstfleiß der Provinzen herborbringt, und was Spanien nach Süd-Amerika liefert, wird hierher gebracht. Die einländischen Producte gehn auf Spanischen Schiffen nach Panama, und die ausländischen werden weiter nach den südlichen Ländern befördert. — Haben wir Truxillo im Norden an der Küste, und la Paz, landeinwärts in Südosten, mitgenommen, so bietet sich keine vorzügliche Stadt unserer Aufmerksamkeit weiter dar.

Das ganze Peruanische Vicekönigreich ist ein Küstenland, welches die Anden oder Cordilleras von Süden nach Norden durchstreichen. Am Meere sind flache, etwa 8 Meilen breite Felder, welche Lanos genannt werden; dann folgt in einer Breite von 16 Meilen ein Landstrich,

Sierra genannt, worin Hügel und Thäler abwechseln; und endlich folgen in gleicher Breite die Anden, die höchsten Berge, welche in Westen jähe sind, in Osten aber sich allmälig in unabsehbare Ebnen verwandeln. Diese Gebirgsketten enthalten viele Vulkane, von denen in Chili allein 14 gezählt werden, worunter der Peteroa der vornehmste ist. Dies unterirdische Feuer erschüttert sehr oft die herrlichsten Gegenden, lässt aber weit seltener Spuren angerichteter Verwüstung zurück. Die Stadt Lima zeichnet sich besonders durch solche Unglücksfälle aus. Seit 1582 hat sie über siebenzehnmal von den heftigsten Erdbeben gelitten; am meisten im Jahre 1746. Vom Oktober dieses bis zum 24. Februar des folgenden Jahres spürte man 451 Erdstöße. Gleich im Anfange wurde der größte Theil der Stadt zerstört, das nahe Callao unter Wasser gesetzt; von 4000 Einwohnern der letztern Stadt entkamen nur 200 dem Tode, und von den im Hafen befindlichen Schiffen wurden 23 versenkt. In derselben schrecklichen Nacht thaten sich vier Vulkane auf, und schleuderten furchtbare Feuerströme um sich her. Während diesem Toben in der Luft, auf der Erde und in der Tiefe, ließen sich verschiedene durch einander greifende Töne hören, wie das Rollen und Prasseln des Donners und das Heulen des Windes. Kein Mensch fand Sicherheit seines Lebens, nicht im Hause, nicht auf der Straße, weder auf dem Felde, noch auf Bergen, noch auf dem Wasser. Überall drohte Tod und Verderben; überall das Bild der Verwüstung. Viele Menschen mögen in jenen Tagen der Verzweiflung ihr Leben eingebüßt haben. Aber, wie gesagt, dergleichen fürchterliche Scenen sind nicht alljährlich.

Das Clima ist im Ganzen vortrefflich. Peru hat zwar eine größere Hitze, als Chili, allein sie wird durch Seewinde sehr gemäßigt; am drückendsten ist sie in den Ebnen, und um so beschwerlicher, da weder

Regen, noch Hagel, noch Gewitter die Luft abkühlen. Die Thäler empfinden abwechselnde Witterung. Der dortige Sommer bringt immer heitern Himmel mit sich, nur im Winter steigen dicke Nebel und Wolken auf, und dann regnet es. Diese Regenzeit fällt in Chili vom Mai bis Oktober, denn dieses Land liegt auf der südlichen Halbkugel, und hat also den unsrigen gerade entgegenstehende Jahreszeiten. In einigen Gegenden regnet es nur ein paar Tage hinter einander, und dann klärt sich der Himmel wieder auf; aber in andern Strichen hält der Regen länger an. Um die Stadt Lima herum regnet es nie, da wird die Erde bloß durch Thau erquickt und befruchtet. Weiter nach Osten sind Gewitter gewöhnlich, in Chili aber gar nicht. Im Winter herrscht der Nord-, in den übrigen Jahreszeiten der Südwind. Die bergigen Gegenden sind rauh und wol gar kalt. Da regnet und schneit es häufig, so daß die dortigen Wege nicht passirt werden können. Die Einwohner lassen den Schnee, die ewige Decke der höchsten Gebirgs-Gipfel, und das in den Gründen liegende Eis auf Maulthieren holen, um ihr Getränk anzufrischen. Jene Gebirge geben mehrern Flüssen, Bächen und Seen ihren Ursprung und ihre Nahrung. Der Maranjon und Ucayale sind die vornehmsten Flüsse im Norden, der Biobio, Negro und Colorado im Süden. Unter den Seen bemerke ich nur den Titicaca, ohnweit la Paz, der an 500 Quad. Meil. Oberfläche haben mag, und den Villaricca in Chili, der 72 Meilen im Umfange hat, und in dessen Mitte ein angenehmer Hügel sich kegelförmig erhebt. Dort giebt es nicht allein süße, sondern auch salzige Seen.

Der Boden ist fast überall sehr fruchtbar, und besonders in Chili, das zu den schönsten und fruchtbarsten Ländern der Erde gehört. Er würde noch einträglicher, und das Reich eines der blühendsten in der

Welt sein, wenn nicht die nachlässigen Einwohner weniger beschwerlichen Nahrungsquellen nachgingen, und die schönsten Ländereien unbenutzt liegen ließen.

Der Strich von Valparaiso nach St. Jago ist fast durchgehends eine Wüste, ohne Gehölz, ja fast ohne alles Grün. Der Weg von Buenos Ayres bis St. Jago, den die Post in 20 Tagen macht, führt durch nichts als wüste Gegenden. Die Ursach dieses geringen Anbaus der fruchtbarsten Landstriche werden wir weiter unten kennen lernen. Und doch, ohngeachtet aller Vernachlässigung der Landwirthschaft, zu deren bessern Betrieb Boden und Clima die Bewohner überall gleich stark auffordern, bringt das Reich im Überflusse hervor: Getreide, Reis, Mais, Pataten, eine knollige Erdfrucht, die wie unsre Kartoffeln, und wie Brod gegessen werden; ferner: Zucker, Cacao, Vanille, Öl, Baumwolle, Obst, Chinarinde, viel Wein, allerhand Baum- und Südfrüchte, elastisches Harz, peruvianischen Balsam, kurz so viele Gattungen von Früchten, und in solcher Menge und Güte, daß man darüber erstaunen muß. Die wohlthätige Natur segnet die dortigen Menschen mit Geschenken zur täglichen Nahrung, zur Erquickung, zur Bekleidung, zur Genesung und zum Vergnügen, reichlich, ja überflüssig. Chili trägt sechzigfältiges Korn. Es hat viel einheimische Gewächse, z. B. Magu, eine Art Roggen; Tuka, eine Art Gerste; Madi, dessen Samen ein wohlschmeckendes Öl giebt; Erdbeeren von der Größe einer welschen Nuß; Johannisbrod ꝛc. Einigen Strichen, besonders in Peru, fehlt es so sehr an Holz, daß man Kuhmist und Stoppeln zum Kochen nehmen muß; nicht zum Einheizen; denn der hiesige Winter macht die künstliche Wärme unnöthig; daher sind auch hier keine Öfen. Die Wiesen und Weiden sind, oder besser, könnten dem Reiche sehr einträglich sein. Überall sieht man sehr schönes

Vieh: Pferde, Maulthiere, Rinder, Schafe, Schweine. Jahr aus, Jahr ein bleibt das Vieh auf den gras- und blumenreichsten Feldern, wo jeder Eigenthümer das seinige durch Zäune einschließt, weil Stallfütterung ungewöhnlich ist, und Heu nicht gemacht wird. Die große Menge und die wenigen Käufer des Viehes, veranlassen sehr niedrige Preise desselben, besonders in Chili, wo ein fetter Ochs mit 8 Piaster, oder mit 11 Thlr. 8 bis 15 Groschen, und ein Schaf mit drei Viertel Piaster, oder mit ein paar Groschen über einen Thaler bezahlt wird. Daher schlachten die Einwohner jährlich eine Menge Rindvieh, theils um Häute und Talg zu bekommen, theils das Fleisch für die Schiffer zu räuchern, die längs der Küste Beschäftigung finden. Für Manufakturen könnte man viel Wolle gewinnen, wenn sie nur Absatz fände. — Unter den einheimischen Thieren bemerken wir das Lama, die Vicugna und das Guanuco. Das Lama oder die Kameelziege ist 6 Fuß lang und 4½ Fuß hoch, eigentlich wild, wird aber auch gezähmt und zum Lasttragen gebraucht. Es trägt höchstens 150 Pfd. und macht nur kurze Tagereisen. Wird es gewaltsam fortgetrieben, oder überladen, so fällt es, ohne wieder aufzustehen, nieder, und muß geschlachtet werden. Es ist sehr geduldig, sanft, lässt sich leicht regieren, hat braunes Haar, und nährt sich von Pflanzen, die Menschen aber mit seinem Fleische. — Die Vicugna oder das Schafkameel hat die Gestalt und Größe der Ziege, einen langen Hals und lange Beine. Sie lebt wild auf den höchsten Gebirgen von Kräutern, wird häufig geschossen und gegessen, aber am mehrsten wegen ihrer Wolle geschätzt; die feinste und kostbarste, die man nur haben kann, wovon in Hamburg ein Pfd. an 4 Thlr., und ein aus dieser Wolle verfertigtes Tuch 20 Thlr. die Elle kostet. Das Guanuco ist das dortige wilde Kameel, rothbraun mit weißem Kopfe, Halse und weißer Brust. Es hält sich ebenfalls im Ge-

birge auf, hat zwar starke Beine, aber ist doch so leicht und flüchtig wie ein Reh. Es wird gejagt, besonders von den südlichen Völkerschaften. — Ferner zeigen sich viel Hasen, Amerikanische Löwen, verschiedene Gattungen von Schlangen, eine Menge Land- und Wasservögel, wovon Chili allein 135 Arten zählt; darunter befinden sich auch der Pinguin, Flamingo, Condor, und das Felsenhuhn. Der Flamingo, den man auch Flamand nennt, ist etwas größer als ein Reiher, hat scharlachrothes Gefieder, hält sich in sumpfigen Gegenden auf, und nährt sich von Amphibien, Würmern nnd Insekten. Man putzt sich mit seinen Federn und ißt seine Zunge als einen Leckerbissen. — Der Condor ist der größte und furchtbarste Raubvogel, mißt mit ausgespannten Flügeln 16 Fuß, hat dunkelbraune Federn, einen fast nackten Hals, den Kopf oben platt, und starken runden Schnabel. Er hält sich im Gebirge auf, und raubt Gemsen, Ziegen, Kälber, Schafe, selbst kleine Kinder, frißt aber auch Aas. In Europa nennt man ihn Lämmergeier. — Das Felsenhuhn bewohnt große einsame Wälder, ist sehr scheu und frisst Gesäme und Würmer. Es hat ein sehr schönes Gefieder, das bei dem Hahne hochroth, schwarz und grau ist. Sein Fleisch wird gegessen. — Die Menge und Verschiedenheit der Fische in den Gewässern des Landes, und an der Küste, ist so zahllos, wie das Heer der Insekten, unter denen die Muskiten nicht die angenehmsten sind. Zur Bienenzucht findet sich fast überall die schönste Gelegenheit. Die Berge enthalten, außer den übrigen bekannten edlen und unedlen Metallen, auch Quecksilber, wovon das reichste Bergwerk in Peru bei Guanacabelica ist, mit dessen Ausbeute alle Amerikanischen Hüttenwerke versorgt werden; Steinsalz, Magnet, Marmor, Marienglas, Lapislazuli, Lavezsteine, Alaun, Schwefel, Salpeter, Smaragde, Amethyste und Türkisse. Die Chilischen Gold-

bergwerke tragen allein jährlich 1½ Mill. Piaster ein. Im Jahre 1790 wurden in Chili für 721754 Piaster Gold-, und für 146132 Piaster Silbermünzen geprägt. Ein Piaster gilt im Durchschnitte 1 Thlr. 10 Grosch. Viele Flüsse führen in ihrem Sande Goldkörner mit sich, und daher verdienen viele Menschen ihren Unterhalt mit Goldwaschen. Ohne große Mühe kann ein Mensch täglich für einen halben Piaster (etwa 17 Groschen) Gold auswaschen. Dieser Erwerb, verbunden mit der großen Fruchtbarkeit des Landes, und den ausnehmend wohlfeilen Lebensmitteln, entzieht dem Ackerbau, den Fabriken und Künsten viele Hände. Das Bisthum Conception liefert allein jährlich für 200000 Piaster Waschgold.

Dies von der Natur gesegnete Reich war in vormaligen Zeiten sehr bevölkert und machte einen civilisirten wohlgeordneten Staat aus, das Erbtheil der Yncas oder Peruanischen Kaiser. Das in kleinere Haufen vertheilte Volk, wurde von Oberhäuptern in Ordnung gehalten, welche die Justiz und Polizei verwalteten. Müßiggänger und Landstreicher wurden nicht geduldet, und Bettler gab es nicht. Der Kaiser ließ durch Commissionaire das Verhalten und die Verwaltungen der Obrigkeiten von Zeit zu Zeit untersuchen, und Pflichtvergessene streng bestrafen. Jeden Monat erhielt der Landesherr die Listen der Volksmenge. Er regierte unumschränkt, ihm gehörte alles Grundeigenthum, er war Herr der Habe und der Person seiner Unterthanen; aber er sorgte auch stets für die Wohlfahrt derselben. Die Regierung ließ das Land gehörig anbauen, und Wasserleitungen und Heerstraßen anlegen, die, ihren Ruinen nach zu urtheilen, große, schöne und auf die Dauer berechnete Werke gewesen sein müssen. Um ihr Geblüt rein zu erhalten, pflegten die Yncas nicht außer ihrer Familie zu heirathen. Der junge Ynca wurde, so-

bald er das gesetzmäßige Alter von 24 Jahren erreicht hatte, mit seiner Schwester, die nicht weniger als 18 Jahre zählen durfte, in dem mit verschiedenen symbolischen Figuren verzierten Sonnen-Tempel in Cusco vermählt. Der Kaiser versammelte jährlich, oder auch ein Jahr um das andere, alle Jünglinge und mannbare Mädchen aus kaiserlichem Geblüte in dem Tempel, setzte sich mitten unter sie, rief die Verlobten namentlich vor sich, nahm sie bei der Hand, ließ sie einander gegenseitige Treue versprechen, legte die Hände des Brautpaares zusammen, ertheilte ihm seinen Segen, und schickte sie ihren Ältern zurück. Die Neuvermählten begaben sich in das Haus des Vaters des Bräutigams, und feierten ein dreitägiges Hochzeitfest. Eben so wurden unter den übrigen Bewohnern der Stadt die Verlobten durch einen Geistlichen am folgenden Tage verbunden. Außer den Yncas durfte aber kein andrer seine Schwester heirathen. — Die Yncas trugen nebst ihrer Familie ausgezeichnete Kleidungen, die kein andrer tragen durfte, und würden fast göttlich verehrt. Ihre Palläste und Gärten waren groß und prächtig, und ihr Hofstaat glänzend. Die Sonne wurde, als die sichtbare Quelle aller Wohlthaten der Natur, als Landesgottheit verehrt. Die Aufgeklärtesten dachten sich außerdem noch ein höchstes Wesen. Dem sichtbaren Gotte, der Sonne, war in Cusco ein prächtiger Tempel geheiligt, wobei sich für die jungen, aus kaiserlichem Geblüt entstandenen Priesterinnen desselben, welche unter dem Namen der Sonnenjungfrauen bekannt sind, eine Art von Kloster befand. Mit großer und anständiger Feierlichkeit erhielt der Landesgott seine Opfer. Im Frühjahr wurden die Äcker gemeinschaftlich bestellt. Jeder Hausvater besaß ein ihm angewiesenes Stück Land, wovon er mit den Seinigen leben konnte. Die Städte hatten Magazine, wohin jeder seine Abgaben brachte. Waffen und Kriegeskleider wurden in eigenen, in



Taf. II.

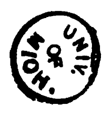

UNIV.
OF
MICH.

dieser Absicht vorhandenen Zeughäusern aufbewahrt. Eine besondere Klasse von Handwerkern scheint nicht bekannt gewesen zu sein; denn jede Familie verfertigte sich ihren Bedarf selbst, und sie brachten sehr künstliche Arbeiten zu Stande. Wenn nun gleich die Peruaner, — denn von diesen habe ich bisher gesprochen — keine Europäischen Kenntnisse besaßen, so mögen sie doch das gesittetste Volk in Amerika gewesen sein. Sie hatten einige Bekanntschaft mit der Geometrie, theilten die Zeit nach Jahren und Monaten ab, zeichneten die Landesgeschichte vermittelst einer Bilderschrift auf, denn die Buchstabenschrift war ihnen ein Geheimniß, verfertigten Gedichte, Malereien und andre Kunstwerke. Ohne das Eisen zu kennen, wußten sie doch Steine zu behauen und zu bearbeiten. Ihre Bauten waren fest, und viele derselben zeigten von Kunst und Pracht. Äxte und Messer verfertigten sie aus Kupfer; Gefäße aus gebranntem Thone. Unter allen Amerikanern waren sie die geschicktesten im Schiffbau und in der Schiffahrt, bedienten sich der Segel, und verstanden schon die Kunst zu laviren. Auf die Erziehung der Jugend wandte man viel Sorgfalt. Sie war eine Polizeisache. Der Unterricht wurde in Schulen von besondern Lehrern gegeben, die nicht zu der Klasse der Priester gehörten. Zum Marsch der Truppen, zur Bequemlichkeit der Reisenden, und zur leichtern Verbindung der Provinzen, hatten die Yncas Heerstraßen über Ebnen, Moräste, Berge und Felsen, von 400 Meilen Länge, anlegen lassen, die an manchen niedrigen Orten durch Dämme vervollkommnet wurden, und an bestimmten Stellen mit Wegweisern, Ruheplätzen und Herbergen versehen waren. An verschiedenen Orten führten eine Art schwimmender Brücken über die Flüsse, an andern hatte man mit vieler Kunst schwebende Brücken gezogen. Die Todten wurden nicht in die Erde gesenkt, sondern in ein Mauerwerk beigesetzt,

woraus am Ende Hügel von ansehnlicher Höhe und Länge entstanden. Dergleichen Grabhügel sind noch anzutreffen.

Dies wenige, — mehr zu sagen verbietet mir der Raum — sei genug von einem Volke, das bei so schönen Anlagen, bei so beträchtlichen Fortschritten auf dem Wege der Ausbildung, durch Europäische Künste und Wissenschaften sehr leicht hätte weiter geführt werden können. Das wäre aber den Absichten der Spanier, die den Ynca-Staat über den Haufen warfen, ganz entgegen gewesen. Die Ausbreitung derselben in Amerika gereichte dem gutmütbigen, glücklichen Volke zum Verderben. Ein gewisser Pizarro, der aus der niedrigsten Volksklasse herstammte, keine Erziehung genossen, erst das Vieh gehütet, dann im Militär gedient und sich in Amerika hervorgethan hatte, gerieth aus Bereicherungssucht auf die Idee, neue Länder zu entdecken. Mit Hülfe einiger Freunde rüstete er ein Schiff aus, segelte den 14. November 1525 mit 112 Mann von Panama ab, und indem er bei Tumbez landete, entdeckte er Peru. Hier fand er anständig gekleidete, civilisirte Menschen. Zu schwach, etwas von Bedeutung zu wagen, kundschaftete er vor allen Dingen die nächsten Gegenden aus, kehrte mit seiner Mannschaft zurück, und erhielt auf seine Vorstellungen vom Könige von Spanien Unterstützung, das entdeckte Land zu erobern, wovon er Statthalter sein sollte. Nachdem er etwa 200 Mann angeworben hatte, machte er den 14. April 1531 mit Wegnahme einer kleinen Stadt den Anfang zur Eroberung des großen Peruanischen Reichs. Die erbeuteten goldenen und silbernen Gefäße schickte er absichtlich nach Hause, um seiner Unternehmung mehrere Theilnehmer zu verschaffen. Die Absicht gelang, und Pizarros Fortschritte wurden durch einen Bruderkrieg beschleunigt und erleichtert. Die Yncas Huasca und Atahualpa, deren Vater das Reich unter sie getheilt hatte, be-

handelten sich feindselig. Jener suchte beim Pizarro Hülfe, der aus diesem Umstande den schnellsten Vortheil zu ziehen wußte. Er rückte mit seiner geringen, aber unternehmenden Mannschaft, worunter nur drei mit Flinten, 20 mit Armbrüsten und 62 mit Pferden versehen waren, als Gesandter seines Herrn, des Königs von Spanien, um im Namen desselben mit den Yncas in freundschaftliche Verbindung zu treten, ungehindert vorwärts bis auf eine halbe Meile von Atahualpas Lager. Sich dessen Person zu bemächtigen, ließ er ihn zu einer Unterredung einladen. Kaum erschien der unvorbereitete, argwohnlose Ynca, als auch ein Pater sogleich das Bekehrungsgeschäft mit ihm vornahm, und ihn zugleich zur Unterwerfung unter den König von Spanien, dem der Pabst alle Länder der neuen Welt geschenkt hätte, aufforderte. Von dem allen verstand Atahualpa wenig, doch so viel, um die Antwort geben zu können: er sei rechtmäßiger Landesherr, begreife nicht, wie ein Fremder Länder verschenken könne, die nicht sein Eigenthum wären, wolle der Anbetung der Sonne nicht entsagen, nicht den sterblichen Gott der Spanier für den seinigen annehmen, und verlange zu wissen, woher der Priester solche außerordentliche Dinge genommen habe. Der Geistliche reichte ihm sein Brevier hin. Der Ynca öffnete das Buch, blätterte darin, hielt es ans Ohr, und mit den Worten; es sagt mir nichts, warf er es verächtlich zur Erde. Darüber entrüstet, feuerte der Mönch die Spanier zur Rache an. Pizarro ließ angreifen und nahm den Atahualpa gefangen. Der betrogene Kaiser bot für seine Auslösung Gold. Der Sieger nimmt den Vorschlag an, das Gold wird ausgeliefert und der Kaiser — nicht befreit, ja man beschließt sogar seinen Tod, setzt unsinnige Beschuldigungen gegen ihn auf, macht ihm förmlich den Prozeß, und verurtheilt ihn zum Feuer. Der staunende Atahualpa bat weinend, ihn nach Spanien zu



schicken, um vom Könige gerichtet zu werden. Umsonst, er wird zum Richtplatz geführt, und der Pater sichert ihm ein milderes Schicksal zu, wenn er nur die Taufe annehmen wollte. Der Kaiser läßt sich taufen und — wird an einem Pfahle erdrosselt. Mehrere Große des Reichs suchten sich nun unabhängig zu machen, und das Volk hielt sich für zwanglos. Das entsprach den Absichten der goldgierigen Spanier, die sofort über die einzelnen Theile herfielen, und das ganze Land eroberten und unterjochten. Diese Eroberung, die damit vergesellschafteten Grausamkeiten, die harten, ungewohnten und unerträglichen Arbeiten, wozu die Eroberer ihre nunmehrigen Unterthanen anhielten, die Blattern und andere unter diesem glücklichen Himmelsstriche vorher nie empfundene, von den Spaniern eingeführte Krankheiten, richteten unter den Peruanern solche Verheerungen an, daß das Land noch jetzt an Entvölkerung leidet. Den Mangel der Eingebornen zu ersetzen, mußten Neger zu Hülfe genommen werden. Despotismus, Druck und Sklaverei haben dem Charakter der Nation ein anderes Gepräge gegeben.

Sonst war der Peruaner civilisirt, hatte Künste und Polizei; jetzt ist er unwissend, roh und verwildert. Er ist muthlos, träge und dumm geworden, und nur, wenn es darauf ankommt, seine Unterdrücker, die Spanier, zu begegnen, zeigt er Scharfsinn, Verschlagenheit und überlegte Bosheit. Alles, was den Europäer interessirt, als Ehre, Reichthum, Wohlstand rc. ist ihm gleichgültig. Nach Leckerbissen trachtet er nicht; je einfacher die Speise ist, desto besser für ihn. Die größte Belohnung reizt ihn eben so wenig zu der geringsten Bemühung, als Furcht und Ansehn. Bei allen Geschäften zeigt er Trägheit, und hält man ihn nicht immer unter Hut, so versäumt er auch die Arbeit seines Herrn. Tanz und Trunk sind seine größten Vergnügen, aber nur die Hausväter dürfen sich be-

trinken. Seine Hütte ist klein; um den Heerd, der in der Mitte steht, lagert sich die Familie und ihr Vieh durcheinander. Einige auf die bloße Erde gelegte Schaffelle sind sein Bett. Giebt einer ein Fest, so werden die Bekannten eingeladen, und man speist an einem gedeckten Tische vor dem Hause. Die Speisen sind Mais und wilde Kräuter. Dabei wird stark getrunken, und so lange nach einer Trommel und Pfeife getanzt, bis die Tänzer umfallen. Auch Hazardspiele sind gewöhnlich. Sie bedienen sich allerlei Zaubereien, die Zukunft zu enthüllen, und sich Glück zu verschaffen. Übrigens sind sie katholische Christen, aber wie? — Die Pfarrer lassen ihre Beichtkinder für sich arbeiten, ohne ihnen andern Lohn als mit dem Stocke zu geben. An gewissen Wochentagen müssen sie in die Kirche gehn. Versäumen sie die Zeit, so erhalten sie vom Pfarrer Schläge. Um nur seine Strenge zu mildern, beschenken ihn die armen Leute. Gehn die Mönche herum, für ihre Klöster zu sammeln, so nehmen sie, was ihnen ansteht, und will es der Eigenthümer nicht gutwillig fahren lassen, so wird er gemißhandelt. Übergroß ist die Zahl der Mönche und Nonnen; aber man schildert beide nicht zum Besten. Die Mönche erlauben sich weit mehr Freiheiten als anderswo, zeigen ein freches, unverschämtes Betragen, sind unter Dienstboten am vergnügtesten, und überhaupt die verworfensten Menschen in Amerika. Aber nicht allein von den Geistlichen, sondern auch von der Spanischen Obrigkeit werden die bloßgestellten Eingebornen geplagt. Sie müssen ohne Lohn arbeiten, und zu unerhört theuern Preisen Maulthiere kaufen, womit die Obrigkeit einen Alleinhandel treibt. Der Eingeborne muß von Europäischen Waaren oft mehr nehmen, als er braucht, denn er ist auf eine bestimmte Quantität gesetzt. Reisende Spanier und Kaufleute sollen, wie man sagt, aus den Indianischen Hütten ohne Umstände wegnehmen,

was ihnen gefällt. Daher sammeln auch diese armen, unterdrückten, gemißhandelten Leute nichts, oder verbergen das Erübrigte sorgfältig vor den Augen ihrer Räuber. Selbst die Negersklaven sehn mit Verachtung auf den Peruaner herab, und kränken ihn. Die jetzige Lage dieses Volks sticht also gegen seine vormalige gewaltig ab. In gebirgigen, den Spaniern unzugänglichen Gegenden, halten sich noch freie Peruaner auf, die ihren alten Sitten treu geblieben sind. — Unter gleichem Drucke stehn auch die Chilianer. Diese Eingebornen haben ein breites, rundes Gesicht mit groben Zügen, kleine, schwache, schwarze, tiefliegende Augen mit schwarzen, starken Augenbraunen, eine flache Stirn, eine kurze, dicke und breite Nase, vorstehende Backenknochen, dicke Lippen, einen großen Mund, ein schwaches Kinn, schwarzes, starkes und dichtes Haar, wenig Bart, und braunröthliche Farbe. Ohne sehr stark und groß zu sein, pflegen sie doch die Beschwerden muthig zu ertragen. Beide Geschlechter durchbohren sich die Ohrläppchen und die Scheidewand der Nase, um sie mit Perlemutter, Glasstücken und dergleichen Kleinigkeiten zu zieren. — Südlich von Biobio-Flusse haben freie Indianer, worunter die Araukanen, Cuenchen und Huilichen die vornehmsten sind, fast alles Land inne. Die Spanier haben sonst unaufhörliche Kriege mit ihnen geführt, und sie nicht unterjochen können. Jetzt suchen sie unter diesen beruhigten Wilden Ackerbau und Viehzucht einzuführen, um sie nach und nach gesitteter und der Spanischen Regierung gefälliger zu machen. Dies ist ihnen auch in einem ansehnlichen Landstriche gelungen. Da hat friedlicher Sinn, Bearbeitung des Bodens und Viehzucht die alte Wildheit verdrängt. Diesen Strich haben die Spanier in 4 Distrikte getheilt, wovon jeder sein Oberhaupt hat. Die freien Völkerschaften, die sich mit den Spaniern noch nicht so ganz befreundet haben,

sind trefflich beritten, und halten große Heerden von Horn- und Schafvieh, die aus denen, den Spanischen Weideplätzen vormals entlaufenen Pferden, Rindern und Schafen entstanden sind, und die sich bei der vorzüglichen Nahrung in den dortigen Wäldern ungemein stark vermehrt haben. Die Einwohner haben sie zu ihren Hausthieren erwählt, und ziehen mit denselben als Nomaden bis an die südliche Meerenge umher. Sie sind fast immer zu Pferde, und nähren sich, außer von Wurzeln und Mais, von dem Fleische und der Milch ihres Viehes, kleiden sich in die Häute desselben und verfertigen davon Helme, Harnische und Schilde. Die Einführung der zahmen Thiere hat diese Völker auch ganz verändert; jetzt gleichen sie den Arabern und Tartarn in Asien. Aber sie haben noch keine bürgerliche Verfassung; nur den Alten geben sie den Vorzug. Ist der Mann nicht im Kriege, oder auf der Jagd, oder mit seinem Viehe beschäftigt, so geht er müßig; das Weib bestellt die Maisfelder, und bereitet die Kleidungsstücke. Ihre leichten Hütten sind bald aufgeführt. Wird eine ihrer Horden von den Spaniern überwältigt, so verlässt sie die Gegend, verstärkt sich in kurzem, und dringt kühn, unter einem gewählten Anführer, zu gelegener Zeit wieder vor. Oft bilden sie Heere von 10- bis 30000 Mann, und ein Streifzug von 200 Meilen ist ihnen eine Kleinigkeit. Werden sie auch mit Verlust geschlagen, so verlieren sie darum den Muth nicht; nach einigen Tagen greifen sie wieder an, und die Spanier haben ihre ganze Kriegeskunst nöthig, sich gegen sie zu halten. Ein solcher Krieg dauert immer mehrere Jahre, bis es den Spaniern gelingt, die aufgebrachte Nation, die nicht leicht aus freien Stücken den Frieden anbietet, zu besänftigen. Allein diese Feldzüge, die fast immer durch Spanische Bedrückungen entstanden waren, werden immer seltener, weil die Spanier den meisten Schaden davon hatten.

dienzen oder höchste Gerichte, die Statthalter der Provinzen und die Intendanten der Distrikte. Jeder Ort hat seinen Corregidor oder Ober-Richter. Man spricht aber von der dortigen Rechtspflege gewöhnlich nicht zum Besten. — Daß die Landes-Religion die katholische ist, brauche ich kaum noch zu sagen.

Wir kommen nunmehr nördlich in das Spanische

Vicekönigreich Neu-Granada,

das aus den Ländern Terra-Firma, mit Inbegriff der Landenge Darien, dem Spanischen Guiana und der Provinz Quito besteht, und nördlich vom Caraibischen See, westlich von Mexico und dem Südmeere, südlich von Peru und dem Portugiesischen Guiana, und östlich vom Holländischen Guiana und dem Atlantischen Meere begrenzt wird. Die obgedachte, über hundert Meilen lange, aber in der engsten Gegend nur 12 bis 15 Meilen breite Landenge trennt den Mexicanischen Meerbusen vom Südmeere, und würde schon längst durchbrochen worden sein, wenn nicht das hohe Anden-Gebirge, das sich aus Peru nördlich in mehreren Armen durch das Reich, und über die Landenge weg, nach Mexico hinzieht, mit der Menge vorliegender Inseln und Klippen, welche die Gewalt des Wassers brechen, diese Revolution verhinderte. Nördlich bildet das Meer die Bai von Darien, und westlich die Bai von Panama. Die höchsten Berge sind mit ewigem Schnee bedeckt, und viele von ihnen sind Vulkane. Unter allen sind der Pichnicha, in der Nähe der Stadt Quito, und der Chimborasso die höchsten. Letzterer hat 21130 Fuß Höhe über der Oberfläche des Meeres. Auf der Erde kennt man bis jetzt keinen höhern Berg. — Die Bewässerung ist dem Reiche vortheilhaft. Wir bemerken darunter im Süden den Maranjon mit

dem Napo, Putumayo, Yupura, Negro, und an der Grenze von Guiana den Parima, die beträchtliche Landstriche durchströmen, und nördlich den Magdalenen-Fluß, der sich bei Carthagena ins Meer ergießt; vornemlich aber den Orinoko, der alle Europäischen Flüsse an Größe übertrifft und sich mit solcher Gewalt östlich ins Meer stürzt, daß er die Meereswellen zurückwirft, und das Seewasser einige Meilen weit von seiner Mündung versüßt. Vom Mai bis September überschwemmt er die nahen Gegenden an 20 Fuß hoch, und nöthigt dadurch die Einwohner, auf Bergen und Bäumen ihre Zuflucht zu nehmen. Er führt eine so große Menge Schildkröten mit sich, daß die Anwohner nicht nur diese Thiere, sondern auch deren Eier im Überflusse genießen können. — Unter den Seen zeichnen sich der mit dem Meere zusammenhängende, nördlich gelegene Maracaibo und der südliche Parima, durch ihre Größe, vor allen andern im Lande aus. — Die Luft ist nicht überall von gleicher Beschaffenheit. Auf der Landenge, und besonders an den Küsten derselben, ist sie sehr ungesund, wegen der unerträglichen Hitze, des häufigen und oft sehr starken Regens, der in den Gründen viele stehende Gewässer zurückläßt und Moräste verursacht, und wegen der schädlichen Ausdünstungen derselben. Dort kann man fast drei Vierteljahre Regenzeit annehmen. In den mehresten Gegenden von Terrafirma und Guiana wird die Hitze durch Land- und Seewinde und durch die fast gleiche Länge der Tage und Nächte, deren größter Unterschied kaum eine Stunde beträgt, sehr gemäßigt. Die angenehme Kühle der Regenzeit ist alles, was man dort Winter nennt. An den Küsten aber ist die Luft der Gesundheit nachtheilig. Quito hat eine hohe Lage und daher eine reine, gemäßigte und gesunde Luft, mehrentheils heitern Himmel, und kennt nur zwei Jahreszeiten, Frühling und Herbst.

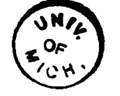
Palmarten kocht man ein gutes Öl. Die starken Waldungen, womit nicht nur verschiedene Theile der Küsten, sondern auch im Innern weitläuftige Landstriche bedeckt sind, enthalten mehrere nützliche Holzarten für Tischler, Drechsler, Zimmerleute ꝛc., als Cedern, Wolabobäume, Eisenholz, Letter-, Violett- und Purpurholz. Die sehr dicken Algarobos-bäume schwitzen einen Gummi aus, den die Indianer zur Erleuchtung ihrer Wohnungen gebrauchen. Eine Gattung Schilf kann wie Hanf verarbeitet werden. Das bekannte Sinnkraut, zieht bei der leisesten Berührung seine Blätter zusammen. Die Lianen, rankende Gewächse, die an den Bäumen hinaufsteigen, und wieder herunter bis in die Erde dringen, um aufs neue emporzukommen, machen durch diese Verschlingungen die Wälder undurchdringlich. Die Eingebornen verfertigen Stricke daraus. In wasserarmen Gegenden wächst eine Gattung Lianen, die ein erfrischendes Wasser enthält. — Spanischer Pfeffer ist hier zu Hause, und Europäische Gartengewächse sind in den Spanischen Gärten sehr gewöhnlich.

So reich diese Länder an Gewächsen sind, so reich sind sie auch an Thieren. Die zahmen Hausthiere abgerechnet, finden sich in den unermeßlichen Waldungen, Hirsche, Rehe, Faulthiere, Affen, Meerkatzen, Jaguare, eine kleine Gattung Schweine, Pecari genannt, und eine größere Gattung, die reißend, aber eßbar ist; Philander, die zu dem Rattengeschlechte gehören, und das Auszeichnende haben, daß sie ihre Jungen auf ihren Rücken mit sich forttragen, welche ihre Wickelschwänze um den langen zurückgebogenen Schwanz der Mutter schlingen, um sich fest zu halten; Fledermäuse von Taubengröße, Vampyre genannt, die an den Enden der Flügel scharfe Krallen haben, und Menschen und Thiere im Schlafe überfallen, um ihnen das Blut auszusau-

A



Taf. III.


UNIV.
OF
MICH.

gen; Scorpionen, deren Schwanz einen Stachel enthält, durch dessen giftigen Stich sie sehr gefährlich werden, und doch sind die Einwohner keck genug, mit solchen Insekten zu spielen; Pipas und andere Kröten, Alligators, Muskiten, von denen die Einwohner sehr geplagt werden; so wie von den schnellfüßigen Insekten, die man Tausendfüße nennt, deren Biß tödtlich ist, wenn man nicht schleunige Hülfe haben kann. Sie sind 1 Fuß lang und 6 Zoll breit, mit harten Schalen bedeckt, die das Thier vor allen Schlägen sichern, nur nicht den Kopf, der so verletzbar ist, daß es durch einen derben Schlag auf denselben getödtet werden kann. Ein sehr gefährliches Thier ist der Amerikanische Crokodil, oder Kaiman, der eine ansehnliche Größe und Stärke besitzt, und die größte Plage der Uferbewohner sein würde, wenn nicht Menschen und Vögel die Eier, sowol als die junge Brut aufsuchten und verzehrten. Haben die Kaimans nicht an Fischen sattsame Nahrung, so steigen sie aufs Land, und rauben Kälber, Füllen, und selbst Kinder und erwachsene Personen sind vor ihren Angriffen nicht sicher. Ohne die Größe und Stärke der Afrikanischen Crokodile zu haben, wagen sie sich an große Landthiere. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt ist das Wasser; hier lauern sie öfters im Verborgenen auf ihren Raub. Kommt ein Stück Wild, oder ein Rind an den Fluß, um zu saufen, so fallen sie plötzlich über dasselbe her, und versetzen ihm mit ihrem scharfen Gebisse tödtliche Wunden. Wehe dem Menschen, der unvorsichtig auf seinem Kahne schläft oder einen Arm herunter hängen läßt! — Auf der dritten Kupfertafel ist ein Kaiman vorgestellt, wie er sich seiner Beute zu bemächtigen sucht. Die etwas entfernte Indianerin hat einen Ava auf der Hand sitzen. Oben sieht man noch ein paar andere Papageien, und daneben auf dem Baume einen kleinen, in Guiana einheimischen

Affen. Auf dem Baume rechter Hand sind der Mickow und Kiſi-Kiſi, die durch ihre poſſierlichen Stellungen die Einwohner beluſtigen. Das Übrige zeigt, wie manche Indianer über einen Fluß zu ſetzen pflegen. Davon unten.

Das Geflügel iſt in dieſen Erdſtrichen größtentheils von ſchönerem und glänzenderem Gefieder, als das unſrige. Die Indianer halten ein paar Arten zahmer Hühner. Die Gewäſſer im Lande und an den Küſten ſind reich an mannigfaltigen Schätzen, wozu auch die Perlenmuſcheln gehören, die vornemlich bei Panama und Carthagena fleißig aus dem Meere heraufgeholt werden. Dies thun die ſogenannten Taucher, Leute, die gut ſchwimmen und den Athem lange anhalten können. Es ſind mehrentheils Neger. Die Taucher ankern an ſolchen Stellen, wo Perlenbänke ſind, und wo das Waſſer höchſtens 15 Klafter tief iſt; befeſtigen ſich ein Seil um den Leib und deſſen eines Ende an das Boot, hängen ſich ein Gewicht an, um ihre Schwere zu vermehren, und ſinken ſchnell unter. An einigen Orten laſſen ſie ſich in einem Korbe oder in einer großen Glocke hinab. Gewöhnlich bringen ſie jedesmal nur 3 bis 4 Muſcheln, die ſie mit einem großen Meſſer losgebrochen haben, herauf. Dieſe Arbeit iſt nicht allein ſehr anſtrengend, ſondern auch gefahrvoll, und ohne von Kindheit an im Untertauchen geübt zu ſein, würde ſie niemand wagen können. Beim Untertauchen werfen dieſe Leute ihre ganze Bekleidung ab, verſtopfen ſich auch wol die Ohren mit ölgetränkter Baumwolle, klemmen die Naſenlöcher mit einem geſpaltenen Horns zu, und binden ein ſchwammiges Gewächs oder ſonſt etwas ähnliches vor den Mund. Dieſe Verſtopfungen verwehren dem Waſſer das Eindringen in dieſe natürlichen Öffnungen des Kopfes. Fühlen ſie nach etlichen Minuten, daß ihnen der Luftmangel beſchwerlich fällt, ſo geben

ſie

sie ihren im Kahne zurückgebliebenen Gefährten, durch Anziehung des Seiles, an welchem sie sich herabgelassen haben, ein Zeichen, daß man sie heraufziehen solle. Geschähe dies nicht schnell genug, so wären sie ohne Rettung verloren, denn sie müßten ersticken. Zuweilen haben sie in der Tiefe von großen Seethieren viel zu befürchten. Werden sie ein solches Ungeheuer gewahr, so geben sie das erwähnte Zeichen desto schneller; demohngeachtet finden sie oft in dem Magen des Thieres ihr Grab, oder kommen mit dem Verluste eines Armes oder Beines auf die Oberwelt zurück. Von den in einem Kahne befindlichen Tauchern, geht immer nur einer in die Tiefe, die übrigen ruhen sich aus, und warten, bis sie die Reihe trifft. Diese Beschäftigung dauert bis gegen Abend, und die Anstrengung dabei ist so groß, daß manchem das Blut aus der Nase und den Ohren herausdringt. Daher kann man diese Arbeit nur wenige Jahre aushalten. Hat der Abend diese Fahrten nach der Unterwelt beendigt, so bringt man die Muscheln ans Land, läßt sie in freier Luft so lange liegen, bis die Thiere in denselben verwesen, worauf sich die Schalen von selbst öffnen. Man nimmt die Perlen heraus, reinigt sie mit Salz und feinem Sande, und theilt sie ab, nach der Verschiedenheit ihrer Größe, ihrer Gestalt und ihres Glanzes. Man hat sie von der Größe eines Sandkörnchens bis zu der einer Kirsche oder kleinen Nuß. In Absicht der Gestalt sind sie rund, und diese finden die meisten Liebhaber; länglich und irregulair. Jeder Taucher muß seinem Herrn täglich eine gewisse Anzahl Perlen liefern, die überzähligen sind sein. Man sagt, daß ein einziger Kahn in einem Jahre für 60000 Thlr. zusammenbringen könne. Welche Menge müssen also Jahr aus Jahr ein gewonnen werden, bloß zu einem Schmucke zu dienen, der mit dem mühe- und gefahrvollen Leben, und nicht selten mit dem Tode so vieler Men-

schen erkauft ist! — Wir wenden unsern Blick von dem Meere zurück nach dem festen Lande. Hier finden wir in den gebirgigen Strichen mehrere Gold- und Silberbergwerke, vorzüglich in der nördlichen Provinz St. Martha, und in der südlichen Landschaft Popayan. An verschiedenen Orten wird Marmor gebrochen, und einige Distrikte liefern Smaragde und andere Edelsteine.

Wenn wir also die Güte der Luft und des Bodens, und die Menge und Mannigfaltigkeit der Producte, der Erde, Flüsse und Berge dieses Reichs zusammennehmen, und noch die vorzüglich schöne Lage desselben zum Handel hinzudenken: so ist nicht zu läugnen, daß Neu-Granada in der Hinsicht zu den vortrefflichsten Ländern der Erde gehört, und daß wiederum Quito den schönsten Theil dieses den Spaniern wichtigen Reiches ausmacht. Denn diese Provinz, welche aus hohen Ebnen, Thälern und sehr hohen Bergen besteht, die in einer doppelten Reihe hindurchziehn, in den untern Regionen grünbekleidet, weiter hinauf aber nackt und mit Schnee bedeckt sind, ist besonders reich an Geschenken der Natur. Eine Menge Flüsse und Bäche durchschlingen mit klarem Wasser die Felder und Auen. Die lohnendsten Saaten, die anmuthigsten Gärten, worin Pflanzen und Bäume der alten und neuen Welt prangen; grüne, blumenreiche Auen, deren Duft mit Wohlgerüchen die Luft erfüllt; die schattenreichsten Wälder, deren Früchte nahrhafte Speisen, deren Säfte labende Getränke, deren Holz hundertfältigen Nutzen verschaffen; wechseln angenehm und vortheilhaft mit einander ab. Dazu das Heer der schöngeschmückten Vögel, deren Gesang das Ohr, deren Gefieder das Auge ergötzt; das schätzbarste Wild, und darunter vorzüglich, die größten Hirsche; das bunte Gewühl von Pferden, Rindern und Schafen auf den Weiden; dann der heitere Himmel, der

ewige, nur durch einen leichten und kurzen Herbst unterbrochene Frühling, der keinem Winter weicht, und nicht in brennende, abmattende Hitze ausartet; und endlich der gänzliche Mangel an reißenden und giftigen Thieren. Die großen Abwechselungen der natürlichen Gegenstände geben mehrern Gegenden ein romantisch-schönes Ansehn. So verdient unter andern eine Felsenbrücke zwischen Quito und Pasto bemerkt zu werden. Hier hat sich ein Bergstrom durch Felsen einen Weg gebahnt, und stürzt mit starkem Brausen durch die Hauptwölbung hindurch. Diese Scene ist auf der 4ten Tafel vorgestellt, die zugleich eine gewöhnliche, von Holz verfertigte und mit breiten Blättern gedeckte, Peruanische Hütte, und vor derselben einige Peruaner beiderlei Geschlechts, (die Provinz Quito hat ehedem zum Reiche Peru gehört, und wird auch jetzt noch von einigen dazu gerechnet) in ihrer gewöhnlichen Tracht, mit Federn und Steinen geschmückt, und ein paar Vicunnas zeigt. — Allein bei aller Anmuth auf der einen Seite, hat dieses Land auf der andern große Unannehmlichkeiten. Sehr oft ziehn die schrecklichsten Gewitter herauf, oft setzen die Flüsse ansehnliche Landstriche unter Wasser, oft tobt ein Feuerschlund im Gebirge, und zuweilen setzen die heftigsten Erdbeben die Bewohner in Schrecken und Bestürzung, und richten großen Schaden an. So erfolgte den 4ten Februar 1795 ein fürchterliches Erdbeben, das noch 16 Tage nachher gespürt wurde. Schreckliche Verwüstungen waren die Folge desselben. In einigen Gegenden blieb kein Haus stehn. Der Macasberg, ein Vulkan, wüthete fürchterlich; andre Berge stürzten zusammen; einige Städte wurden von glühenden Lavaströmen bis auf den Grund vertilgt; andre sanken auf ewig in den Abgrund. Wo sonst ein Berg stand, steht jetzt ein See. Eine ganze Ortschaft wurde in einen Schwefelsee verwandelt, und ein ungeheurer Berg stürzte auf die Stadt

Riobamba und begrub sie. Viele Menschen fanden ihr Grab unter den Ruinen ihrer Wohnungen und in der Tiefe der Erde. — So verbindet die Natur das Angenehme mit dem Unangenehmen, das Reizende mit dem Furchtbaren. —

Die Herren des Reiches Neu-Granada sind die Spanier. Sie haben es in mehrere Provinzen abgetheilt, von denen Panama oder Darien, Choco, Carthagena, St. Martha, Rio de la Hacha, Popayan, Venezuela und Caraccas, Neu-Andalusien und Neu-Granada die Theile von Terra firma ausmachen, und lassen es durch einen Vicekönig, der in der Hauptstadt St. Fe de Bayoda seinen Sitz hat, und durch verschiedene Provinzialstatthalter regieren.

Wenn wir von Peru ausgehen, so zeigt sich uns zunächst die Provinz Quito, die mehrere Städte von 6 bis 20000 Menschen und drüber enthält, und ohnstreitig sowol an Europäern und deren Nachkommen, als an Indianern, die volkreichste unter allen Spanischen Besitzungen in Amerika ist.

Wir gehn zuerst über Lopa, in welcher Gegend viel Chinarinde gesammelt wird, nach Cuenca, einer Stadt von 30000 Einwohnern, die man mit den hiesigen Landleuten Merlaken zu nennen pflegt. Die Männer zeichnen sich sehr nachtheilig durch Unthätigkeit aus. Sie ziehen den Spiel- und Trinktisch jeder Arbeit vor, welche sie den Frauenzimmern überlassen. — Umgehen wir den großen Meerbusen von Guayaquil, in dessen angrenzenden Distrikten jährlich über 4 Millionen Pfund Cacaobohnen gesammelt werden, so kommen wir über den gleichnamigen mit Werften und Niederlagen versehenen Seeplatz, neben dem Chimborasso hin, nach

Quito, der Hauptstadt dieser Provinz. Sie liegt nahe am Äquator, in einem von hohen Schneebergen eingeschlossenen, 9000 Fuß über die Meeresfläche erhabnen, geräumigen Thale, das beinahe zweimal höher liegt als der Brocken, und höher als die Spitzen der Pyrenäen. Es ist auch ohnstreitig die bis jetzt bekannte höchste Ebne, und die in derselben liegende Stadt, die höchste, die man kennt. Auf der einen Seite derselben stößt der 15000 hohe Vulkan, der Pichincha, an, der zwar seit vielen Jahren nicht mehr Feuer ausgeworfen hat, aber durch das Toben der Winde in seinen Klüften und Höhlen den Einwohnern oft Grausen erregt. Dieser versorgt mit dem Cayamburo und andern Bergen, die Stadt mit frischem klaren Wasser. Sie hat für mehr als 60000 Menschen Raum, — so viel beträgt die Zahl der Einwohner — hat lange und breite, mit unter unebne Straßen, wovon die vornehmsten gepflastert sind; einen großen mit einem Springbrunnen gezierten Markt, zwei Stock hohe Häuser, wovon die besten hinlänglichen Raum, Bequemlichkeit und gute Einrichtung haben; sie hat ferner eine Universität, mehrere Klöster und Kirchen, eine Audienz, welche das höchste Tribunal der Provinz ist, und außerdem noch einige niedrige Gerichte; ein Domkapitel mit einem Bischofe, und verschiedene gute Manufakturen und Fabriken für Kattune, Tücher, und andere wollene und baumwollene Zeuge, für Fayance rc. Viele Einwohner, besonders die Mestizen, beschäftigen sich mit der Handlung. Die Spanier schämen sich der Handarbeit; die Mestizen hingegen sind Handwerker, Künstler, Kaufleute. Außer diesen beiden Menschengattungen, hat Quito auch Indianer und Neger. Man sieht hier also eine große Verschiedenheit in der Bildung, der Lebensart, der Kleidung, in Sitten und Gebräuchen. Der Spanier kleidet sich nach seiner gewöhnlichen Art, aber prächtig. Die feinsten mit Gold und

Silber durchwebten Kleider sind ganz gewöhnlich. Das Frauenzimmer verschleiert sich. Der Mestize geht blau und nicht so reich einher, als der Spanier; der Indianer schlecht und ärmlich. Sein ganzer Anzug besteht in weißen grob leinenen Pantalons, einem kattunenen Kamisole, einem groben tuchenen Mantel und gleich groben Hute. Der Luxus findet hier seine Nahrung; aber in Equipagen kann nichts verschwendet werden, denn wegen der Unebenheiten der Straßen sind sie nicht üblich; daher lässt man sich in reichen Sänften tragen. Leute von Stande und Reichthümern widmen den größten Theil ihres Lebens den Vergnügungen, worunter Tanz und Spiel nicht die letzten sind. Die angenehmen Landhäuser in den Ebnen außerhalb der Berge, welche Quito einschließen, geben den Reichen oft Anlaß, sich in ihrem Glanze zu zeigen. — Von hier setzen wir nördlich unsern Weg fort über

Popayan, eine Stadt von 20000 Einwohnern, nach St. Fe de Bagoda, der Hauptstadt des ganzen Königreichs, von 36000 Einwohnern, in welcher sich der Vicekönig und der Erzbischof aufhalten. Hier finden wir ebenfalls eine Universität. Unsre Reise geht nördlich durch Merida nach der Stadt St. Martha, die am Meere liegt und wegen ihres Hafens und Handels bedeutend ist. — Südwestlich kommen wir zu der großen und festen Stadt

Carthagena, die gutgepflasterte Straßen, wohlgebaute steinerne Häuser, 25000 Einwohner, mehrere katholische Kirchen und Klöster, ein Inquisitionsgericht und einen stark besuchten Hafen hat. Von hier aus werden die innern und südlichern Gegenden mit Europäischen Waaren versorgt, so wie die inländischen durch hiesige Kaufleute auf Spanischen Schiffen nach Europa verschickt werden. An der Küste ist eine Perlenfischerei. Die Einwohner sind ein buntes Gemisch von weißer,

schwarzer, dunkelgelber und braunrother Farbe. Ihre Charakter sind so verschieden, als ihre Gestalt, Kleidung, Sitten und Gewohnheiten; aber alle lieben den Taback, den Branntewein, die Chokolade und andre Süßigkeiten, und geistige Getränke bis zum Übermaß. — Über die Bai von Darien schiffen wir nach

Portobello, einer am Meere schön gelegenen Stadt. Mit der einen Seite berührt sie den Abhang eines Berges, mit der andern den vortrefflichen Hafen, den jener Berg begrenzt. Aber es fehlt der Stadt an Einwohnern und an Nahrung, seitdem der Verkehr mit in- und ausländischen Waaren größtentheils mit den Messen aufgehört, und der Handel eine andere Richtung genommen hat. — Auf der entgegengesetzten Seite der Landenge an der Panama-Bai liegt die ehedem beträchtliche Stadt

Panama. Die mehresten Häuser in derselben sind zwar nur von Holz und ein Geschoß hoch, aber sie haben viel Raum und ein gefälliges Ansehn. Die Straßen sind gerade, breit und fast sämtlich gepflastert. Außerhalb den Mauern hat sie eine noch größere, ebenfalls wohlgebaute Vorstadt. Der durch den Hafen beförderte Handel macht den an sich ungesunden Ort wichtig. Man bringt alle Schätze aus den Peruanischen Häfen hieher, die dann weiter versendet werden. Die Perlenbänke ohnweit der Küste in dem nahen Meerbusen, geben zur Perlenfischerei Gelegenheit. — Die übrigen Örter dieses Reichs, als Venezuela, die Festung Cumana, beide im Norden, und St. Thomas in Osten, an der Mündung des Orinoco in Guiana, und andere liegen uns außer dem Wege; so wie die unbewohnten Gallopagos-Inseln im Südmeere, westlich von Quito. Ich führe daher nur noch an, daß Terra firma sowol als Guiana schlecht bevölkert sind, und daß Ackerbau,

Silber durchwebten Kleider sind ganz gewöhnlich. Das Frauenzimmer verschleiert sich. Der Mestize geht blau und nicht so reich einher, als der Spanier; der Indianer schlecht und ärmlich. Sein ganzer Anzug besteht in weißen grob leinenen Pantalons, einem kattunenen Kamisole, einem groben tuchenen Mantel und gleich groben Hute. Der Luxus findet hier seine Nahrung; aber in Equipagen kann nichts verschwendet werden, denn wegen der Unebenheiten der Straßen sind sie nicht üblich; daher lässt man sich in reichen Sänften tragen. Leute von Stande und Reichthümern widmen den größten Theil ihres Lebens den Vergnügungen, worunter Tanz und Spiel nicht die letzten sind. Die angenehmen Landhäuser in den Ebnen außerhalb der Berge, welche Quito einschließen, geben den Reichen oft Anlaß, sich in ihrem Glanze zu zeigen. — Von hier setzen wir nördlich unsern Weg fort über

Popayan, eine Stadt von 20000 Einwohnern, nach St. Fe de Bagoda, der Hauptstadt des ganzen Königreichs, von 36000 Einwohnern, in welcher sich der Vicekönig und der Erzbischof aufhalten. Hier finden wir ebenfalls eine Universität. Unsre Reise geht nördlich durch Merida nach der Stadt St. Martha, die am Meere liegt und wegen ihres Hafens und Handels bedeutend ist. — Südwestlich kommen wir zu der großen und festen Stadt

Carthagena, die gutgepflasterte Straßen, wohlgebaute steinerne Häuser, 25000 Einwohner, mehrere katholische Kirchen und Klöster, ein Inquisitionsgericht und einen stark besuchten Hafen hat. Von hier aus werden die innern und südlichern Gegenden mit Europäischen Waaren versorgt, so wie die inländischen durch hiesige Kaufleute auf Spanischen Schiffen nach Europa verschickt werden. An der Küste ist eine Perlenfischerei. Die Einwohner sind ein buntes Gemisch von weißer,

schwarzer, dunkelgelber und braunrother Farbe. Ihre Charakter sind so verschieden, als ihre Gestalt, Kleidung, Sitten und Gewohnheiten; aber alle lieben den Taback, den Brannteweín, die Chokolade und andre Süßigkeiten, und geistige Getränke bis zum Übermaß. — Über die Bai von Darien schiffen wir nach

Portobello, einer am Meere schön gelegenen Stadt. Mit der einen Seite berührt sie den Abhang eines Berges, mit der andern den vortrefflichen Hafen, den jener Berg begrenzt. Aber es fehlt der Stadt an Einwohnern und an Nahrung, seitdem der Verkehr mit in- und ausländischen Waaren größtentheils mit den Messen aufgehört, und der Handel eine andere Richtung genommen hat. — Auf der entgegengesetzten Seite der Landenge an der Panama-Bai liegt die ehedem beträchtliche Stadt

Panama. Die mehresten Häuser in derselben sind zwar nur von Holz und ein Geschoß hoch, aber sie haben viel Raum und ein gefälliges Ansehn. Die Straßen sind gerade, breit und fast sämtlich gepflastert. Außerhalb den Mauern hat sie eine noch größere, ebenfalls wohlgebaute Vorstadt. Der durch den Hafen beförderte Handel macht den an sich ungesunden Ort wichtig. Man bringt alle Schätze aus den Peruanischen Häfen hieher, die dann weiter versendet werden. Die Perlenbänke ohnweit der Küste in dem nahen Meerbusen, geben zur Perlenfischerei Gelegenheit. — Die übrigen Örter dieses Reichs, als Venezuela, die Festung Cumana, beide im Norden, und St. Thomas in Osten, an der Mündung des Orinoco in Guiana, und andere liegen uns außer dem Wege; so wie die unbewohnten Gallopagos-Inseln im Südmeere, westlich von Quito. Ich führe daher nur noch an, daß Terra firma sowol als Guiana schlecht bevölkert sind, und daß Ackerbau,

Künste und überhaupt alle Nahrungszweige vernachlässigt werden: daher ziehen die Spanier aus diesen an sich sehr fruchtbaren Ländern, nicht so viele und große Vortheile, als sie bei vermehrter Thätigkeit und bessern Einrichtungen haben könnten. Auch sind ihnen bei weitem noch nicht alle Landstriche unterwürfig; in vielen halten sich noch freie Indianer auf, welche die Spanier durch ausgeschickte Geistliche zum Christenthum, und damit zu einer sittlichern Lebensart, aber auch zur Unterwerfung unter die Spanische Obrigkeit allmälig zu bringen suchen. In einigen Gegenden gelingen diese Bemühungen. So haben die Missionaire in der Provinz St. Martha über 3000 Indianische Familien in acht kleinen Orten seßhaft gemacht, und die Indianer auf der Landenge haben sich auch im Jahre 1785 unterworfen.

Diese Eingebornen in Terra firma sind groß, wohlgebildet, von starkem Körperbau, rundem Gesichte, lebhaften Augen, stumpfer eingedrückter Nase, hoher Stirn, dünnen Lippen, kleinem Munde, weißen Zähnen, schwarzem, starkem und langem Haare, das oft gekämmt, so wie die Augenbraunen mit Öl glänzend gemacht, von den Weibern aufgebunden, aber dem, der einen Feind erlegt hat, ehrenvoll abgeschnitten wird. Die Farbe des Körpers ist Kupfer ähnlich. Sie pflegen aber, theils um die beschwerlichen Insekten abzuhalten, theils in dem Wahne, sich zu verschönern, die Haut mit rothen, gelben und blauen Figuren zu bemahlen, die den Menschen, Thieren und Bäumen einigermaßen ähnlich sehen. Die Farben bekommen sie von verschiedenen Gewächsen, und versetzen sie mit Öl. Ziehn sie aber auf Feindseligkeiten aus, so geben sie dem Gesichte lauter rothe, den Schultern und der Brust schwarze, und dem übrigen Körper gelbe Striche. Das Barthaar rupfen sie aus. Gewöhnlich erscheinen sie nackt, außer daß die Weiber ein

Stück

Stück Tuch, und die Männer ein Palmblatt um die Mitte des Leibes tragen. In einigen Gegenden verfertigt man aus Baumbast, Grasfäden und Baumwolle sehr künstliche Zeuge und Frangen, die zu Kleidungen gebraucht werden; aber die meisten sind zu dumm oder zu träge, sich Zeuge und Kleider zu machen. Denn, bekommt einmal ein solcher Indianer einen alten Rock, so glaubt er einen großen Schatz zu haben, und bedient sich desselben nur bei hohen Festtagen. Dazu prangt der Mann mit einer goldenen oder silbernen so ausgeschnittenen Platte, daß die Nase hineinpaßt. Diese Platte bedeckt den ganzen Mund. Das Weib schmückt sich, außer mit Armbändern, auch noch mit einem Ringe, der an der Nase festsitzt, welche durch das Gewicht — denn die Größe des Ringes richtet sich nach dem Range ihres Mannes — bis auf den Mund herabgezogen wird. Dieser erzwungene und bleibende Zug muß das Gesicht sehr verunstalten. Bei Tische legt man Platten und Ringe ab. Die Oberhäupter tragen bei Festlichkeiten an jedem Ohre einen goldenen starken Ring, auf der Brust und dem Rücken Goldbleche, die durch Fäden mit den Ringen verbunden sind. Die Angesehensten des Volks zieren sich mit Ketten von Thierzähnen; die Gemeinen aber mit an einander gereihten kleinen Muscheln. Ihre an den Flüssen zerstreuten Wohnungen, die indeß nahe genug stehen, um einen Flecken vorzustellen, sind sehr elend. Einige in die Erde gesteckte, 8 Fuß hohe, mit Zweigen verbundene Pfäle, worüber man Erde wirft, und ein Dach von kleinen mit Blättern bedeckten Sparren, worin zum Ausgange des Rauchs von dem darunter brennenden Feuer, eine Öffnung gelassen wird, ist das ganze Gebäude, das weiter keine Abtheilungen, für eine Familie aber Raum genug hat. Sich gegen die Plage des Ungeziefers zu sichern, schläft jeder in einem am Dache befestigten Hängebette. Die Flecken

Künste und überhaupt alle Nahrungszweige vernachlässigt werden: daher ziehen die Spanier aus diesen an sich sehr fruchtbaren Ländern, nicht so viele und große Vortheile, als sie bei vermehrter Thätigkeit und bessern Einrichtungen haben könnten. Auch sind ihnen bei weitem noch nicht alle Landstriche unterwürfig; in vielen halten sich noch freie Indianer auf, welche die Spanier durch ausgeschickte Geistliche zum Christenthum, und damit zu einer sittlichern Lebensart, aber auch zur Unterwerfung unter die Spanische Obrigkeit allmälig zu bringen suchen. In einigen Gegenden gelingen diese Bemühungen. So haben die Missionaire in der Provinz St. Martha über 3000 Indianische Familien in acht kleinen Orten seßhaft gemacht, und die Indianer auf der Landenge haben sich auch im Jahre 1785 unterworfen.

Diese Eingebornen in Terra firma sind groß, wohlgebildet, von starkem Körperbau, rundem Gesichte, lebhaften Augen, stumpfer eingedrückter Nase, hoher Stirn, dünnen Lippen, kleinem Munde, weißen Zähnen, schwarzem, starkem und langem Haare, das oft gekämmt, so wie die Augenbraunen mit Öl glänzend gemacht, von den Weibern aufgebunden, aber dem, der einen Feind erlegt hat, ehrenvoll abgeschnitten wird. Die Farbe des Körpers ist Kupfer ähnlich. Sie pflegen aber, theils um die beschwerlichen Insekten abzuhalten, theils in dem Wahne, sich zu verschönern, die Haut mit rothen, gelben und blauen Figuren zu bemahlen, die den Menschen, Thieren und Bäumen einigermaßen ähnlich sehen. Die Farben bekommen sie von verschiedenen Gewächsen, und versetzen sie mit Öl. Ziehn sie aber auf Feindseligkeiten aus, so geben sie dem Gesichte lauter rothe, den Schultern und der Brust schwarze, und dem übrigen Körper gelbe Striche. Das Barthaar rupfen sie aus. Gewöhnlich erscheinen sie nackt, außer daß die Weiber ein

Stück

Stück Tuch, und die Männer ein Palmblatt um die Mitte des Leibes tragen. In einigen Gegenden verfertigt man aus Baumbast, Grasfäden und Baumwolle sehr künstliche Zeuge und Frangen, die zu Kleidungen gebraucht werden; aber die meisten sind zu dumm oder zu träge, sich Zeuge und Kleider zu machen. Denn, bekommt einmal ein solcher Indianer einen alten Rock, so glaubt er einen großen Schatz zu haben, und bedient sich desselben nur bei hohen Festtagen. Dazu prangt der Mann mit einer goldenen oder silbernen so ausgeschnittenen Platte, daß die Nase hineinpaßt. Diese Platte bedeckt den ganzen Mund. Das Weib schmückt sich, außer mit Armbändern, auch noch mit einem Ringe, der an der Nase festsitzt, welche durch das Gewicht — denn die Größe des Ringes richtet sich nach dem Range ihres Mannes — bis auf den Mund herabgezogen wird. Dieser erzwungene und bleibende Zug muß das Gesicht sehr verunstalten. Bei Tische legt man Platten und Ringe ab. Die Oberhäupter tragen bei Festlichkeiten an jedem Ohre einen goldenen starken Ring, auf der Brust und dem Rücken Goldbleche, die durch Fäden mit den Ringen verbunden sind. Die Angesehensten des Volks zieren sich mit Ketten von Thierzähnen; die Gemeinen aber mit an einander gereihten kleinen Muscheln. Ihre an den Flüssen zerstreuten Wohnungen, die indeß nahe genug stehen, um einen Flecken vorzustellen, sind sehr elend. Einige in die Erde gesteckte, 8 Fuß hohe, mit Zweigen verbundene Pfäle, worüber man Erde wirft, und ein Dach von kleinen mit Blättern bedeckten Sparren, worin zum Ausgange des Rauchs von dem darunter brennenden Feuer, eine Öffnung gelassen wird, ist das ganze Gebäude, das weiter keine Abtheilungen, für eine Familie aber Raum genug hat. Sich gegen die Plage des Ungeziefers zu sichern, schläft jeder in einem am Dache befestigten Hängebette. Die Flecken

oder Dörfer sind mit einem Walle umgeben, worin sich Löcher befinden, um den Feind beobachten und auf ihn schießen zu können. Die Männer verrichten alle schwere Handarbeit, denn das Frauenzimmer ist hier nicht Sklavin. Wenn jene bei Bestellung der Äcker — und ein Hausvater bestellt nur so viel, als er für seine Familie bedarf — die Erde umgehackt haben, stecken die Weiber die Maiskörner hinein. Die Erndte ist eine männliche Arbeit. Man reißt die reifen Maisstauden aus, und reibt die Körner vermittelst zweier Steine zu Mehl. Zu den weiblichen Arbeiten gehört die Zubereitung des Getränks und der Speisen, und das Nachtragen der Lebensmittel und Geräthe auf Reisen. Außerdem giebt die Jagd diesen Indianern viel Nahrung. Sie bedienen sich dazu, so wie im Kriege, der Bogen, Pfeile, Spieße, Äxte und Hunde. Das erlegte Thier wird ausgewaidet. Die Speisen werden auf ein Stück Holz gesetzt, das den Tisch vorstellt; Platanenblätter sind das Tischtuch, und Klötze die Stühle. Die Finger vertreten die Stelle der Gabel, Messer und Löffel. Getrocknete Platanen-Früchte, Yams-Wurzeln, Manjoc und Pataten isst man, wie das Brod, aber nicht zum Fleische. Das gewöhnliche Getränk ist Wasser, aber man braut auch aus Mais und Platanen-Saft einen dort beliebten Trunk. Ihre Trinkflaschen sind ausgehölte Kalabassen und so dichte Körbe, daß sie Wasser halten. Die Liebe zu ihren Kindern ist sehr zärtlich; aber die ganze Erziehung besteht im Unterrichte in den nöthigen Fertigkeiten und Handgriffen. Bis ins dreizehnte Jahr gehen Knaben und Mädchen unbekleidet; sind letztere mannbar, so verschleiern sie das Gesicht. Ein Mann nimmt sich so viel Frauen, als er ernähren kann. Bei Hochzeiten werden Geschenke überreicht. Sind die Gäste beisammen, so hält der Vater des Bräutigams eine Rede, tanzt nach Leibeskräften, führt seinen Sohn zur Braut

und setzt sich eine Zeit lang aufs Knie nieder. Der Braut Vater tanzt nun auch und setzt sich in eben die Stellung. Darauf bauen die Gäste die Hütten der jungen Eheleute, fällen ihnen Bäume, behacken ihren Acker, und säen Mais. Dies alles geht aber äußerst schnell von statten, damit man bald zum Trunke komme, wobei alles, was da ist, verzehrt wird. Große Rathsversammlungen, worin die Repräsentanten der Nation über das Wohl und Weh derselben berathschlagen, können nie ohne einen Schmaus geendigt werden. Man trinkt dabei Gesundheiten. Die Weiber müssen bei solchen Gelegenheiten aufwarten, und belustigen sich erst dann, wenn sich die Männer verabschiedet haben. Hat ein Mann zu viel getrunken, so sorgen seine Weiber für ihn, mit vieler Zärtlichkeit. Der Tanz richtet sich nach einer Bambusflöte, und ist gemeinschaftlich; wer aber recht geschickt ist, zeigt sich als Solotänzer, und kann auf desto größern Beifall rechnen, je größere Gewandtheit seine Wendungen verrathen. Nach diesem Vergnügen eilt jeder dem nahen Flusse zu, sich abzukühlen. Auf ihren Reisen zeigt ihnen der Stand der Sonne den Weg, den sie nehmen müssen. Denn ordentliche Landstraßen sind in diesen Wildnissen nicht zu finden. Versperrt ihnen ein Fluß den Weg, so schwimmen sie hindurch. Ihre Rechenkunst bedeutet wenig, denn sie zählen nur bis hundert; sie hilft ihnen aber eben so viel, als uns die unsrige. Von Tempeln und Gottesverehrung wissen sie nichts. Die Spanier bemühen sich, ihnen den christlichen Glauben beizubringen.

Weiter landeinwärts in Guiana, halten sich die Guajanen, Galiben, Marauwen, Ottomachen und andere Völkerschaften auf, die zwar in den Geisteskräften, Wohnungen und Gebräuchen sich sehr unterscheiden, aber doch auch gewisse Ähnlichkeiten mit einander ha-

ben. Viele pflegen sich die Barthaare und Augenbraunen auszureißen und das Haupthaar abzuschneiden. Einige sind sehr friedlich, besonders die Galiben; andere zeigen aber viel kriegerisches Gefühl, und essen auch ihre Gefangenen. Die meisten gehn gewöhnlich nackt, bis auf einen Streifen baumwollenen Zeuges, der den Unterleib bedeckt. Dazu wird der Leib bemahlt und mit den schönsten Federn geziert. Viele durchboren sich die Unterlippe, um grüne Steine hindurch zu stecken. Einige Völkerschaften geben dem Gesichte durch schwarze Streifen ein abscheuliches Ansehn; andere halten einen platten Vor- und Hinterkopf für eine Schönheit, daher den Kindern in ihrer zartesten Jugend die Köpfe zwischen Brettern gepreßt werden. Einige sind sehr träge und dumm; andere lebhaft und listig. Die meisten vergiften ihre Pfeile, selbst dann, wenn sie jagen. Die Dörfer bestehn gewöhnlich aus 30 bis 40 Familien, behalten aber nicht immer einerlei Stelle. Denn die Einwohner pflegen aus unbewachsenen Ebnen, auf Berge und in die Wälder, und so wieder zurück, also aus einer Gegend in die andere zu ziehen, immer nach Beschaffenheit der Jahreszeit. Die Mannspersonen pflegen die Äcker zu bestellen, zu jagen und zu fischen; zu Hause aber in ihren Hängematten oder Hamacks zu liegen, um welche sie, schädliche Insekten zu entfernen und sich nicht zu erkälten, nächtliches Feuer unterhalten. So heiß es bei Tage ist, so kühl ist die Nacht; und der Thau, der den Mangel des Regens ersetzt, fällt alsdann ungemein stark. Diese Hamacks werden aus einem 6 bis 7 Fuß breiten und noch einmal so langen Stücke baumwollenen Zeuges, von den Weibern verfertiget, welche sich überhaupt mit dem Hauswesen beschäftigen. In berauschenden Getränken sich zu übernehmen, ist ganz gewöhnlich. Verehrung der Gestirne und Furcht vor einem bösen Geiste sind allgemein. Von Gesetzen und Obrigkeiten wissen

die mehrsten nichts, nur die Alten stehn in größerm Ansehn. Da es bei manchen Völkerschaften Sitte ist, ihre Gefangenen, nicht sowol aus Rache auf alle ersinnliche Art zu quälen, sondern auch um zu sehen, wer den andern in der Kunst zu quälen und den Schmerz auszuhalten, übertreffen werde: so zwecken alle ihre Übungen auf Erduldung der Leiden ab, und eben deswegen muß sich derjenige, der Kriegsanführer werden will, schweren Prüfungen unterziehn. Er fängt sie damit an, daß er sich schweigend in einem Winkel seiner Hütte verkriecht, wo man ihn mit seinem Hamack bedeckt. Dann folgt ein sechswöchentliches strenges Fasten. Hierauf machen ihn die benachbarten Häupter, in einer kurzen Rede, auf die Ehre aufmerksam, die seiner wartet, wenn er, ohne Gefahr und Beschwerden zu scheuen, an den Feinden Rache nimmt. Zugleich empfängt er von jedem Anwesenden drei derbe Hiebe mit einer großen aus Palmenwurzeln geflochtenen Peitsche, um ihm anzudeuten, was er zu leiden habe, ließe er sich vom Feinde fangen. Dabei muß der Candidat, die Hände über den Kopf geschlagen, gerade stehn, und darf bei allem Schmerze nicht die geringste Empfindlichkeit zeigen, wenn er nicht auf immer seine Ehre verloren haben will. Diese Operation wird 6 Wochen lang, täglich zweimal wiederholt. Nach Ablauf dieser Zeit legt man ihn mit festgebundenen Händen in einen Hamack, und schüttet eine unzählige Menge Ameisen auf ihn, deren Biß nicht nur höchst schmerzhaft ist, sondern auch eine heftige, noch schmerzhaftere Entzündung verursacht. Doch darf er nicht seufzen, nicht stöhnen, denn seine Richter stehn umher und beobachten jede seiner Mienen und Bewegungen. Ist diese Pein glücklich überstanden, so legt man ihn wieder in seinen Hamack, bedeckt ihn mit Blättern, und zündet, nach einer kurzen Frist, stinkende Kräuter unter ihm an, deren Feuer er fühlt, und deren Rauch ihn umhüllt.

Ob er nun gleich fast erstickt und gebraten wird, so darf er doch nicht die kleinste Empfindung von Schmerz äußern. Hat er aber auch diese letzte Probe glücklich überstanden, dann empfängt er feierlichst die Zeichen der neuen Würde, und ist Zeitlebens Anführer im Kriege. Allein um den höchsten kriegerischen Rang zu erlangen, muß man einen selbstgemachten Kahn oder Canot besitzen. Die Verfertigung desselben will bei diesen Menschen allerdings viel sagen, weil es ihnen an den nöthigen Werkzeugen fehlt. Die meisten Völkerschaften setzen in Canoten über die Flüsse, aber wo die wenigsten die Geschicklichkeit besitzen, sich ein solches Fahrzeug zu bauen, d. h. mehrentheils nichts anders, als einen dicken Baumstamm auszuhölen, und ihm äußerlich eine schiffähnliche Gestalt zu geben; da setzt man sich in reitender Stellung auf einen abgekürzten Baumstamm, oder in einen von Binsen, Rohr und leichtem Holze geflochtenen Nachen, der sich auf dem Rücken ohne Mühe forttragen läßt, und rudert sich mit einer Stange fort. — So rauh und auffallend die Prüfungen sind, denen sich ein Kriegsanführer unterwerfen muß; so werden sie doch von denen beinahe übertroffen, die für diejenigen bestimmt sind, welche Priester, Zauberer und Ärzte werden wollen. Diejenigen Indianer aber, die mit den Europäern Verkehr haben, sind von ihrer Rohheit schon sehr zurückgekommen, und haben sich zu einer Lebensart bequemt, worin der Unterricht und das Beispiel ihrer Lehrer, theils mehr, theils weniger sichtbar ist.

Wir verlassen nunmehr das Königreich Neu-Granada, und mit ihm Südamerika, und kommen, bei fortgesetztem nördlichem Wege, nach dem Theile, den man gewöhnlich, im Verhältnisse seiner Lage zum südlichern Theile,

nennt. Da wir aber von Panama ausgehn, so erreichen wir zuerst die Grenzen des Spanischen Vicekönigreichs

Alt-Mexico oder Neu-Spanien,

das im Westen und Süden vom stillen Meere, im Osten vom Mexikanischen Meerbusen, im Norden von Neu-Mexico, und im Südosten von Neu-Granada begrenzt wird. Es ist ein ansehnliches, den Spaniern wichtiges Land, dessen Länge an 450 Meilen, die Breite aber von 30 bis 130 Meilen beträgt, und das in dem heißen Erdstriche liegt. Die Hitze würde daher unerträglich sein, wenn sie nicht durch Regen und Winde gemildert würde. Frost, Schnee und andere Wintererscheinungen, sind hier so unbekannt, daß die Eingebornen keine Worte dafür haben. Hier wechseln auch die vier Jahrszeiten nicht so, wie bei uns; denn es ist immer warm, und nur die Periode vom November bis Februar, worin die Nächte kühl sind, nennen die Einwohner Winter, und gerade diese Zeit ist dem hiesigen Europäer die angenehmste. Aber sehr beschwerlich und verheerend sind, so wie in Westindien, die Stürme, die bald aus Norden, bald aus Süden wehen, und wovon die Gegenden an den Küsten weit mehr leiden, als die innern Landstriche. Man kann auch so ziemlich die Nähe eines Sturms vorher wissen. Ist z. B. die Ebbe ungewöhnlich stark, irren die Seevögel ängstlich umher, eine Höle zum Schutze zu suchen, und zeigt sich einige Tage hindurch im Nordwesten ein schwarzes Gewölk; so folgt gemeinhin ein fürchterlicher Sturm, der 24 Stunden fortwüthet, aber doch bei aller seiner Heftigkeit nicht solche Verwüstungen anrichtet, als ein Orkan. Denn dieser reißt Bäume mit der Wurzel aus der Erde, schleudert sie fort, stürzt Häuser

zusammen, und zerstört in wenigen Stunden, mühsam gepflegte Plantagen von Grund aus. Aber das schreckliche Übel hat auch sein Gutes. Ohne diese Stürme würde hier die Pest entstehn, würden Menschen und Thiere zu tausenden hingerafft werden, und die ganze Natur würde erschlaffen.

Der Boden des Landes ist im Osten niedrig, morastig, waldig, ungesund und daher wenig angebaut; im Westen ist er höher und mehrentheils gesunder, und im Innern angenehm und so fruchtbar, daß ein Feld jährlich 2 bis 3 auf einander folgende Ärnten von verschiedenen Früchten giebt. Allein einen großen Theil des Landes nimmt die Fortsetzung der Cordilleras ein, die sich nicht nur von Süden nach Norden hindurchziehn, sondern auch ihre Zweige östlich nach dem Mexikanischen Meerbusen ausbreiten, wo sie verschiedene Vorgebirge und 2 beträchtliche Busen, die Honduras- und die Campeche-Bai bilden, welche durch die Halbinsel Yucatan von einander getrennt werden. Einige Spitzen in dieser Gebirgskette, die nicht ohne Vulkane ist, sind mit Schnee bedeckt; und verschiedene Stellen haben ein schauderhaftes Ansehn. Aber außerdem, daß sie vielen Flüssen ihren Ursprung geben, die nach Osten und Westen fließen, sind sie den Spaniern ihrer schätzbaren Metalle wegen wichtig. Unter der Aufsicht von etwa 4000 Spaniern arbeiten an 40000 Indianer für einen bestimmten Lohn in den Bergwerken, die in den innersten Bergreihen, vornemlich in den Provinzen Guadalapara, Neu-Gallizien und Neu-Biscaya, liegen, wohin kein auswärtiger Feind zu dringen im Stande ist, weil wüste und unzugängliche Berge ihm den Weg versperren würden. Ob nun gleich seit ein paar hundert Jahren die goldliebenden Beherrscher des Landes die Gruben eifrigst bearbeitet haben, so liefern sie ihnen doch jährlich im Durchschnitte immer noch für

12 Millionen Thaler Silber und 5900 Mark Gold. In den Münzen der Hauptstadt Mexico werden jährlich 884262 Pesos in Gold und 23,428680 Pesos in Silber geprägt. Ein Peso ist eine eingebildete Spanische Münze; hat sie den Beinamen, de Bellon, so gilt sie etwa 13 Gr. 7 Pf., heißt sie aber Peso de Plata, so gilt sie 1 Thlr. 1 Gr. 6 Pf. Welche von beiden Pesos gemeint ist, kann ich nicht bestimmen; es sei aber auch das kleinere, so ist die Summe des jährlich ausgemünzten Metalls sehr ansehnlich, und man rechnet, daß die größere Hälfte davon, etwas über 12 Millionen Thlr., nach dem Mutterlande geschickt werde. Im Jahr 1791 wurden 21,121713 Thaler, und darunter 980776 Thaler in Golde, für Spanien gemünzt, und außerdem erhielt es noch für zwei Millionen ungemünztes Silber. Außerdem gewinnt man auch Blei, Quecksilber, Alaun, Vitriol, Marmor, Bergkrystall, und einige Arten von Edelsteinen. In der Nähe der Hauptstadt sind Salzbrunnen, und hin und wieder kalte und warme Quellen, welcher man sich, wie in Europa, in Krankheiten bedient.

Ein Land von so vortrefflichem Clima und fruchtbarem Boden, muß bei seiner Ausdehnung einen ungewöhnlichen Reichthum an verschiedenen Gewächsen haben. Ohne des Europäischen Getreides, Maißes, Zuckerrohrs, Tabacks, Flachses, des Weines, der Europäischen Feld-, Hülsen- und Gartengewächse zu gedenken, bieten sich uns mehrere Amerikanische Producte dar, von denen die Einwohner große Vortheile haben. Hier finden wir zuvörderst den Cacaobaum und die Vanille. Jener Baum erreicht nur eine Höhe von 12 Fuß und eine Dicke von 8 Zoll, hat ein dem Citronenblatte ähnliches Blatt, und trägt kleine büschelweis stehende Blüthen, welche sich in eine fleischige, längliche, spitzige und warzige Schote verwandeln, deren anfangs gelbe Farbe

beim Reifen ins Purpurrothe übergeht, und 20 bis 100 Bohnen enthält, welche die Größe der Saubohnen und eine dünne, aber harte, ölige Haut haben, und zur Verfertigung der Chokolade hauptsächlich gebraucht werden. Die gerösteten Bohnen werden mit oder ohne Vanille zu einem Brei gerieben, der in Formen gefüllt und erkaltet zu harten Tafeln wird. Da nun dieses Getränk überall sehr beliebt ist, so giebt der Cacaobaum den Ländern, wo er wächst, mithin auch Mexico, große Vortheile. Die Indianer pflegen auch den Baum in solcher Menge anzupflanzen, daß diese Plantagen den Wäldern gleichen. — Die Vanille ist eine Pflanze, welche sich vermöge ihres fasrigen Stengels an die nahe stehenden Bäume hoch hinauf rankt, und grünlich gelbe mit weiß vermischte Blüthen hervorbringt, aus denen 6 Zoll lange Schoten entstehen, die, wenn sie reif geworden, eine dunkelbraune Farbe und einen angenehmen gewürzhaften Geruch haben, und schwarze ebenfalls gewürzhaft riechende Samenkörner enthalten, welche man mit der Schote zur Verfertigung der gewürzten Chokolade gebraucht. Man nimmt die Schoten unreif, wenn sie anfangen gelb zu werden, vom Anfange Octobers bis zu Ende des Decembers ab, legt sie in kleine Haufen zusammen, damit sie sich erhitzen oder gähren, und lässt sie in diesem Zustande einige Tage liegen. Dann werden sie, um die überflüssige Feuchtigkeit, welche eine Fäulniß verursachen könnte, zu vertreiben, in der Sonne getrocknet, mit Cacaoöl bestrichen, wieder getrocknet, welches mit dem ersten 15 bis 40 Tage dauert, noch einmal geölt, in kleine Bündel zusammengebunden, in Rohrblätter gewickelt, und überdies noch in dünngeschlagenes Zinn sorgfältig eingepackt, damit keine Nässe hinzukomme, und der gewürzhafte Geruch nicht verfliege.

Ferner bauen die Mexikaner viel Indigo. Diese Pflanze gleicht dem Farrenkraute, hat einen fingerdicken, 3 bis 4 Fuß hohen Stengel

mit vielen Zweigen und Blättern, und rothe Blüthen, die sich in Schoten verwandeln, worin die Samenkörner befindlich sind. Die Blätter enthalten die Farbetheile. Um diese zu bekommen, schneidet man jene, wenn sie noch grün sind, und ehe die Pflanze blüht, ab, legt sie 14 Zoll hoch in einen Kübel und läſſt sie verfaulen. Dann gieſst man Wasser darauf, und bringt dadurch die Masse noch 12 bis 16 Stunden in Gährung. Das zu hohe Steigen derselben wird durch aufgelegtes Holz verhindert. Hat der Indigo den gehörigen Gährungsgrad erreicht, welches man aus Erfahrung weiſs, so läſſt man, durch Öffnung eines Hahns, das Wasser, welches nunmehr grün aussieht, in andre Gefäſse laufen, worin es so lange gerührt und geschlagen wird, bis es sich erhitzt, schäumt, gährt und steigt. Damit es aber nicht überlaufe, gieſst man etwas Öl hinzu. Nach Verlauf einer halben Stunde bilden sich kleine schlammige, blaue Körner, und um das Körnen der Farbetheile noch mehr zu bewirken, giebt man der Masse einen Zusatz von Kalkwasser. Nun läſſt man die trübe, schlammige Brühe stehen, damit sich die Farbe setze. Dann wird das klare Wasser sorgfältig abgelassen, und der zurück gebliebene dicke blaue Schlamm in grobe leinene Säcke gefüllt, die man aufhängt, damit die Feuchtigkeit abtröpfle. Hierauf legt man die teigartige Masse zum Trocknen auf Bretter, und schneidet sie in kleine Würfel, welche man zum Versenden in Kisten packt. — Die Provinz Guatimala baut den besten Indigo, der allen übrigen Amerikanischen an Güte übertrifft. — Mexico hat noch mehrere Farbengewächse. Außer dem Silvester, dem rothfärbenden Samen eines Baums, und der Atalle oder Anate, einer Staude, deren rothe Blüthen eine gute Farbe geben, bemerke ich vornemlich den Campechebaum, der in den beiden Provinzen Honduras und Yukatan wächst, gewöhnlich 16 bis

24 Fuß hoch wird, und einen krummen, dünnen und stachligen Stamm hat. Das Holz färbt roth, und wird außerdem zur Gründung der feinsten schwarzen und violetten Farbe gebraucht. Nachdem die Bäume gefällt sind, schneidet man sie in Bohlen, nimmt die Rinde und den weißen Splint ab, und verschickt nur den rothen innern Theil.

Hier ist auch das Vaterland der Cochenille, einer großen Schildlaus, die sich auf der Nopal-Pflanze aufhält, und getrocknet, die scharlachrothe Farbe giebt. Die Pflanze, die man auch Indianische Feige nennt, hat weder Stamm, noch Zweige, sondern besteht aus lauter dicken, grünen, stachligen Blättern, wovon eins aus dem andern herauswächst, und gelbe Blüthen trägt. Auf diesen Blättern lebt das Insekt und vermehrt sich millionenweise. Um es in großer Menge zu bekommen, pflanzt man den Nopal in großen Plantagen an, und hält jährlich 3 Ärnten. Man fegt nemlich diese Insekten mit kleinen Bürsten auf ein an der Erde ausgebreitetes Tuch, tödtet sie in heißem Wasser, trocknet sie wieder in der Sonne oder auf heißen Blechen, und packt sie zum Versenden ein. Man rechnet 70000 Insekten auf ein Pfund Cochenille. Wie viel dieser Thierchen, die etwa so groß, als eine Wanze sind, oben schwarz und unten roth aussehen, gewonnen werden müssen, zeigt die jährliche Ausfuhr von 506000 Pfund.

Weiter bringt Mexiko hervor Baumwollenstauden, Gummicopalbäume, die theils von selbst, theils durch absichtlich gemachte Einschnitte ein Gummi liefern; Guajakbäume, deren festes, hartes Holz zum Bauen und Brennen gebraucht, von Tischlern und Drechslern verarbeitet wird, und deren Blätter ein medizinisches Gummi ausschwitzen; Apothekergewächse; als Fieberrinde oder Chinabäume, Jalappe, Metk, eine Staude, deren geröstete Rinde zur Heilung der

Wunden dient. Das Harz, das aus den Ästen hervorbricht, ist ein gutes Gegengift; die fasrigen Blätter lassen sich wie Flachs behandeln, und der Stamm giebt einen Saft, der in vielen Krankheiten innerlich mit Vortheil gebraucht wird. Andere Arzneipflanzen übergehe ich. Die Kalabassen geben den Einwohnern nicht allein Schatten unter ihren weit ausgebreiteten stark belaubten Zweigen; sondern auch die bekannten Flaschenkürbisse. Platanen und Palmen findet man überall. Viele Bäume hat die Natur den Einwohnern zur Erquickung gegeben. So treibt der stachlige Birnbaum eine birnen- oder feigenähnliche Frucht, welche, wenn sie reif ist, aufspringt, und nun ein flüssiges Wesen zeigt, das mit Löffeln gegessen wird. Die birnenähnliche Frucht des Aguacatebaums übertrifft an Geschmack die vortrefflichsten Europäischen Früchte, man mag sie roh oder gekocht essen. Die gelbgrüne Granadille, welche an einer Schmarozerpflanze wächst, ist wegen ihres süßsäuerlichen Geschmacks sehr beliebt. Die Frucht des Sapotier schmeckt zwar sehr gut, macht aber schläfrig. Die feigenähnliche Frucht des Nuchtli hat einen kühlenden Saft. Die Cocospflaumen, die Mexikanischen Abrikosen, welche die Größe einer kleinen Melone und eine harte Schale haben, und häufig eingemacht werden; der Saft oder Wein, den man von den Mollebäumen durch Abzapfen erhält, und das aus den durchstochenen Blättern der hiesigen Fichte fließende Wasser, welches man sorgfältig auffängt, sind labende Speisen und Getränke. Die Nüsse des Seifenbaums geben einen Schaum zum Waschen. Einige Baumarten erregen durch ihre Höhe und Dicke Erstaunen. Ohnweit Honduras giebt es Bäume, die 12 Männer kaum umklaftern können. In der Landschaft Verapaz wächst ein Rohr, das einige hundert Fuß Höhe und eine beträchtliche Dicke erreicht. Die Indianer brau-

chen es wie Balken zu ihren Gebäuden. An wilden Bäumen zum Bauen und Brennen, ist gar kein Mangel. So hat die wohlthätige Natur die Mexikaner mit den mannigfaltigsten Gewächsen gesegnet. Hier erblickt das Auge mit Wohlgefallen die reichsten Felder, dort die herrlichsten Plantagen; hier prangen Gärten, Wiesen und Auen mit den nützlichsten, wohlriechendsten Pflanzen und Blumen; dort geben die ansehnlichen Waldungen das beste Holz zu mannigfaltigem Gebrauche.

Vor der Ankunft der Europäer kannten die Amerikaner unsre Hausthiere nicht; jetzt sind sie dort einheimisch. Mexico hat sie im Überflusse. Mancher hiesiger Gutsherr hält an [illegible]000 Stück Rindvieh. Die Ochsen sind hier auch so wohlfeil, daß man selbst in der Hauptstadt, wo in der Regel alles theurer zu sein pflegt, als in der Provinz, zwei gute Pflugochsen für 10 Dukaten kauft. Wegen dieses Überflusses an Hornvieh, können die Einwohner viel Häute ins Ausland schicken. — Die Pferde sind von schönem Wuchse, dauerhaft und stark. Ein gutes Pferd wird mit 15 Thalern bezahlt. Maulthiere braucht man hier allenthalben zum Ziehen und Lasttragen. Diese Thiere können, selbst bei schlechtem Wege, 30 Meilen in einem Tage zurücklegen. Die Zahl der Schafheerden ist ausnehmend groß. Oft zählt man auf einzelnen Landgütern über 40000 Stück; aber ihre Wolle kann nur zu groben Zeugen verarbeitet werden. Ziegen und Schweine, Hunde und Katzen, die ebenfalls von Europäischen abstammen, findet man überall. Die Wälder enthalten vortreffliches Wildpret, als Hasen, Rehe, Hirsche ꝛc. Die Einwohner rechnen auch die wilden Ochsen dazu, deren Fell sehr geschätzt wird; daher man auf sie Jagd macht. Zu dem Ende versieht sich der Jäger mit einem Spieße, an dessen vordern Ende ein krummes scharfes Eisen in der Queere befestigt ist, womit er auf das Thier los-

rennt, und ihm durch einen kräftigen Stoß die Sehnen an den Vorderfüßen entzweischneidet. Das verwundete Thier stürzt nieder, und wird durch einen Dolchstich vollends getödtet. — Noch anderes Wild ist in weit größerer Menge vorhanden, als Füchse, Wölfe, Bären, wilde Katzen, Jaguare, Faulthiere, Stachelschweine, Meerkatzen, Ameisenbären, gewisse Thiere, die man Dante nennt, welche so groß wie eine Kuh sind, und eine fast undurchdringliche Haut haben, die man zu bekommen sucht; katzengroße Squache, welche gegessen, aber auch gezähmt werden, um sich an ihren Sprüngen zu belustigen, welche die Affen nicht possierlicher machen können; und Armadillen, welche die Größe eines Ferkels haben, mit einer dichten Schale bedeckt sind, sich in die Erde graben, und deren Fleisch die Einwohner als eine Delikatesse genießen. — Auf den Bergrücken halten sich Gemsen auf.

Das Heer der Vögel ist unbeschreiblich groß, und viele Arten derselben sind mit dem schönsten Gefieder geschmückt. Außer dem zahmen Geflügel, will ich nur die Colibris, Papageien, Tropikvögel, Cardinale und die Hoizin anführen. Die Colibris sind die kleinsten Vögel, mit prächtigen goldglänzenden, grünen, rothen, blauen und orangegelben Federn. Sie sind so zart gebaut, daß man sie entweder auf Leimruthen fängt, oder mit Wasserspritzen und Sand schießt. Der Blumensaft und die kleinsten Mücken sind ihre Nahrung. Ihr Gesang ist angenehm. Ihre Eier sind nicht größer, als eine Erbse, und ihre Jungen anfangs so klein, wie eine Fliege. Ausgewachsen können sie sich in einem Blumenkelche bequem verbergen. Die kleinste Art ist der Fliegenvogel, der mit seinem Nestchen nur ein halbes Quentchen wiegt. — Der Tropikvogel hat seinen Namen daher erhalten, weil er sich nur innerhalb der Wendekreise aufhält. Er ist so groß wie eine Taube.

Sein Gefieder ist weiß, außer einigen hellgrauen Federn in den Flügeln. Vom Rücken krümmt sich nach hinten zu eine 7 Zoll lange Feder, welche die Stelle des Schwanzes vertritt. Er hält sich auf dem Meere und an den Küsten auf, wo er auch nistet. — Der Kardinal gehört zu den Sangvögeln, nährt sich von Insekten und Gesämen, hat ein zartes, schmackhaftes Fleisch, und schöne Federn, die am Kopfe und an der Brust roth, auf dem Rücken, an den Flügeln und am Schwanze schwarz sind, und eine weiße Einfassung haben. Die Seiten des Halses und der Bauch sind weiß. — Der Hoizin ist ein Fasan von rother, gelber und schwarzer Farbe, mit einem Federbusche geziert, hält sich auf Bäumen am Wasser auf, und nährt sich von kleinen Schlangen, Würmern, Ameisen und andern Insekten. Man macht ihn zahm, und ißt sein zartes Fleisch. — Die Fischereien sind sehr einträglich. Allein so wie fast überall das Angenehme mit dem Unangenehmen, das Reizende mit dem Gefährlichen gepaart ist; so auch hier. Die lieblichsten Landschaften werden von Vipern, Schlangen, Skorpionen, Spinnen, Ameisen und andern dergleichen Thieren, deren Nachbarschaft nicht wünschenswerth ist, heimgesucht. Wesentliche Vortheile haben die Einwohner von den Schildkröten und Bienen.

Dies große, von der Natur so reich beschenkte Land, wird von den Spaniern beherrscht. Vor ihrer Ankunft blüheten hier mehrere wohleingerichtete Staaten, unter denen sich das Kaiserthum Mexico und die Republik Tlascala vorzüglich auszeichneten.

Man hat von dem Zustande dieser Reiche so viel Wesens gemacht, daß ich nicht umhin kann, meinen jungen Lesern auch etwas davon zu sagen. Die Mexikaner bauten Städte und Dörfer, und wurden von

einem Monarchen beherrscht, den die Europäer Kaiser nannten. Der ehemalige Pallast desselben in der Hauptstadt Mexico erregt durch seine Größe und Pracht Bewunderung. Er soll 20 Eingänge, 100 Zimmer von beträchtlicher Länge, und eben so viele Bäder gehabt haben. Das Mauerwerk desselben war mit Marmor und Jaspis bekleidet, die Zimmer getäfelt und mit Gemälden, baumwollenen Zeugen und prächtigen Federn verziert. In einem andern kaiserlichen Hause hielt der Regent alle Arten Amerikanischer Vögel, deren Federn zu Zeugen, Gemälden und Verzierungen verwendet wurden. Dreihundert Menschen waren angestellt, diese Vögel zu füttern. In einem dritten Hause befanden sich die Vögel des Kaisers, die zur Jagd abgerichtet wurden. In einigen Höfen wurden wilde Thiere gehalten. Im kaiserlichen Pallaste, der von außen durch Soldaten, und inwendig durch ein adeliges Corps bewacht wurde, sah man ein buntes Gewühl von Hofnarren, Possenreißern, Gauklern, Zwergen und allerlei körperlich schadhaften Menschen. In seinem schwarzen Trauerhause überließ sich der Kaiser der Betrübniß über den Tod seiner Gemahlinnen, oder Verwandten, oder über eine Landplage. Er herrschte unumschränkt; das Volk war Sklave. Seine Gnade war das höchste Glück der Unterthanen. An seinem Hofe befand sich eine Menge von Staatsbeamten und Hofleuten. Über 3000 Kaziken, d. h. Herren über Landschaften und einzelne Städte, mußten ihm jährlich ihre Aufwartung in der Residenz machen. Das Hofceremoniell war bestimmt und durfte nicht übersehen werden. Gab er Audienz, welches selten geschah, so war sie immer mit der größten Feierlichkeit verknüpft. Er aß beständig allein, und gewöhnlich wurden ihm ein paarhundert Schüsseln aufgetragen. Seine Einkünfte flossen aus den Bergwerken, Salzbrunnen, Abgaben, Tributen und Geschenken der Adligen. Er

Sein Gefieder ist weiß, außer einigen hellgrauen Federn in den Flügeln. Vom Rücken krümmt sich nach hinten zu eine 7 Zoll lange Feder, welche die Stelle des Schwanzes vertritt. Er hält sich auf dem Meere und an den Küsten auf, wo er auch nistet. — Der Kardinal gehört zu den Sangvögeln, nährt sich von Insekten und Gesämen, hat ein zartes, schmackhaftes Fleisch, und schöne Federn, die am Kopfe und an der Brust roth, auf dem Rücken, an den Flügeln und am Schwanze schwarz sind, und eine weiße Einfassung haben. Die Seiten des Halses und der Bauch sind weiß. — Der Hoizin ist ein Fasan von rother, gelber und schwarzer Farbe, mit einem Federbusche geziert, hält sich auf Bäumen am Wasser auf, und nährt sich von kleinen Schlangen, Würmern, Ameisen und andern Insekten. Man macht ihn zahm, und ißt sein zartes Fleisch. — Die Fischereien sind sehr einträglich. Allein so wie fast überall das Angenehme mit dem Unangenehmen, das Reizende mit dem Gefährlichen gepaart ist; so auch hier. Die lieblichsten Landschaften werden von Vipern, Schlangen, Skorpionen, Spinnen, Ameisen und andern dergleichen Thieren, deren Nachbarschaft nicht wünschenswerth ist, heimgesucht. Wesentliche Vortheile haben die Einwohner von den Schildkröten und Bienen.

Dies große, von der Natur so reich beschenkte Land, wird von den Spaniern beherrscht. Vor ihrer Ankunft blüheten hier mehrere wohleingerichtete Staaten, unter denen sich das Kaiserthum Mexico und die Republik Tlascala vorzüglich auszeichneten.

Man hat von dem Zustande dieser Reiche so viel Wesens gemacht, daß ich nicht umhin kann, meinen jungen Lesern auch etwas davon zu sagen. Die Mexikaner bauten Städte und Dörfer, und wurden von

einem

einem Monarchen beherrscht, den die Europäer Kaiser nannten. Der ehemalige Pallast desselben in der Hauptstadt Mexico erregt durch seine Größe und Pracht Bewunderung. Er soll 20 Eingänge, 100 Zimmer von beträchtlicher Länge, und eben so viele Bäder gehabt haben. Das Mauerwerk desselben war mit Marmor und Jaspis bekleidet, die Zimmer getäfelt und mit Gemälden, baumwollenen Zeugen und prächtigen Federn verziert. In einem andern kaiserlichen Hause hielt der Regent alle Arten Amerikanischer Vögel, deren Federn zu Zeugen, Gemälden und Verzierungen verwendet wurden. Dreihundert Menschen waren angestellt, diese Vögel zu füttern. In einem dritten Hause befanden sich die Vögel des Kaisers, die zur Jagd abgerichtet wurden. In einigen Höfen wurden wilde Thiere gehalten. Im kaiserlichen Pallaste, der von außen durch Soldaten, und inwendig durch ein adeliges Corps bewacht wurde, sah man ein buntes Gewühl von Hofnarren, Possenreißern, Gauklern, Zwergen und allerlei körperlich schadhaften Menschen. In seinem schwarzen Trauerhause überließ sich der Kaiser der Betrübniß über den Tod seiner Gemahlinnen, oder Verwandten, oder über eine Landplage. Er herrschte unumschränkt; das Volk war Sklave. Seine Gnade war das höchste Glück der Unterthanen. An seinem Hofe befand sich eine Menge von Staatsbeamten und Hofleuten. Über 3000 Kaziken, d. h. Herren über Landschaften und einzelne Städte, mußten ihm jährlich ihre Aufwartung in der Residenz machen. Das Hofceremoniell war bestimmt und durfte nicht übersehen werden. Gab er Audienz, welches selten geschah, so war sie immer mit der größten Feierlichkeit verknüpft. Er aß beständig allein, und gewöhnlich wurden ihm ein paarhundert Schüsseln aufgetragen. Seine Einkünfte flossen aus den Bergwerken, Salzbrunnen, Abgaben, Tributen und Geschenken der Adligen. Er

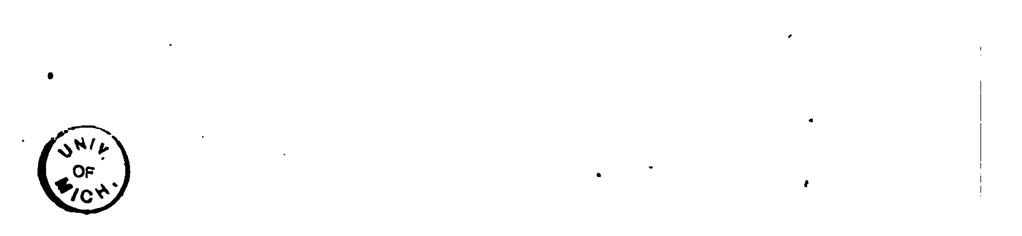
hielt ein stehendes Heer, und theilte Ritterorden vom Adler, Tiger und Löwen aus, um kriegerische Verdienste zu belohnen. Sein Titel klingt etwas sonderbar. Man nannte ihn, Fürst der zu werfenden Lanzen, Menschenhauer, Blutvergießer, Herr des schwarzen Hauses. Er hatte einen Reichsrath, der aus 6 Wahlfürsten bestand, denn Mexico scheint ein Wahlreich gewesen zu sein. Für die besondern Zweige der Regierung, als für die Finanzen, den Handel, die Justiz, den Krieg &c. waren Collegia mit mehrern untergeordneten Behörden eingeführt. Geschriebene Gesetze gab es nicht, denn die Mexikaner konnten nicht schreiben, sie bedienten sich nur der Hieroglyphen. In Künsten und Wissenschaften hatten sie schon einen guten Anfang gemacht. Sie berechneten das Jahr zu 365 Tagen, hatten abgesonderte Gewerbe, als Maurer, Weber, Goldschmiede, Maler &c., verfertigten schöne Zeuge, bauten gute Häuser und dauerhafte Schiffe, legten ansehnliche Brücken an, und unterhielten Posten, die aber nur zum Dienst der Regierung bestimmt waren, und in geübten Läufern bestanden. Der Regent ging bekleidet, die Vornehmen hüllten sich bloß in einen Mantel; der gemeine Mann ging nackt, nur das weibliche Geschlecht trug ein Hemde. Den Kopf schmückten sie mit Federn; der Leib wurde bemalt, und auf das Haar vorzügliche Sorgfalt gewendet. Die Soldaten hingen die Haut eines wilden Thieres um, dessen Kopf auf den ihrigen passte. Dabei trugen sie auch Bandoliere von Menschenherzen, Nasen und Ohren. Die Polizei war die eines gebildeten Volks. Man hatte nächtliche Erleuchtung, und Patrouillen und Wächter durchwanderten die Straßen zur Verhütung der Unordnung und des Schadens. Die Gesetze erlaubten die Vielweiberei, setzten aber auch die Grade der Verwandtschaft bei Verheirathungen fest, und erlaubten nicht die eheliche Verbindung mit der Mutter, Stief- und

A



Meno Haas sc.

Taf. V.


UNIV.
OF
MICH.

Schwiegermutter, Schwester und Tante. Auch durften sich die Kinder ohne väterliche Erlaubniß nicht verheirathen. Der Gebrauch starker Getränke wurde so verabscheut, daß man dem Betrunkenen seine größte Zierde, das Haar, abschnitt, ihn seines Amtes entsetzte und sein Haus schleifte. — Neben einem höchsten Wesen wurden mehrere Götter verehrt, von denen man Abbildungen machte. Der vornehmste Götze war der Kriegsgott Vitzliputzli, dessen Tempel ungemein prächtig gewesen sein soll. Die Tempel waren mit Thürmen versehen, dienten aber auch zu Rüsthäusern und Festungen. In den daran stoßenden Gebäuden wohnten die Priester, welche große Einkünfte, viel Ansehn und Gewalt besaßen. Sie opferten den Göttern die Kriegesgefangenen, und damit jene reichliche Opfer erhielten, durfte der Friede nicht lange dauern. Die Köpfe der Geopferten wurden als Siegeszeichen im Tempel des Kriegesgottes aufbewahrt. Dieses von Steinen aufgeführte lange, theatermäßige Gebäude, war bloß mit nackten Menschenköpfen, die in bestimmter Entfernung von einander eingemauert waren, geziert; selbst die untern Stufen, das obere Gebälk, die Säulen und Thürme hatten diese Zierde, wovon außerdem noch mehrere Pyramiden hin und wieder aufgerichtet waren. Die 5te Tafel zeigt einen Theil dieses Todtentempels. Sollte ein Opfer gebracht werden, so wurden mehrere Reihen von Gefangenen zum Tempel geführt. Hier streckten die Opferpriester die Schlachtopfer nach einander auf einen steinernen Altar hin, hielten sie fest, schnitten ihnen den Leib auf, rissen das Herz heraus, womit das Gesicht des Vitzliputzli bestrichen wurde, schnitten die Köpfe zum Aufheben ab, und warfen dann die Leichname vom Altar herunter, welche von den Kriegern abgeholt, und in Gesellschaft ihrer Freunde verzehrt wurden. — Bei jedem Tempel befand sich eine Schule, worin die Prie-

ster der Jugend in der Landesreligion, in den Gesetzen und in allen gewöhnlichen Fertigkeiten und Künsten, als im Tanze, Gesange, und im Gebrauche des Bogens, Spießes, Degens und Schildes, Unterricht ertheilten. Die Edelleute hatten ihre besondern Schulen. Kriegesthaten und durch Handel erworbene Reichthümer führten zum Adel, der kein Handwerk treiben durfte. Aller Handel bestand im Gegenseitigen Austauschen der Waaren, und Cocosnüsse vertraten die Stelle der Münze. Aus dem bisher gesagten erhellt, daß die Mexikaner, bei aller Barbarei, doch schon eine verfeinerte Nation waren. Aber sie blieben, bei allen ihren Kenntnissen und Geschicklichkeiten, doch in vielen Stücken hinter dem Europäer zurück, z. B. in der Bearbeitung der Bergwerke und der Metalle, in der Religion, in der Buchstabenschrift und in den Wissenschaften und zeichnenden Künsten. Indeß war das Reich stark bevölkert und gut angebaut. Jetzt verhält es sich damit ganz anders. Man schätzt die Anzahl der Indianer höchstens noch auf 2 Mill., und die der Spanier, der Kreolen, Mestizen und Neger, welche letzten nur als Domestiken in den Häusern der Reichen gebraucht werden, auf die Hälfte. Diese starke Verminderung der Menschenzahl rührt von der Eroberung des Landes durch die Spanier und von dem Gebrauche her, den diese von ihren neuen Unterthanen gemacht haben.

Die Spanier hatten sich, bald nach der Entdeckung von Amerika, auf den Antillen weiter ausgebreitet. Der Statthalter auf Cuba, Velasquez, wollte auf dem festen Lande, wovon ihm viel schönes zu Ohren gekommen war, neue Eroberungen machen. Er bediente sich dazu eines gewissen Ferdinand Cortez, der sich durch Entschlossenheit, Tapferkeit und kluges Benehmen rühmlichst bekannt gemacht hatte. Die Absichten des Velasquez zu erreichen, segelte Cortez den 12. Februar 1519 mit

617 Mann und 10 Kanonen von Havannah ab. Da, wo er zuerst landete, machte er die Anlage zur Stadt Vera Cruz, und besetzte sie, um einen sichern Rückzug zu haben, wenn ja die Unternehmung mißlingen sollte. Allein das Glück begünstigte ihn mehr, als er erwarten konnte. Die despotische Regierung des damaligen Merikanischen Kaisers, Montezuma, führte dem Spanier gleich bei seiner Erscheinung eine Menge Mißvergnügter zu; und da der Kaiser ihm die Audienz versagte, so entschloß sich Cortez, ohngeachtet seiner geringen Mannschaft, diesen stolzen Monarchen zu bekriegen. Er gewann bald die durch republikanischen Freiheitssinn sowol, als durch Tapferkeit gleich berühmten Tlascalaner, welche sein kleines Heer mit 6000 Mann verstärkten. Allein beim weitern Vordringen hätten die Spanier in der Stadt Cholula ihr Grab gefunden, wären sie nicht von ihren Amerikanischen Freunden noch zur rechter Zeit gerettet worden. Hier lag nemlich ein feindliches Corps im Hinterhalte, und die Cholulaner hatten zum sichern Verderben der Europäer alle Anstalten getroffen, unterdeß man diese unter der Maske der Freundschaft empfing. Als aber Cortez die List der Feinde von seinen Tlascalanern noch zeitig genug erfuhr, bemächtigte er sich sogleich der Cholulanischen Häupter, ließ das Volk niedermetzeln und steckte Tempel und Häuser in Brand. Zwei Tage dauerten diese Greuelscenen; 6000 Menschen lagen in den Straßen umher, und Cortez, der keinen Mann verlohren haben soll, wurde als ein höheres Wesen verehrt, oder gefürchtet, so daß alles, bis auf die Haupt- und Residenzstadt Mexico, sich ihm gutwillig unterwarf. Montezuma gerieth in Furcht, wußte sich nicht zu benehmen, und konnte durchaus keinen festen Entschluß fassen. Bald lud er die Spanier zu sich ein, bald gebot er ihnen Entfernung. Diese aber gingen ihren Weg vorwärts, und näherten sich der Residenz

welche in einem See liegt, und durch Dämme mit dem festen Lande verbunden ist. Da kam der ganz verwirrte Kaiser im feierlichen Pompe dem Spanischen Heere entgegen, und bezeigte dem Anführer desselben solche Achtung, daß die Mexikaner nun vollends diese weißen Menschen für Götter hielten. Auf kaiserliches Gesuch hielt Cortez seinen Einzug in Mexico, und bezog mit seinen Leuten ein Haus, dessen Zimmer und Höfe für alle Raum genug hatten. Allein zu seiner größern Sicherheit beredete er, jedoch mit vieler Mühe, den Kaiser, sich bei ihm einzuquartieren. Diese Gefangenschaft des sonst mächtigen Herrschers — denn nichts anders war die Veränderung seiner Wohnung — brachte die Einwohner zur Raserei. Doch der Kaiser beruhigte sie, da man ihm ehrerbietig begegnete. Mitlerweile hatte aber des Kaisers Sohn, von 5 Generalen unterstützt, auf väterlichen Befehl die neugebaute Stadt Vera Cruz angegriffen, um den Spaniern die Verbindung mit dem Meere, und damit den Rückzug ganz abzuschneiden. Cortez verlangte sofort die Auslieferung dieser Feldherren, bekam sie in seine Gewalt, ließ sie von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilen, und mit unerhörter Kühnheit öffentlich verbrennen. Das Volk staunte über diese Scene, welche die ganze Nation beschimpfte. Aber auch Montezuma wurde in Ketten gelegt. Man nahm sie ihm zwar wieder ab; allein diese Dreistigkeit, womit Cortez der sonst so gefürchteten Majestät Hohn sprach, machte den Kaiser so muthlos, daß er in alle Forderungen des Spanischen Generals willigte. Er erkannte sich feierlich für einen Vasallen des Königs von Spanien, und verstand sich zu einem jährlichen Tribute. Aber alle Bemühungen reichten nicht hin, ihn zur Annahme der christlichen Religion zu bewegen; und als die Spanier Versuche machten, die Landes-Götter aus den Tempeln zu werfen, erwachte die Rache des Volks. In der

Abwesenheit des Ober-Generals, der auf eine entferntere Expedition ausgezogen war, und nur 150 Mann unter dem Commando des Alvarado zur Bewachung des Kaisers und dessen Residenz zurückgelassen hatte, griffen die aufgebrachten Mexikaner zu den Waffen. Nachdem Alvarado, die Verschwörung zu dämpfen, die in dem Hofe des Haupttempels, zur Feier und zu Tänzen versammelten Häupter der Nation unbarmherzig hatte zusammenhauen lassen, wurde er mit verdoppelter Wuth angegriffen. Kaum konnte er sich halten. Aber Cortez kam mit 1000 Mann noch zu gelegener Zeit zurück. Nun begann der Kampf. Wenn Tausende von Mexikanern hingestreckt wurden, so füllten immer frische Rotten die Lücken aus; und so sah sich Cortez endlich, troz aller Gegenwehr, genöthigt, die Stadt zu verlassen. In diesen Stürmen war Montezuma tödtlich verwundet worden, und gestorben. Auf ihrem Rückzuge wurden die Spanier von allen Seiten hart gedrängt, geriethen in Unordnung, und über 700 ertranken, wurden erschlagen oder gefangen. Nur mit wenigen Hunderten schlug sich Cortez durch, und kam nach vielen Mühseligkeiten in Tlascala an. Kaum hatte er aber Verstärkung erhalten, als er auch von neuem gegen die Hauptstadt anrückte, um sie förmlich zu belagern. Nach manchem heißen Kampfe, nach vielem Blutvergießen, und manchem Unglücksfalle, wurde die Stadt endlich nach Verlaufe einiger Monate eingenommen. Montezumas Nachfolger, Guatimozin, versuchte die Flucht, wurde aber eingeholt. Die Spanier versprachen sich eine reiche Beute, und fanden wenig, denn Guatimozin hatte alle seine Kostbarkeiten entweder in die See werfen lassen, oder doch vor den Augen der raubgierigen Eroberer auf immer verborgen. Cortez ließ ihn und seine Günstlinge foltern, um sie zum Geständniß des Orts zu zwingen, wo sie die Schätze hingebracht hätten. Aber umsonst; der Kaiser ertrug

alle Grausamkeiten standhaft, und als sein neben ihm gequälter Günstling ihn flehend anblickte, als wollte er, um von der Marter erlöst zu werden, die Erlaubniß erbitten, das Geheimniß zu gestehen, rief er aus: lieg ich denn auf Rosen? Wenn also gleich die kaiserlichen Schätze für die Spanier verloren waren, so hatten sie dafür ein großes Reich bekommen; denn mit der Hauptstadt hatte sich der größte Theil des Landes unterworfen. Der Eroberer wurde als Statthalter desselben eingesetzt, und blieb es bis an seinen Tod, der im Jahre 1547 erfolgte.

Die Spanier, welche nun in die Rechte der Eingebornen traten, gebrauchten diese ihre nunmehrigen Knechte, um von ihrem Eigenthume die schnellsten und größten Vortheile zu ziehen, zu allerhand schweren, den Amerikanern ungewohnten Arbeiten. Tausende starben dahin, tausende aber empörten sich auch an mehreren Orten und wurden die Opfer der Spanischen Rache. Diese Auftritte entvölkerten das blühende Reich, und würden am Ende die ganze Nation aufgerieben haben, wenn nicht besondere Befehle von Seiten der Regierung den Grausamkeiten der Spanier Einhalt gethan hätten. Nach der Zeit haben sich immer mehr Spanier hier niedergelassen. Die Indianer, außer denen, welche sich in unzugängliche Gegenden geflüchtet, ihre Freiheit bis jetzt behauptet und ihre vormaligen Sitten, Gebräuche und Religion beibehalten haben, wohnen unter den Spaniern, und sind an Landwirthschaft und andere Gewerbe nach Europäischer Art gewöhnt, und so wie die Spanier, der katholischen Lehre, ihren Beherrschern aber — und wie kann dies anders sein? — nicht mit Liebe und Freundschaft zugethan.

Der König von Spanien läßt das Land durch einen Vicekönig und drei Audienzen regieren. Jener residirt in der Stadt Mexico, und schaltet, ohne sich an die Befehle seines Oberherrn, dessen Ansehn und

Macht durch die weite Entfernung vermindert werden, zu binden, nach Gutdünken. Nach ihm richten sich die ihm untergeordneten Landescollegien und Staatsbedienten. Die hiesige Gerechtigkeitspflege soll auch nicht die beste sein, und die Unwissenheit der Richter giebt ihrem willkührlichen, ungerechten Verfahren nichts nach. Den Indianern wird alles entrissen, aber mit einem vernünftigen Unterrichte derselben beschäftigt sich Niemand. Wie wäre das auch, bei der Unwissenheit und Trägheit der Spanier, und bei den verkehrten Grundsätzen der Regierung, die der Ausbildung des Geistes geradezu entgegen arbeitet, nur Gebetbücher duldet, allen nützlichen Schriften aber den Eingang versagt, möglich? Wie wenig kann überhaupt von den wissenschaftlichen Aufmunterungen von Seiten der Regierung erwartet werden, da sie es schon an den Aufmunterungen zu den nothwendigen Handarbeiten fehlen läſst. Obgleich mehrere Universitäten da sind, so macht doch der Zustand der Wissenschaften den Einwohnern wenig Ehre. An Klöstern, die das Mark des Landes in vollem Maße an sich ziehn, und deren Bewohner nach ihrer Art in Freuden leben, fehlt es nicht; aber Künstler, die mathematische, oder chirurgische, oder zur Schiffahrt nöthige und andere nützliche Instrumente verfertigen könnten, die Thätigkeit des Verstandes erfordern, findet man nirgends. Die Wollen- und Baumwollen-Manufakturen liefern nur gemeine Waaren für den einheimischen Gebrauch. Bloß in der Hauptstadt und in Tlascala werden Gold- und Silberarbeiten von einiger Bedeutung gemacht. Nur die Provinzen Tlascala und Chiapa zeichnen sich durch Kunstfleiß vortheilhaft aus. Da verfertigt man seidene Zeuge, Bänder, Borten, Spitzen, gemeine Hüte und andere Waaren. Auch sind mehrere Indianer Maler und Tonkünstler, und es giebt Personen, die, bei gehöriger Anleitung, sich in jeder Kunst hervorthun wür-

den. Aber der Spanier sieht hauptsächlich nur auf den Erwerb großer Reichthümer, wozu der Handel allerdings viel beiträgt, der jedoch sowol dem Mutterlande als diesen Colonien weit einträglicher sein könnte, wenn er nicht an jenes gebunden wäre. Nur nach Spanien darf Mexico seinen Überfluß an Naturproducten liefern, und nur von Spanien aus, seine Bedürfnisse, die größtentheils in Kunstproducten bestehn, erhalten.

Das Königreich ist in folgende Provinzen oder Unterstatthalterschaften getheilt. Costaricca, Nicaragua, Honduras, Guatimala, Verapaz, Yucatan, Tabasco, Chiapa, Chiametlan, Oaxaca, Tlascala, Mexico, Guadalaxara, Panuco, Xalisco, Zacatecas, Neu-Leon, Neu-Biscaja, Culiacan und Cinaloa. — Wir wollen nunmehr die vornehmsten Städte und einige Gegenden kennen lernen.

Gehn wir von der südlichen Grenze aus, so liegt uns rechts die Landschaft Honduras, zwischen der davon benannten Bai und dem Meerbusen von Portobello. Sie erstreckt sich östlich bis zum Vorgebirge Gracias a Dios. In dieser Gegend wohnen die Musquitos, eine den Spaniern nicht unterworfene Völkerschaft. Sie ist etwa 15000 Köpfe stark, hat eine völlig republikanische Verfassung, und wählt sich nur dann ein Oberhaupt, wenn sie eines Kriegsanführers bedarf. Viele hieher verschlagene Neger werden als Sklaven zum Fischfange gebraucht, eine Beschäftigung, von der sich die Herren selbst nicht ausschließen.

Westlich nach der Südsee zu, liegt in einem etwa eine halbe Meile breiten, auf zwei Seiten von Bergen eingeschlossenen Thale, die Stadt Guatimala, welche durch den Fluß de las Vaccas mit dem genannten Meere in Verbindung steht. Die Einwohner, deren Anzahl sich

auf 4000 Köpfe belaufen mag, benutzen diese gute Lage zu einem ansehnlichen Handel mit den Spanischen nördlich und südlich gelegenen Provinzen. In der Stadt finden wir einen Erzbischof, eine Audienz und eine Universität. Ohnweit der Stadt sind zwei hohe, einander gegenüberstehende Berge, wovon der eine mit ewigem Grün und den wohlriechendsten Blumen besetzt, bis an den Gipfel angebaut, und mit vielen Wohnungen versehen ist. Das sonderbarste ist, daß er aus seinem Gipfel Wasserströme ausläßt, weshalb man ihn den Wasserberg nennt. Der andere ist ein furchtbarer, wüthender und öder Vulkan. Asche und gebrannte Steine bedecken ihn von oben bis unten, und das Auge sucht auch das kleinste Grashälmchen vergebens. Tag und Nacht tobt er in seinem Innern, gleich dem Krachen des Donners, und wirft Feuer, Asche, Steine von unglaublicher Größe, und brennende Schwefelbäche aus, die einen stinkenden Dampf verbreiten.

Von Guatimala kommen wir nordöstlich nach der Halbinsel Yucatan, die beinahe 75 Meilen lang und 25 breit ist. Hier wächst das bekannte Campecheholz, von welchem die Spanier aus dem Hafen St. Francisco de Campeche jährlich 10000 Centner ausführen. Sie haben den Engländern im Pariser Frieden von 1762 auch das Recht einräumen müssen, auf gewisse Bedingungen an diesen Küsten Campecheholz fällen zu dürfen. Da aber die Engländer, um die erlangten Vortheile auf Kosten der Spanier so hoch als möglich zu treiben, immer weiter um sich griffen, wurden ihnen endlich im Jahre 1786, nach mehrern Verhandlungen, die Landstriche zwischen den Flüssen Bellizo nnd Hondo nicht nur zum Holzfällen, sondern auch zum Einsammeln dortiger Natur-Erzeugnisse angewiesen; nur sollten sie Zucker-, Kaffee-, Cacao-, Indigo- und dergleichen Plantagen eben so wenig, als Festungswerke

anlegen. Ueberdies behält der König von Spanien die [illegible] über jenen Bezirk.

Wir gehen über [illegible], wo die fleißigen Indianer gute [illegible] verfertigen, südwestlich nach Acapulco. Die Stadt ist nur ein elender Ort, aber seine Lage am Südmeere, das hier einen guten Hafen bildet, macht ihn für den Handel der Stadt Mexico wichtig. Denn [illegible] die Philippinen Inseln, die zu Ostindien gerechnet, und von der westlichen Amerikanischen Küste, woran Acapulco liegt, durch das Süd[illegible] getrennt werden, senden einen beträchtlichen Theil ihrer Schätze hieher, und empfangen dagegen Mexikanische und Europäische Waaren. Jährlich wird eine Gallione nach den Philippinen geschickt, die ehedem weit stärker beladen wurde, als jetzt, da diese Inseln von Spanien aus ebenfalls mit den nöthigen Bedürfnissen versehen werden. Kommt nun diese Gallione mit Chinesischen Producten zurück, und gerade denn finden sich auch die Schiffe aus Peru und Chili in Acapulco ein; so entsteht eine große Messe, die den Ort und die Gegend umher lebhaft macht. Sobald sie aber zu Ende ist, wird die ungesunde Stadt von allen Kaufleuten, und jedem, den nicht seine Geschäfte nothwendig hier zu bleiben nöthigen, verlassen. Im Januar ist die Hitze schon so groß, als bei uns in den heißesten Tagen des Sommers; wie stark muß sie nun erst in den Sommermonaten sein?

Am Ufer des Mexikanischen Meerbusens liegt Vera Cruz. Ein beschwerlicher Weg führt uns dahin über das Gebirge. Auf große gebahnte Landstraßen darf man hier nicht rechnen, denn diese finden wir nur in der Nähe der großen Städte. Ich würde diesen ungesunden Ort auch kaum berühren, wenn er nicht für die Spanier von der größten Wichtigkeit wäre, und wir nicht auch den Handel kennen lernen müß-

ten, den Mexico über diesen Hafen mit Europa treibt. Für die Hauptstadt ist Vera Cruz auf der östlichen Seite das, was ihr Acapulco auf der westlichen ist. — Diese Stadt also, deren Hafen der vornehmste, ja einzige des ganzen Reiches am Mexikanischen Meerbusen ist, hat eine ansehnliche Größe und Festigkeit. Die Häuser, selbst die Kirchen nicht ausgenommen, sind zwar von Holz, aber regelmäßig gebaut und bilden gerade Straßen. Der Handel ist hier die Hauptsache. Alle zwei bis vier Jahre kommen etwa 20 Kauffahrteischiffe, die andern Handlungsschiffe ungerechnet, mit Europäischen Waaren von Cadiz an: denn seit 1785 wird der Handel nach Mexico von Cadiz aus nicht mehr durch die sogenannte Flotte allein betrieben, sondern es ist auch den Spanischen Kaufleuten gestattet, jährlich mit Europäischen Waaren befrachtete Fahrzeuge hieher zu schicken. Daher hat sich der Mexikanische und Westindische Handel so erweitert, daß schon im genannten Jahre 12 Spanische Handelsstädte für mehr als 300 Millionen Realen (ein Real de Vellon gilt 1 Gr. 8¼ Pf.; aber ein Real de Plata 4 Gr. 3 Pf.) an Europäischen Waaren nach diesen Colonien senden, und für mehr als 804 Mill. Realen Amerikanische Waaren zurücknehmen konnten. — Wenn die Europäischen Schiffe angekommen sind, fängt eine halbjährige Messe an, und nach Beendigung derselben, werden die Schiffe mit den Mexikanischen und andern Waaren beladen, die über Acapulco von den Philippinen, von Peru und andern Amerikanisch-Spanischen Ländern nach Vera Cruz gebracht werden, um sie nach Spanien zu führen. Die vorzüglichsten Waaren, welche Spanien bekömmt, sind: Cacao, Vanille für beinahe 108000 Thaler, Cochenille für 2,152000 Thaler, Indigo für 1,900000 Thaler, Campecheholz für mehr als 28000 Thaler, Jalappe für 243000 Thaler; ferner Baumwolle, Ambra, Chinarinde, Taback, Zucker,

Seide, Salz, Honig, Kakao, Sassaparille, Copaivabalsam, Drachenblut, rohe Häute, Gold, Silber, Kupfer ꝛc. Ohne die edlen, gemünzten und ungemünzten Metalle beträgt die jährliche Ausfuhr von Mexico an 4,464000 Thaler, und den Gewinn, den das Land gegen die Einfuhr hat, berechnet man zu 1,048000 Thaler. — Diese Nachricht kann uns ohngefähr eine Idee von dem hiesigen Verkehr und dem Reichthum des Landes geben.

Nordwestlich liegt die große und reiche Stadt Tlascala. Sie hat schöne Gebäude, und ihre Einwohner zeichnen sich durch Kunstfleiß, dergleichen sich kein einziger Ort im ganzen Spanischen Nordamerika, selbst die Hauptstadt nicht ausgenommen, rühmen kann, vortheilhaft aus. Sie verfertigen Goldarbeiten, Tressen, Stickereien, Tücher, baumwollene Zeuge, Fayence, Gewehre, Glas, für dessen Bereitung im ganzen Spanischen Amerika sich weiter kein Ort findet, und andre Waaren. Außerdem wohnen hier Federschmücker, Maler und Tonkünstler, und der Cochenillehandel der Stadt ist ebenfalls ansehnlich.

Wir umgehen nun westlich einen See, der 20 Deutsche Meilen im Umfange hat, dessen Ufer reizende Ansichten gewähren, und den ein schmaler Strich Landes in zwei Theile theilt, wovon der eine süßes und der andere salziges Wasser enthält; jener die Anwohner mit Fischen, dieser mit Salz versieht, das aus dem Wasser gesotten wird. Mehrere Inseln schwimmen auf dem See herum, sind angebaut, und liefern vortreffliche Gartenfrüchte, welche die Bewohner derselben, mehrentheils Gärtner, vermittelst einiger Kanäle, nach der Hauptstadt zum Verkauf bringen.

Mexico ist die schönste und größte Stadt in ganz Amerika. Sie liegt an der westlichen Seite des Sees auf Inseln, und ist durch drei

breite Dämme mit dem festen Lande verbunden. Ihre Straßen sind breit und gerade, aber der sehenswerthen Häuser sind im Verhältniß zur Größe der Stadt nicht viel. Am besten gefallen der Pallast des Vicekönigs, die Münze, einige Privathäuser und Gasthöfe, in denen man aber weder Meublen noch Lebensmittel findet. Letztere muß man sich also mitbringen, oder von hiesigen Hökern kaufen. Unter den 29 Kirchen, 55 Klöstern und 10 Hospitälern sind manche sehenswerth. Für die Erziehung unterhält die Regierung, außer den gewöhnlichen und zwei Mädchenschulen, auch eine Universität, aber im Spanischen Geschmacke. Eine fast 600 Klafter lange Wasserleitung versorgt die Einwohner, deren Zahl sehr verschieden, nach einer Mittelzahl aber auf 140000 geschätzt wird, mit gesundem Wasser. Unter diesen Einwohnern sind der Vicekönig, der Erzbischof, die hohen Staatsbedienten, und die Herren von der Audienz und der Inquisition die vornehmsten. Wo so viel vornehme und reiche Leute wohnen, da muß allerdings viel Geld im Umlaufe sein; da sieht man viel Aufwand, viel Pracht und üppiges Leben. Perlen und Edelsteine schmücken Livreen und Pferdegeschirr. Was man an andern Orten aus Kupfer und Eisen macht, ist hier gediegenes Gold und Silber; ja die Wagenräder werden sogar mit Silber beschlagen. Aber bei allem dem Luxus herrscht doch wenig ächter Geschmack. Das Auge wird zwar geblendet, aber nicht befriedigt. Unter den Handwerkern finden wir nichts hervorstechendes, und die Goldschmiede, Maler und Bildhauer übertreffen die unsrigen nicht. Aber die königliche Tabacksfabrik, in welcher 2000 Frauenzimmer und 5000 Mannspersonen hinlängliche Beschäftigung finden, ist ansehnlich. Die hiesigen Manufakturisten und Kaufleute geben überhaupt der Stadt nicht wenig Glanz, denn Mexico ist der Mittelpunkt alles Handels des Spanischen Amerikas nach Spanien und Ostindien.

Nordwestlich kommen wir, nach einer Reise von beinahe 90 Meilen, nach Guadalaxara, einer am Paraniaflusse gelegenen Stadt, die in einem beträchtlichen Umfange 30000 Menschen ernährt. Wir finden hier einen Bischof, mehrere Klöster und eine Universität. Der Fluß, welcher sie mit gutem Wasser versorgt, fällt, nach einem westlichen, 60 Meilen von der Stadt entfernten, sehr gekrümmten Laufe, in die Südsee. — In eben der Provinz, die von der leztgenannten Stadt den Namen führt, liegt auch an der Südsee, nicht weit vom Vorgebirge Corrientes

der Hafen St. Blas, in welchem die Regierung 4 Corvetten, jede von 12 Kanonen, und noch ein kleineres Fahrzeug unterhält, um die Posten im nördlichen Kalifornien mit den nöthigen Bedürfnissen zu versehen, und die von Madrid kommenden Befehle für die Philippinischen Inseln nach Manila zu bringen.

Wir lassen Panuco rechts, und gehn über Compostella und Culiacan nach der Provinz Cinaloa, von der es noch streitig ist, ob sie zu Alt- oder Neumexico gehört; und so erreichen wir

die Spanische Statthalterschaft Neu-Mexico,

ein im nördlichen gemäßigten Erdstriche gelegenes sehr großes Reich, dessen mitternächtliche Grenze die Spanier selbst nicht wissen mögen, weil sie ihre Herrschaft in diesem Erdtheile so weit als möglich ausdehnen. Indeß ist so viel gewiß, daß freie Indianer ihre nördlichen Nachbaren sind, daß gegen Abend die Südsee, gegen Morgen Louisiana, und gegen Mittag Altmexico und der Mexikanische Meerbusen anstoßen, der an dieser Küste sowol einige Baien macht, als mehrere Flüsse aufnimmt,

als den Adayes an der östlichen Grenze, den Nord oder Bravo, welcher sich durch den Solado- und Conchofluß verstärkt, und den Palmenfluß. — Das ganze Reich besteht aus mehrern Abtheilungen, aus Neumexico, Neu-Estremadura, Sonora, Coaguila, Texas, Neu-Navarra und Kalifornien, dessen südlicher Theil durch einen Meerbusen der Südsee, Mare Vermejo, oder die Purpursee genannt, von Neu-Navarra getrennt wird.

Ein großer Theil dieser Landstriche, worin sandige mit fruchtbaren Ebnen abwechseln, ist sehr gebirgig. Diese Berge sind eine Fortsetzung der Cordilleras. Sie ziehen sich sowol nordwestlich um den Purpursee herum, als nordöstlich durch Louisiana nach den vereinigten Staaten, und hängen wahrscheinlich mit den nördlichern Steinbergen zusammen. Man läßt sie auch nicht unbenutzt, besonders in den Landschaften Cinaloa und Sonora; und die Ausbeute an Gold, Silber, Krystall und Edelsteinen, vornemlich Smaragden, ist so groß, daß sie mehrere Ausländer angelockt hat, sich hier anzusiedeln. Aber diese Mineralien machen nicht allein den Reichthum des Landes aus. Sonora, Neu-Navarra und andere Landstriche befriedigen durch ihre Fruchtbarkeit die Erwartungen des Ankömmlings und Eingebornen. Alle Arten von Getreide, Feld-, Garten- und Baumfrüchte, Wein und Amerikanische Producte bringt das fette Erdreich im Überflusse hervor. Die Colonisten treiben den Ackerbau und die Viehzucht auf Europäische Art. Unter den zahmen Thieren ist besonders das Rindvieh in großer Menge vorhanden. Die beträchtlichen Waldungen sind mit vielen wilden Thieren und Geflügel verschiedener Art bevölkert. An Fischen und Schildkröten kann, bei der starken Bewässerung, kein Mangel sein; aber da das Reich nicht weit vom Wendekreise ab, mithin mit dem nördlichen Afrika und dem süd-

lichsten Europa in gleicher Breite liegt; so ist es gar nichts ungewöhnliches, Schlangen, Scorpionen, Muskiten und andere dergleichen unangenehme Geschöpfe hier zu finden. Im Kalifornischen Meerbusen sind Perlenfischereien. Doch von diesem Lande, das jenem Gewässer den Namen giebt, wollen wir uns besonders unterhalten.

Der Lage nach müßte Neumexico ein heißes Clima haben; allein die Land- und Seewinde kühlen die Luft sehr angenehm ab, und befreien sie von schädlichen Dünsten. Die Einwohner sind entweder Europäer, oder doch deren Nachkommen, oder Indianer. Unter jenen, welche sich mehrentheils an der Küste und an den Flüssen in den fruchtbarsten Gegenden angebaut haben, sind die Spanier die zahlreichsten. Die Regierung ist auch ganz auf Spanischem Fuße. Der Statthalter wohnt in der Hauptstadt des Reichs, St. Fe, am Nordfluß, zu welcher wir von Sinaloa aus über Conception und St. Antonio kommen.

In St. Fe hält sich ein katholischer Bischof auf, der das Haupt der hiesigen Geistlichkeit ist, welche schon mehrere Indianer zum Christenthum gebracht hat. Allein der größte Theil dieser Eingebornen lebt noch ganz unabhängig, theils in völliger Unbekanntschaft mit den Landesherren, theils als ihre Bundesgenossen. Wir werden, wenigstens einige Völkerschaften unter den freien Indianern wieder finden. Denn diese nördlichen Nationen kommen in den mehrsten Stücken mit einander überein.

Indem wir von St. Fe westlich unsre Reise forsetzen, gelangen wir in die Provinz Kalifornien, welche wir etwas näher betrachten wollen. Im Westen, Süden und Osten werden die Küsten derselben von dem Südmeer bespült, das hier die perlenreiche Purpursee bildet. Gegen Norden erstreckt sie sich bis zum Vorgebirge Blanco, das einige Grade nördlicher liegt, als das unter dem 40 Grade nördlicher Breite gelegene

Cap Mendocino. Die südliche Spitze bildet das Vorgebirge St. Lucas, wo die von den Philippinen über das Südmeer kommenden Schiffe Anker werfen, weil sie hier einen guten Hafen, Erfrischungen und Nachrichten über die Sicherheit in diesen Gewässern finden. Dieser ein paar hundert Meilen lange Landesstrich wird in Süd- oder Alt-, und in Nord- oder Neu-Kalifornien abgetheilt. Der südliche Theil beschränkt sich auf die eigentliche Halbinsel, und erstreckt sich also bis an den Colorado-Fluß, der sich südlich in die Purpursee ergießt. Der nördliche Theil geht über den Posten St. Franzisco hinaus, den nördlichsten, welchen die Spanier in diesem Lande haben, und welcher unter dem 39 Grade 58 Min. nördlicher Breite liegt. Die natürliche Beschaffenheit beider Theile ist sehr verschieden. Das Clima der Halbinsel, deren Südspitze der Wendekreis des Krebses berührt, ist weder den lebendigen Geschöpfen, noch den Gewächsen zuträglich. Die Sommerhitze ist so stark, das sie das aufkeimende Gras bald verdorrt, und selbst durch die häufigen und dicken Nebel nicht gemindert wird. Die Winter sind äusserst gelinde, oder vielmehr es herrscht gar keine Winterkälte. Der Himmel ist fast immer heiter. Der nördliche Theil leidet nicht so sehr von der Hitze; hier ist sie vielmehr so gemäßigt, wie in Südfrankreich, und die Winter bringen keine strenge Kälte mit sich. — Alt-Kalifornien ist ein bergiges, unfruchtbares, ungesundes Land, wo Ackerbau und Viehzucht ungewöhnliche Erscheinungen sind, und wo überhaupt, wegen des dürren Bodens, wenig Kultur herrscht. Neu-Kalifornien hingegen hat gesunde Luft und einen fruchtbaren Boden, der den Weizen 30, 80, und in sehr fruchtbaren Jahren 160fältig wiedergiebt. Die Mais-, Roggen-, Erbsen- und Bohnen-Ärnten sind sehr reich. Man hat nicht nöthig, die Äcker zu düngen; sie werden gepflügt, vermittelst der Drill-

mäschine besäet und geegget. Die Ärnte fällt im Juli oder August. Ochsen müssen unter freiem Himmel die Körner austreten, denn unsre Art zu dreschen ist hier nicht gewöhnlich. Außer dem Getreide gewinnt man Flachs und Hanf, und fast alle Arten von Küchengewächsen. Obstbäume sind selten, weil sie wenig angepflanzt werden; und aus eben der Ursach sind auch nicht viel Weinstöcke vorhanden, obgleich Boden und Clima den Weinbau gleich stark begünstigen. Überhaupt liegen noch die schönsten Ländereien, aus Mangel an Arbeitern und an Ermunterung, unangebaut. Nur um die Spanischen Niederlassungen und Missionen sieht man Feld- und Gartenwirthschaft; welche für die freien Kalifornier keine Beschäftigungen sind. — Die Wälder enthalten Pinien-Tannen, Cypressen, Eichen, Buchen, Ulmen, Birken, Eschen, und andere wilde Holzarten im Überflusse. Ein feiner Rasen deckt den Boden der Wälder, worin es viele meilenweite freie Plätze giebt, die großen Heerden wilder Thiere Nahrung geben. Außer Hasen, Kaninchen und Hirschen, halten sich hier auch Füchse, Wölfe, Bären, wilde Katzen, und mehrere Thiere auf, deren Bälge geschätzt werden und ein Gegenstand des auswärtigen Handels sein könnten. Die Küsten wimmeln von Seehunden und Meerottern. Die Felle der letztern finden in China guten Absatz. Daher werden diese 5 Fuß langen und schwarzbraunen vierfüßigen Thiere, die das Meerufer bewohnen, sich von Fischen, Krebsen, Muscheln und Schnecken nähren, und deren Balg mit 100 bis 150 Thlr. bezahlt wird, in so großer Menge gefangen, daß der hiesige Statthalter jährlich 24000 Stück Felle an die Regierung abliefern kann, welche sich diesen Handel vorbehalten hat. Der Meerotternfang ist nicht mit großen Beschwerden verknüpft. Die Indianer geben Acht, wenn die Thiere auf das Land kommen, und fangen sie alsdann entweder in Schlingen, oder schlagen

sie mit Stöcken todt. — Von zahmen Thieren finden wir Pferde, Rindvieh und Schafe, aber nur da, wo sich die Spanier und Indianer angesiedelt haben. Die Einkünfte von der Pferdezucht zieht die Krone, welche auch noch andere Viehheerden unterhält und benutzt. Die Heerden gehn ohne Aufsicht auf den geräumigen Weideplätzen umher, denn das hiesige Clima macht die Viehställe hier eben so unnöthig, als in Chili. Wird eine Ochse gebraucht, so gehen zwei Reiter auf den Fang desselben aus, suchen ihn zwischen sich zu bekommen, werfen ihm dann mit vieler Geschicklichkeit ein härnes Seil über die Hörner, und schleppen ihn fort. — Gewöhnliches Hausgeflügel halten sowol die Spanier, als die seßhaft gemachten Indianer; und von dem wilden führe ich nur die grauen gehaupten Rebhühner an, die oft in Schaaren von 3 bis 400 Stück erscheinen, fett und wohlschmeckend sind; die weißköpfigen Adler, die großen und kleinen Falken, Sperber, Habichte, Raben, Änten, Reiher, Seelerchen, Meven, Pelikane, Wasserraben und Bienenfänger. Der Pelikan ist ein Wasservogel, der an Seeufern und auf großen Strömen lebt, große Schwimmfüße, und einen großen, weichen, pergamentartigen Schnabel hat, an welchem unten eine gelbe faltige Haut hängt, worin der Vogel die erbeuteten Fische aufhebt. Diese Haut dehnt sich zu einem beträchtlichen Sacke aus, denn der Pelikan hebt sich zuweilen Fische von 6 bis 8 Pfd. auf. Sein Gefieder ist weiß, grau und schwach violett, seine Füße sind gelb, uud in der Größe nähert er sich dem Schwane. — Der Cormoran oder Wasserrabe, der nicht größer als eine junge Gans ist, hält sich ebenfalls an den Meeresufern auf, hatt Schwimmfüße und nährt sich von Fischen, Er schwimmt eben so gut unter als über dem Wasser. Sein Kopf und Hals sind aschgrau, Brust und Bauch dunkelblau, und der Rücken und die Flügel graubraun. — Der Bienenfän-

ger oder Promerops ist etwas größer als ein Krammetsvogel, lebt in hohen Gegenden, auf Bergen, und nährt sich von Bienen. Sein Gefieder ist sehr schön. Der Kopf, die Brust und die Flügelspitzen sind blaugrün und glänzend. Der Schwanz ist stahlblau und hat Federn von verschiedener Länge. Die längsten betragen 2½ Fuß. Oben auf den Flügeln befindet sich noch eine Lage Federn, die sich kraus in die Höhe krümmen. — Das Land hat an Fischen keinen Mangel, wol aber an Metallen, und nützlichen Mineralien überhaupt. Bisher hat man nur einen Thon gegraben, der an der Luft steinhart wird. Die Spanier bedienen sich desselben bei ihren Bauten. Diese Steine werden, wie die unsrigen, viereckig geformt, und sehen strohgelb aus. Da es hier keine Kalksteine giebt, so nimmt man zu Mauerwerken Kalk, der aus Muscheln gebrannt wird.

Kalifornien wurde schon im Jahre 1536 von Cortez entdeckt, aber es währte lange, ehe man es der Aufmerksamkeit würdigte. Erst im Jahre 1697 kamen die Jesuiten hieher, suchten die Einwohner zu gewinnen und zu bekehren, und errichteten einen Staat, der dem ihrigen in Paraguay ähnlich war. Um jeden von demselben abzuhalten und die errungenen Vortheile allein zu genießen, machten sie die abschreckendsten Schilderungen von diesem Lande. Endlich ward man aber gegen ihre Berichte mißtrauisch, und der König von Spanien schickte Leute ab, das Land näher zu untersuchen. Nun wurde der jesuitische Betrug bald entdeckt. Man entfernte diese Geistlichen, und setzte Dominikaner an ihre Stelle. Diese haben sich längs den Küsten zerstreut, in den besten Gegenden angebaut, und viele Indianer um sich her versammelt, welche sie nicht allein in der christlichen Religion, sondern auch in einigen der nothwendigsten Handarbeiten nothdürftig unterrichten, aber nichts weni-

ger als ihren Geist ausbilden; vielmehr lassen sie diese Menschen in Unwissenheit, und vernachlässigen sogar die gewöhnlichsten Handwerke. Ein solches Indianisches Dorf, nebst der Wohnung der Geistlichen, den Magazinen und der Kirche, nennt man eine Mission. Dergleichen sind in Alt-Kalifornien 15, wo die Dominikaner etwa 4000 bekehrte Indianer an festen Wohnplätzen neben sich gewöhnt haben. In Neu-Kalifornien haben die Franziskaner in 10 Missionen 5143 Indianer versammelt, und überhaupt seit Errichtung dieser Bekehrungsanstalten 7700 Menschen getauft. In jeder Mission befinden sich 2 Geistliche, von denen jeder 400 Piaster Jahrgehalt bekömmt, aber nicht in baarem Gelde, sondern in Waaren, die sie besser gebrauchen können. Daß das Bekehrungswerk äußerst mühsam sein muß, können wir aus dem Charakter und der Sprache der Kalifornier schließen.

Diese Eingeborne, welche von mittlerer Statur und starken Muskeln sind, eine niedrige Stirn, schwarze dicke Augenbraunen, eine kurze, oben eingedrückte Nase, dicke Lippen, weiße feste Zähne, langes Haar, welches sie kurz abschneiden, und einen starken Bart haben, den einige abnehmen; überhaupt häßlich gebaut sind; deren Gesicht Dummheit und Trägheit verräth, und ohne Ausdruck des Gefühls ist; die sich die Haut bemalen und die Ohren durchbohren, um Zierrathen hindurch zu stecken; und deren Körperfarbe gelb, aber durch ihre gewöhnliche Unreinlichkeit noch dunkler ist: diese Menschen sind aus Schwachheit unempfindlich und unbeschreiblich träge, erfinden und unternehmen nichts; nur was vor ihnen liegt, erregt ihre Aufmerksamkeit, was nicht in die Sinne fällt, geht über ihre Fassungskraft. Sie besitzen keinen Muth, keine Beharrlichkeit, keine Thätigkeit, keine Neugierde, keine Ruhmbegierde, werden von keinen Leidenschaften beherrscht, und müssen, bei ihren geringen Begriffen

und ihrer großen Sinnlichkeit, wie Kinder behandelt werden. Aus dieser kurzen Darstellung folgt, daß ihre Sprache nicht wortreich sein kann. Wirklich haben sie auch wenig oder gar keine abgeleitete Wörter, welche abstracte Begriffe ausdrücken, ohne welche es fast unmöglich ist, daß vernünftige Geschöpfe sich mit einander unterhalten können. Denn für alles, was keinen Leib hat, nicht in die Sinne fällt, für Gemüthsbeschaffenheiten, Tugenden und Laster, und für alles, wodurch man das zum geselligen Leben Erforderliche auszudrücken pflegt, besitzen sie kein Wort. — Mit Menschen von dieser Art, die sich so äußerst wenig für andre Dinge interessiren, ist auch wenig anzufangen, und es muß also wol eine fast übermenschliche Geduld dazu gehören, sie zu unterrichten. Glücklicherweise sind die Missionaire gute, menschenfreundliche, sanfte und wohlthätige Männer, die sich keine Mühe verdrießen lassen, so viel zu thun, als der Indianische Verstand zuläßt. Diese Missionen sind so eingerichtet. Die Geistlichen haben ein eignes Haus, in dessen Nähe die Magazine für Lebensmittel und Kleidungsstücke stehen, welche, so wie die Kirche, von Backsteinen aufgeführt, aber mit Stroh gedeckt sind. Einige Kirchen enthalten ziemlich gute Gemälde, mehrentheils Copien von Italienischen Stücken, die ihre Wirkung auf die sinnlichen Indianer nicht verfehlen. Ein paar Gebäude sind zur Verfertigung wollener Decken und Tücher bestimmt, worin die christlichen Indianer gekleidet werden. Die Zubereitung der Wolle, das Spinnen und Weben sind Arbeiten der unverheiratheten Frauenzimmer. Diese werden, so wie die Weiber, von den Mannspersonen sehr geliebt; daher suchen die Geistlichen immer eine Anzahl von jenen in ihrer Gewalt zu behalten, als Bürgen für die Treue der Männer, und als Mittel, Feindseligkeiten gegen die Mission zu verhindern. Um desto sicherer zu gehen, pflegen die Geistlichen

diese Frauenzimmer des Nachts einzuschließen. Auch suchen sie Kinder an sich zu fesseln, erziehen sie, halten sie reinlich, geben ihnen gute Speisen, bessere Kleider, und behandeln sie überhaupt sorgfältig. Denn ein Kind lässt sich immer noch eher ziehen, als ein bejahrter Wilder. Die beiden Mönche haben einen umzäunten Garten, der einige Morgen groß ist, und worin sie etwas Obst, und darunter auch Feigen, Pfirsichen und Küchengewächse gewinnen. Seitwärts von ihrer Wohnung ist das Indianische Dorf, das aus kegelförmigen, elenden Hütten besteht, die 4 Fuß hoch sind und deren Durchmesser 6 Fuß beträgt. Eine solche Hütte ist bald gemacht. Man steckt armsdicke Stangen kreisförmig in die Erde, bindet sie oben zusammen, daß eine Art von Wölbung entsteht, verflechtet die Stangen mit Zweigen, belegt das Ganze mit trockenem Grase und Binsen, lässt oben eine Öffnung, welche die Dienste des Fensters und des Schornsteins zugleich versieht, und unten eine andere, welche die Thüre vorstellt. Diese Wohnungen stehen 4 Fuß von einander in geraden Linien, und bilden kleine rechtwinklige Gassen, die aber sehr schmutzig sind. Die Missionaire fangen indeß jetzt an, ihren Schülern bessere Wohnungen zu bauen. Sie sind zwar auch klein, aber doch bequem, nach Europäischer Art, und die Wände mit Rasen und Lehm ausgeklebt; sie enthalten unten 2 Stuben und oben Dachkammern. Hinter jedem Hause befindet sich ein eingezäunter Platz, um Federvieh halten und Gemüse gewinnen zu können. Ein Indianisches Dorf enthält 4 bis 800 Einwohner. Der Zustand derselben ist von dem der Neger wenig unterschieden, nur daß jene mit mehr Menschlichkeit behandelt werden. Diese Neubekehrten werden durch eine Glocke zur Kirche, zur Arbeit und zum Essen zusammengerufen. Die Paters, welche ein strenges und elendes Leben führen, haben die geistliche und leibliche Aufsicht über sie, lassen sie, wo möglich,



lichsten Europa in gleicher Breite liegt; so ist es gar nichts ungewöhnliches, Schlangen, Scorpionen, Muskiten und andere dergleichen unangenehme Geschöpfe hier zu finden. Im Kalifornischen Meerbusen sind Perlenfischereien. Doch von diesem Lande, das jenem Gewässer den Namen giebt, wollen wir uns besonders unterhalten.

Der Lage nach müßte Neumexico ein heißes Clima haben; allein die Land- und Seewinde kühlen die Luft sehr angenehm ab, und befreien sie von schädlichen Dünsten. Die Einwohner sind entweder Europäer, oder doch deren Nachkommen, oder Indianer. Unter jenen, welche sich mehrentheils an der Küste und an den Flüssen in den fruchtbarsten Gegenden angebaut haben, sind die Spanier die zahlreichsten. Die Regierung ist auch ganz auf Spanischem Fuße. Der Statthalter wohnt in der Hauptstadt des Reichs, St. Fe, am Nordfluß, zu welcher wir von Cinaloa aus über Conception und St. Antonio kommen.

In St. Fe hält sich ein katholischer Bischof auf, der das Haupt der hiesigen Geistlichkeit ist, welche schon mehrere Indianer zum Christenthum gebracht hat. Allein der größte Theil dieser Eingebornen lebt noch ganz unabhängig, theils in völliger Unbekanntschaft mit den Landesherren, theils als ihre Bundesgenossen. Wir werden, wenigstens einige Völkerschaften unter den freien Indianern wieder finden. Denn diese nördlichen Nationen kommen in den mehrsten Stücken mit einander überein.

Indem wir von St. Fe westlich unsre Reise forsetzen, gelangen wir in die Provinz Kalifornien, welche wir etwas näher betrachten wollen. Im Westen, Süden und Osten werden die Küsten derselben von dem Südmeer bespült, das hier die perlenreiche Purpursee bildet. Gegen Norden erstreckt sie sich bis zum Vorgebirge Blanco, das einige Grade nördlicher liegt, als das unter dem 40 Grade nördlicher Breite gelegene

Cap Mendocino. Die südliche Spitze bildet das Vorgebirge St. Lucas, wo die von den Philippinen über das Südmeer kommenden Schiffe Anker werfen, weil sie hier einen guten Hafen, Erfrischungen und Nachrichten über die Sicherheit in diesen Gewässern finden. Dieser ein paar hundert Meilen lange Landesstrich wird in Süd- oder Alt-, und in Nord- oder Neu-Kalifornien abgetheilt. Der südliche Theil beschränkt sich auf die eigentliche Halbinsel, und erstreckt sich also bis an den Colorado-Fluß, der sich südlich in die Purpursee ergießt. Der nördliche Theil geht über den Posten St. Franzisco hinaus, den nördlichsten, welchen die Spanier in diesem Lande haben, und welcher unter dem 39 Grade 58 Min. nördlicher Breite liegt. Die natürliche Beschaffenheit beider Theile ist sehr verschieden. Das Clima der Halbinsel, deren Südspitze der Wendekreis des Krebses berührt, ist weder den lebendigen Geschöpfen, noch den Gewächsen zuträglich. Die Sommerhitze ist so stark, das sie das aufkeimende Gras bald verdorrt, und selbst durch die häufigen und dicken Nebel nicht gemindert wird. Die Winter sind äußerst gelinde, oder vielmehr es herrscht gar keine Winterkälte. Der Himmel ist fast immer heiter. Der nördliche Theil leidet nicht so sehr von der Hitze; hier ist sie vielmehr so gemäßigt, wie in Südfrankreich, und die Winter bringen keine strenge Kälte mit sich. — Alt-Kalifornien ist ein bergiges, unfruchtbares, ungesundes Land, wo Ackerbau und Viehzucht ungewöhnliche Erscheinungen sind, und wo überhaupt, wegen des dürren Bodens, wenig Kultur herrscht. Neu-Kalifornien hingegen hat gesunde Luft and einen fruchtbaren Boden, der den Weizen 30, 80, und in sehr fruchtbaren Jahren 160fältig wiedergiebt. Die Mais-, Roggen-, Erbsen- und Bohnen-Ärnten sind sehr reich. Man hat nicht nöthig, die Äcker zu düngen; sie werden gepflügt, vermittelst der Drill-

lichsten Europa in gleicher Breite liegt; so ist es gar nichts ungewöhnliches, Schlangen, Scorpionen, Muskiten und andere dergleichen unangenehme Geschöpfe hier zu finden. Im Kalifornischen Meerbusen sind Perlenfischereien. Doch von diesem Lande, das jenem Gewässer den Namen giebt, wollen wir uns besonders unterhalten.

Der Lage nach müßte Neumexico ein heißes Clima haben; allein die Land- und Seewinde kühlen die Luft sehr angenehm ab, und befreien sie von schädlichen Dünsten. Die Einwohner sind entweder Europäer, oder doch deren Nachkommen, oder Indianer. Unter jenen, welche sich mehrentheils an der Küste und an den Flüssen in den fruchtbarsten Gegenden angebaut haben, sind die Spanier die zahlreichsten. Die Regierung ist auch ganz auf Spanischem Fuße. Der Statthalter wohnt in der Hauptstadt des Reichs, St. Fe, am Nordfluß, zu welcher wir von Cinaloa aus über Conception und St. Antonio kommen.

In St. Fe hält sich ein katholischer Bischof auf, der das Haupt der hiesigen Geistlichkeit ist, welche schon mehrere Indianer zum Christenthum gebracht hat. Allein der größte Theil dieser Eingebornen lebt noch ganz unabhängig, theils in völliger Unbekanntschaft mit den Landesherren, theils als ihre Bundesgenossen. Wir werden, wenigstens einige Völkerschaften unter den freien Indianern wieder finden. Denn diese nördlichen Nationen kommen in den mehrsten Stücken mit einander überein.

Indem wir von St. Fe westlich unsre Reise forsetzen, gelangen wir in die Provinz Kalifornien, welche wir etwas näher betrachten wollen. Im Westen, Süden und Osten werden die Küsten derselben von dem Südmeer bespült, das hier die perlenreiche Purpursee bildet. Gegen Norden erstreckt sie sich bis zum Vorgebirge Blanco, das einige Grade nördlicher liegt, als das unter dem 40 Grade nördlicher Breite gelegene

Cap Mendocino. Die südliche Spitze bildet das Vorgebirge St. Lucas, wo die von den Philippinen über das Südmeer kommenden Schiffe Anker werfen, weil sie hier einen guten Hafen, Erfrischungen und Nachrichten über die Sicherheit in diesen Gewässern finden. Dieser ein paar hundert Meilen lange Landesstrich wird in Süd- oder Alt-, und in Nord- oder Neu-Kalifornien abgetheilt. Der südliche Theil beschränkt sich auf die eigentliche Halbinsel, und erstreckt sich also bis an den Colorado-Fluß, der sich südlich in die Purpursee ergießt. Der nördliche Theil geht über den Posten St. Franzisco hinaus, den nördlichsten, welchen die Spanier in diesem Lande haben, und welcher unter dem 39 Grade 58 Min. nördlicher Breite liegt. Die natürliche Beschaffenheit beider Theile ist sehr verschieden. Das Clima der Halbinsel, deren Südspitze der Wendekreis des Krebses berührt, ist weder den lebendigen Geschöpfen, noch den Gewächsen zuträglich. Die Sommerhitze ist so stark, das sie das aufkeimende Gras bald verdorrt, und selbst durch die häufigen und dicken Nebel nicht gemindert wird. Die Winter sind äußerst gelinde, oder vielmehr es herrscht gar keine Winterkälte. Der Himmel ist fast immer heiter. Der nördliche Theil leidet nicht so sehr von der Hitze; hier ist sie vielmehr so gemäßigt, wie in Südfrankreich, und die Winter bringen keine strenge Kälte mit sich. — Alt-Kalifornien ist ein bergiges, unfruchtbares, ungesundes Land, wo Ackerbau und Viehzucht ungewöhnliche Erscheinungen sind, und wo überhaupt, wegen des dürren Bodens, wenig Kultur herrscht. Neu-Kalifornien hingegen hat gesunde Luft und einen fruchtbaren Boden, der den Weizen 30, 80, und in sehr fruchtbaren Jahren 160fältig wiedergiebt. Die Mais-, Roggen-, Erbsen- und Bohnen-Ärnten sind sehr reich. Man hat nicht nöthig, die Äcker zu düngen; sie werden gepflügt, vermittelst der Drill-

maschine besäet und geegget. Die Ärnte fällt im Juli oder August. Ochsen müssen unter freiem Himmel die Körner austreten, denn unsre Art zu dreschen ist hier nicht gewöhnlich. Außer dem Getreide gewinnt man Flachs und Hanf, und fast alle Arten von Küchengewächsen. Obstbäume sind selten, weil sie wenig angepflanzt werden; und aus eben der Ursach sind auch nicht viel Weinstöcke vorhanden, obgleich Boden und Clima den Weinbau gleich stark begünstigen. Überhaupt liegen noch die schönsten Ländereien, aus Mangel an Arbeitern und an Ermunterung, unangebaut. Nur um die Spanischen Niederlassungen und Missionen sieht man Feld- und Gartenwirthschaft; welche für die freien Kalifornier keine Beschäftigungen sind. — Die Wälder enthalten Pinien-Tannen, Cypressen, Eichen, Buchen, Ulmen, Birken, Eschen, und andere wilde Holzarten im Überflusse. Ein feiner Rasen deckt den Boden der Wälder, worin es viele meilenweite freie Plätze giebt, die großen Heerden wilder Thiere Nahrung geben. Außer Hasen, Kaninchen und Hirschen, halten sich hier auch Füchse, Wölfe, Bären, wilde Katzen, und mehrere Thiere auf, deren Bälge geschätzt werden und ein Gegenstand des auswärtigen Handels sein könnten. Die Küsten wimmeln von Seehunden und Meerottern. Die Felle der letztern finden in China guten Absatz. Daher werden diese 5 Fuß langen und schwarzbraunen vierfüßigen Thiere, die das Meerufer bewohnen, sich von Fischen, Krebsen, Muscheln und Schnecken nähren, und deren Balg mit 100 bis 150 Thlr. bezahlt wird, in so großer Menge gefangen, daß der hiesige Statthalter jährlich 24000 Stück Felle an die Regierung abliefern kann, welche sich diesen Handel vorbehalten hat. Der Meerotternfang ist nicht mit großen Beschwerden verknüpft. Die Indianer geben Acht, wenn die Thiere auf das Land kommen, und fangen sie alsdann entweder in Schlingen, oder schlagen

sie mit Stöcken todt. — Von zahmen Thieren finden wir Pferde, Rindvieh und Schafe, aber nur da, wo sich die Spanier und Indianer angesiedelt haben. Die Einkünfte von der Pferdezucht zieht die Krone, welche auch noch andere Viehheerden unterhält und benutzt. Die Heerden gehn ohne Aufsicht auf den geräumigen Weideplätzen umher, denn das hiesige Clima macht die Viehställe hier eben so unnöthig, als in Chili. Wird eine Ochse gebraucht, so gehen zwei Reiter auf den Fang desselben aus, suchen ihn zwischen sich zu bekommen, werfen ihm dann mit vieler Geschicklichkeit ein härnes Seil über die Hörner, und schleppen ihn fort. — Gewöhnliches Hausgeflügel halten sowol die Spanier, als die seßhaft gemachten Indianer; und von dem wilden führe ich nur die grauen gehaupten Rebhühner an, die oft in Schaaren von 3 bis 400 Stück erscheinen, fett und wohlschmeckend sind; die weißköpfigen Adler, die großen und kleinen Falken, Sperber, Habichte, Raben, Änten, Reiher, Seelerchen, Meven, Pelikane, Wasserraben und Bienenfänger. Der Pelikan ist ein Wasservogel, der an Seeufern und auf großen Strömen lebt, große Schwimmfüße, und einen großen, weichen, pergamentartigen Schnabel hat, an welchem unten eine gelbe faltige Haut hängt, worin der Vogel die erbeuteten Fische aufhebt. Diese Haut dehnt sich zu einem beträchtlichen Sacke aus, denn der Pelikan hebt sich zuweilen Fische von 6 bis 8 Pfd. auf. Sein Gefieder ist weiß, grau und schwach violett, seine Füße sind gelb, uud in der Größe nähert er sich dem Schwane. — Der Cormoran oder Wasserrabe, der nicht größer als eine junge Gans ist, hält sich ebenfalls an den Meeresufern auf, hatt Schwimmfüße und nährt sich von Fischen, Er schwimmt eben so gut unter als über dem Wasser. Sein Kopf und Hals sind aschgrau, Brust und Bauch dunkelblau, und der Rücken und die Flügel graubraun. — Der Bienenfän-

ger oder Promerops ist etwas größer als ein Krammetsvogel, lebt in hohen Gegenden, auf Bergen, und nährt sich von Bienen. Sein Gefieder ist sehr schön. Der Kopf, die Brust und die Flügelspitzen sind blaugrün und glänzend. Der Schwanz ist stahlblau und hat Federn von verschiedener Länge. Die längsten betragen 2½ Fuß. Oben auf den Flügeln befindet sich noch eine Lage Federn, die sich kraus in die Höhe krümmen. — Das Land hat an Fischen keinen Mangel, wol aber an Metallen, und nützlichen Mineralien überhaupt. Bisher hat man nur einen Thon gegraben, der an der Luft steinhart wird. Die Spanier bedienen sich desselben bei ihren Bauten. Diese Steine werden, wie die unsrigen, viereckig geformt, und sehen strohgelb aus. Da es hier keine Kalksteine giebt, so nimmt man zu Mauerwerken Kalk, der aus Muscheln gebrannt wird.

Kalifornien wurde schon im Jahre 1536 von Cortez entdeckt, aber es währte lange, ehe man es der Aufmerksamkeit würdigte. Erst im Jahre 1697 kamen die Jesuiten hieher, suchten die Einwohner zu gewinnen und zu bekehren, und errichteten einen Staat, der dem ihrigen in Paraguay ähnlich war. Um jeden von demselben abzuhalten und die errungenen Vortheile allein zu genießen, machten sie die abschreckendsten Schilderungen von diesem Lande. Endlich ward man aber gegen ihre Berichte mißtrauisch, und der König von Spanien schickte Leute ab, das Land näher zu untersuchen. Nun wurde der jesuitische Betrug bald entdeckt. Man entfernte diese Geistlichen, und setzte Dominikaner an ihre Stelle. Diese haben sich längs den Küsten zerstreut, in den besten Gegenden angebaut, und viele Indianer um sich her versammelt, welche sie nicht allein in der christlichen Religion, sondern auch in einigen der nothwendigsten Handarbeiten nothdürftig unterrichten, aber nichts weni-

ger als ihren Geist ausbilden; vielmehr lassen sie diese Menschen in Unwissenheit, und vernachlässigen sogar die gewöhnlichsten Handwerke. Ein solches Indianisches Dorf, nebst der Wohnung der Geistlichen, den Magazinen und der Kirche, nennt man eine Mission. Dergleichen sind in Alt-Kalifornien 15, wo die Dominikaner etwa 4000 bekehrte Indianer an festen Wohnplätzen neben sich gewöhnt haben. In Neu-Kalifornien haben die Franziskaner in 10 Missionen 5143 Indianer versammelt, und überhaupt seit Errichtung dieser Bekehrungsanstalten 7700 Menschen getauft. In jeder Mission befinden sich 2 Geistliche, von denen jeder 400 Piaster Jahrgehalt bekömmt, aber nicht in baarem Gelde, sondern in Waaren, die sie besser gebrauchen können. Daß das Bekehrungswerk äußerst mühsam sein muß, können wir aus dem Charakter und der Sprache der Kalifornier schließen.

Diese Eingeborne, welche von mittlerer Statur und starken Muskeln sind, eine niedrige Stirn, schwarze dicke Augenbraunen, eine kurze, oben eingedrückte Nase, dicke Lippen, weiße feste Zähne, langes Haar, welches sie kurz abschneiden, und einen starken Bart haben, den einige abnehmen; überhaupt häßlich gebaut sind; deren Gesicht Dummheit und Trägheit verräth, und ohne Ausdruck des Gefühls ist; die sich die Haut bemalen und die Ohren durchbohren, um Zierrathen hindurch zu stecken; und deren Körperfarbe gelb, aber durch ihre gewöhnliche Unreinlichkeit noch dunkler ist: diese Menschen sind aus Schwachheit unempfindlich und unbeschreiblich träge, erfinden und unternehmen nichts; nur was vor ihnen liegt, erregt ihre Aufmerksamkeit, was nicht in die Sinne fällt, geht über ihre Fassungskraft. Sie besitzen keinen Muth, keine Beharrlichkeit, keine Thätigkeit, keine Neugierde, keine Ruhmbegierde, werden von keinen Leidenschaften beherrscht, und müssen, bei ihren geringen Begriffen



und ihrer großen Sinnlichkeit, wie Kinder behandelt werden. Aus dieser kurzen Darstellung folgt, daß ihre Sprache nicht wortreich sein kann. Wirklich haben sie auch wenig oder gar keine abgeleitete Wörter, welche abstracte Begriffe ausdrücken, ohne welche es fast unmöglich ist, daß vernünftige Geschöpfe sich mit einander unterhalten können. Denn für alles, was keinen Leib hat, nicht in die Sinne fällt, für Gemüthsbeschaffenheiten, Tugenden und Laster, und für alles, wodurch man das zum geselligen Leben Erforderliche auszudrücken pflegt, besitzen sie kein Wort. — Mit Menschen von dieser Art, die sich so äußerst wenig für andre Dinge interessiren, ist auch wenig anzufangen, und es muß also wol eine fast übermenschliche Geduld dazu gehören, sie zu unterrichten. Glücklicherweise sind die Missionaire gute, menschenfreundliche, sanfte und wohlthätige Männer, die sich keine Mühe verdrießen lassen, so viel zu thun, als der Indianische Verstand zulässt. Diese Missionen sind so eingerichtet. Die Geistlichen haben ein eignes Haus, in dessen Nähe die Magazine für Lebensmittel und Kleidungsstücke stehen, welche, so wie die Kirche, von Backsteinen aufgeführt, aber mit Stroh gedeckt sind. Einige Kirchen enthalten ziemlich gute Gemälde, mehrentheils Copien von Italienischen Stücken, die ihre Wirkung auf die sinnlichen Indianer nicht verfehlen. Ein paar Gebäude sind zur Verfertigung wollener Decken und Tücher bestimmt, worin die christlichen Indianer gekleidet werden. Die Zubereitung der Wolle, das Spinnen und Weben sind Arbeiten der unverheiratheten Frauenzimmer. Diese werden, so wie die Weiber, von den Mannspersonen sehr geliebt; daher suchen die Geistlichen immer eine Anzahl von jenen in ihrer Gewalt zu behalten, als Bürgen für die Treue der Männer, und als Mittel, Feindseligkeiten gegen die Mission zu verhindern. Um desto sicherer zu gehen, pflegen die Geistlichen

diese Frauenzimmer des Nachts einzuschliessen. Auch suchen sie Kinder an sich zu fesseln, erziehen sie, halten sie reinlich, geben ihnen gute Speisen, bessere Kleider, und behandeln sie überhaupt sorgfältig. Denn ein Kind lässt sich immer noch eher ziehen, als ein bejahrter Wilder. Die beiden Mönche haben einen umzäunten Garten, der einige Morgen groß ist, und worin sie etwas Obst, und darunter auch Feigen, Pfirsichen und Küchengewächse gewinnen. Seitwärts von ihrer Wohnung ist das Indianische Dorf, das aus kegelförmigen, elenden Hütten besteht, die 4 Fuß hoch sind und deren Durchmesser 6 Fuß beträgt. Eine solche Hütte ist bald gemacht. Man steckt armsdicke Stangen kreisförmig in die Erde, bindet sie oben zusammen, daß eine Art von Wölbung entsteht, verflechtet die Stangen mit Zweigen, belegt das Ganze mit trockenem Grase und Binsen, lässt oben eine Öffnung, welche die Dienste des Fensters und des Schornsteins zugleich versieht, und unten eine andere, welche die Thüre vorstellt. Diese Wohnungen stehen 4 Fuß von einander in geraden Linien, und bilden kleine rechtwinklige Gassen, die aber sehr schmutzig sind. Die Missionaire fangen indeß jetzt an, ihren Schülern bessere Wohnungen zu bauen. Sie sind zwar auch klein, aber doch bequem, nach Europäischer Art, und die Wände mit Rasen und Lehm ausgeklebt; sie enthalten unten 2 Stuben und oben Dachkammern. Hinter jedem Hause befindet sich ein eingezäunter Platz, um Federvieh halten und Gemüse gewinnen zu können. Ein Indianisches Dorf enthält 4 bis 800 Einwohner. Der Zustand derselben ist von dem der Neger wenig unterschieden, nur daß jene mit mehr Menschlichkeit behandelt werden. Diese Neubekehrten werden durch eine Glocke zur Kirche, zur Arbeit und zum Essen zusammengerufen. Die Paters, welche ein strenges und elendes Leben führen, haben die geistliche und leibliche Aufsicht über sie, lassen sie, wo möglich,

gar nicht aus den Augen, führen sie zur Arbeit, zur Kirche und zum Gebete, und nehmen den Ertrag der Erde in Verwahrsam. Der Indianer muß, Sonn- und Festtage ausgenommen, die zur Ruhe und zum fünfstündigen Gottesdienste bestimmt sind, täglich 7 Stunden arbeiten und 2 Stunden beten. In der Lebensart bringt hier kein Tag eine Änderung hervor. Indianer und Geistliche stehen mit der Sonne auf, und hören zuerst eine Messe, die eine Stunde dauert, während welcher mitten auf einem Platze vor der Kirche in drei großen Kesseln eine Suppe von geröstetem Gerstenmehle gekocht wird, welche die Eingebornen gerne essen, ob sie gleich nicht die geringsten Zuthaten, nicht einmal an Butter und Salz, bekömmt. Von dieser Speise erhält, nach geendigter Messe, jede Hütte des Dorfes, in einem baumrindenen Gefäße, eine für alle Bewohner derselben eingerichtete Portion; und ist alles gehörig vertheilt, so giebt man den Kindern, die den Katechismus am besten hersagen können, das, was am Rande der Kessel sitzen bleibt. Nach drei Viertelstunden — denn so viel Zeit wird ihnen zum Frühstücken gegeben — geht jeder, unter Aufsicht der Mönche, an seine Arbeit, die im Pflügen, Graben und ähnlichen den Mannspersonen zugetheilten Verrichtungen besteht. Die Weiber besorgen das Hauswesen, verfertigen die Kleider, rösten Gerste und machen Mehl, wozu sie sich der Handmühlen bedienen. Einige spinnen auch Wolle, und andere weben grobe Zeuge. Das Rösten geschicht in Körben von Rinde, welche sie so schnell über glühende Kohlen drehen, daß die Hitze das Getreide aufquellt und dörrt, ohne den Korb anzugreifen. Zu diesem Geschäfte bekommen sie jeden Morgen ein bestimmtes Maß Gerste, wovon sie, bei Ruthenstrafe, nichts entwenden dürfen. Mittags giebt die Glocke das Zeichen zum Essen. Schnell verlassen die Arbeiter ihr Tagewerk, um sich ihre Mahlzeit zu

holen. Sie besteht auch in einer Suppe, welche aber dicker als die erste ist, denn das Mehl wird mit Bohnen und Erbsen vermischt. Um 2 Uhr fangen die Arbeiten wieder an, und werden um 4 oder 5 Uhr von einem Abendgebete verdrängt, das eine gute Stunde währt; und endlich macht eine dünne Mehlsuppe den Beschluß der Tagesordnung. Versäumt der Indianer etwas, oder richtet er sich nicht streng nach den Befehlen der Geistlichen, so folgt die Strafe dem Vergehen auf dem Fuße nach. Mannspersonen bekommen derbe Schläge mit dem Stocke, Frauenzimmer mit der Ruthe; jene öffentlich, diese insgeheim. Die weibliche Züchtigung wird ihnen von ihren Kaziken zuerkannt. Dies sind ebenfalls Indianer von derselben Gemeinde, welche, im Fall sie nicht wegen Vergehen von der Wahl durch die Geistlichen ausgeschlossen sind, von den übrigen gewählt werden. Jede Mission hat drei solcher Kaziken. Sie sind verpflichtet, in der Kirche die Ordnung zu erhalten und die Befehle der Missionaire zu vollziehen. — Nicht selten fällt es einem Indianer ein, aus der Mission zu den Seinigen, den Unbekehrten, zu entfliehen. Dann wird er dreimal vorgeladen, und erscheint er nicht, so läßt man ihn von zwei Soldaten mit Gewalt zurückholen; und die Wilden, zu denen er seine Zuflucht genommen hat, sind so furchtsam, daß sie es nicht wagen, ihn gegen die wenigen abgeschickten Krieger zu vertheidigen. Der Entwichene erhält bei seiner Zurückkunft eine nachdrückliche Züchtigung. Betragen sich aber die Indianer gut, so erhalten sie von den Geistlichen zur Belohnung etwas Getreide, woraus sie sich in Asche dünne Kuchen backen, und an Festtagen giebt man ihnen Rindfleisch, welches einige, vielleicht vor Begierde, roh essen. Zuweilen ist ihnen die Jagd und der Fischfang erlaubt. Zu jener bedienen sie sich des Bogens und der Pfeile. Um aber das Thier desto sicherer zu treffen, suchen

sie mit List so nahe als möglich heranzukommen. In dieser Absicht umgeben sie sich mit der Haut eines Thieres, die dem nachgestellten ähnlich ist, verbergen ihre Waffen, schleichen sich hinzu, indem sie die Bewegungen des Wildes sehr geschickt nachzuahmen wissen; und haben sie sich dem getäuschten Thiere bis auf 8 Fuß genähert, so nehmen sie des Augenblicks wahr, wenn es nicht auf sie hinsieht, um den Pfeil abzudrükken, der es gewöhnlich auf der Stelle erlegt. — Zum Fischen bedienen sie sich schlechter, 10 Fuß langer, 4 Fuß breiter, aus Binsen und getrocknetem schilfartigen Grase verfertigter Canots. Diese Baumaterialien werden in Bündel, welche die Länge des Schiffes haben, so verbunden, daß das Schiff hinten und vorne gleich spitz zugeht. Bei gutem Wetter kommt zwar keine Nässe hindurch, aber im Sturm ist es gefährlich, sich solchen leichten Fahrzeugen anzuvertrauen. Der Indianer wagt es doch. Das Schiffchen wird durch Ruder in Bewegung gesetzt. — Haben sie einen guten Fang gethan, so geben sie ihren geistlichen Herren, die so viel Gewalt über sie haben, und von denen sie glauben, daß sie mit der Gottheit in Verbindung stehen und sie täglich auf den Altar herabbringen, einen guten Theil davon ab. — Die Weiber erziehen in und bei ihren Hütten Hühner. Dieses Geflügel, nebst der Hütte, den Kleidern und dem Jagdgeräthe, sind das Eigenthum der Indianer, das sie einander nicht stehlen, obgleich ihre Wohnungen immer offen stehen. Das einzige, was sie thun, um anzuzeigen, daß die Bewohner des Hauses nicht gegenwärtig sind, ist, daß sie ein Bund Stroh quer vor die Thüre legen. Ein anderes Eigenthum, als die angeführten Stücke, kennt der Indianer in der Mission nicht, denn ihre Ärnten, und alles was sie hervorbringen, müssen sie den Geistlichen geben, die ihrer Seits die Indianer kleiden und nähren. — Den Missionen fehlt es übrigens immer noch an

vielen Nothwendigkeiten, an Fabrikaten, Instrumenten, Geräthschaften, Eisen ꝛc.

Die wilden Indianer haben sich in mehrere Völkerschaften getheilt, die, obgleich nicht entfernt, doch abgesondert von einander leben, und verschiedene Sprachen reden. Sie wissen von keiner Religion. Viele von ihnen wohnen in Hütten, dergleichen ich oben beschrieben habe, bedecken sie aber selten vollständig, weil sie immer frische Luft haben wollen; und ist das Haus voll Ungeziefer, woran es bei ihrer Unreinlichkeit nicht fehlen kann, so verbrennen sie es, denn das neue ist bald wieder aufgerichtet. Viele aber geben sich nicht einmal die Mühe, eine menschliche Wohnung zu bauen; sie lagern sich lieber in Hecken, unter Bäumen, in Felsenklüften, kurz, wo sie zukommen, nähren sich von wilden Kräutern, Beeren und Thieren, und gehen meist nackt. Die Weiber hüllen sich in einen Mantel von gegerbter Hirschhaut, woraus sich die Bekehrten ein Leibchen mit Ermeln verfertigen, und dazu einen Rock von Hirschhaut und eine kleine Schürze von Binsen tragen. Die männliche Kleidung der reichsten in den Missionen besteht in einem Mantel von Seeotterfellen, der bis auf die Lenden reicht; der Träge aber wickelt sich in ein Stück Leinwand und in ein Mäntelchen von Kaninchenfell, das unter dem Kinn zugebunden wird und bis auf die Hüften hängt. — Jeder Indianer geht gewöhnlich mit entblößtem Kopfe, nur einige setzen einen Strohhut auf. Die Knaben werden nicht bekleidet, und die Mädchen tragen bis ins neunte Jahr einen Gürtel. Die Wilden brennen das Haar ab, und streichen den Leib, zur Abhaltung der Insekten, roth an, bei der Trauer aber schwarz. Das thun die Bekehrten auch. Bei manchen dieser Völkerschaften erfordert die Trauer über den Tod eines nahen Verwandten die Abnahme eines Fingergliedes. Sie fangen damit

bei dem kleinen Finger einer Hand an. Sind nun beide Finger ganz weg, und hat das Trauern noch kein Ende, so geht es an die folgenden. Diese Trauer ist ziemlich hart; aber man findet etwas ähnliches auch bei andern Nationen. Überhaupt sind sie ihren Freunden sehr treu, und beweinen den Verstorbenen noch lange, nehmen es auch übel, wenn man dessen Namen in ihrer Gegenwart nennt. Weit weniger hängen sie an ihrer Familie. Die Kinder bekümmern sich nicht um den Vater, und verlassen ihn, wenn sie sich selbst ernähren können. Die Mütter werden mehr geliebt; aber diese erziehen auch ihre Kinder sehr gelinde, und schlagen sie nie, außer wenn sie in Kindergefechten keinen Muth zeigen. Die Alten, die zur Arbeit untauglich geworden sind, werden unterhalten und geehrt. So feige diese Horden sind, so bekriegen sie doch einander. Um sich Muth zu verschaffen, pflegen sie von einem getödteten Oberhaupte, oder von einem in der Schlacht gebliebenen tapfern Manne ein Stück Fleisch abzuschneiden und zu essen. Allen gebliebenen Feinden ziehen die Sieger die Haut vom Kopfe, und stechen ihnen die Augen aus, welche sie als Siegeszeichen lange vor der Fäulniß zu bewahren wissen. Die große Veränderung in der Temperatur der Luft erzeugt verschiedene, auch bei uns gewöhnliche Krankheiten. Sie bedienen sich dagegen innerlich der Tisanen, äußerlich zerstoßener Kräuter, und warmer Bäder. Sie graben nemlich eine Grube, die 1 Fuß tief, 2 Fuß breit, und so lang ist, daß sich der Kranke hinein legen kann, und zünden sowol in der Gruft, als auf dem ausgegrabenen Sande ein Feuer an. Nachdem alles wohl erhitzt ist, lässt sich der Kranke nackt in die Grube und wird mit dem warmen Sande bis ans Kinn bedeckt. Die Hitze bringt ihn in Schweiß, und nachdem er sich zugleich mit der Erkältung der Erde allmählig abgekühlt hat, badet er sich in der See. Hat sich jemand einen Knochen

zerbrochen, so bringt man die Stücke in ihren Berührungspunkten zusammen, und legt darum eine Bandage von Baumrinde und ledernen Riemen. Stirbt jemand, so wird die Leiche verbrannt, und die Asche in öffentlichen Begräbnißplätzen beigesetzt. Sie haben Ärzte; aber diese Leute sind Possenreißer, die sich das Vertrauen ihrer Landsleute durch vorgebliche Eingebungen und durch Mienenspiel erwerben. Ein Mord kommt selten vor, und wenn er sich ereignet, so wird er durch allgemeine Verachtung bestraft. Wird aber einer von Vielen erschlagen, so glaubt man, er habe es verdient: denn ohne sein Verschulden hätte er nicht so viele Feinde gehabt. Zu ihren besondern Vergnügungen gehören zwei Spiele. Das eine besteht darin, daß man sich bemüht, einen Stock durch einen Reif zu stoßen, der nur 3 Zoll im Durchmesser hat, und in beständiger Bewegung erhalten wird. An dem andern nehmen 4 Personen Antheil, wovon 2 und 2 einander gegenüber sitzen. Einer von der Gesellschaft verbirgt ein Stückchen Holz in einer seiner Hände, und unterdeß sein Mitspieler durch allerlei Gebehrden die Aufmerksamkeit der beiden Gegenspieler von jenem auf sich zu lenken sucht, müssen diese, welche schweigend die Gebehrden des einen Spielers beobachten, zu errathen suchen, in welcher Hand das Stückchen Holz verborgen ist. Glasperlen sind der Gewinnst, um welchen gespielt wird.

Die Spanier behaupten Kalifornien, worin 20000 katholische Einwohner gerechnet werden, die den achten Theil der ganzen Volksmenge ausmachen, durch 280 bis 300 Reiter, welche in 5 kleinen Forts, Monterey, St. Franzisco, St. Barbara, St. Diego und Loretto, garnisoniren, und zu 4 bis 5 Mann in den 25 Missionen vertheilt sind. Von jenen militärischen Posten liegen die vier ersten in Nord-, der letzte in Süd-Kalifornien. Ein solcher Posten liegt am Meere, hat einen Ha-

fen, und ist nichts weiter, als ein längliches mit Erdwällen umgebenes Viereck, dessen großer Thorweg in den innern Hofraum führt, der die Gebäude für die Besatzung und eine von Steinen dauerhaft gebaute Kirche enthält. Die Wohnungen sind schlecht, bloß mit Schilf und Stroh gedeckt; selten sind die Stuben gedielt, und statt der Glasfenster haben sie bloß Öffnungen nach dem Hofe heraus. An jeder Ecke des Erdwalls ist ein kleines Blockhaus, etwas höher als der Wall, worauf Kanonen gepflanzt werden können. Dergleichen Instrumente sind zwar da, aber in geringer Anzahl und in schlechtem Zustande; den meisten fehlen die Lavetten. Jeder Soldat, von denen sich viele mit Indianerinnen verheirathen, und Handwerke treiben, erhält jährlich 217 Piaster Besoldung; dafür muß er sich aber alles anschaffen, was er gebraucht: sein Pferd, seine Kleidung, seine Nahrungsmittel rc.; daher sind diese Posten mit Hausthieren, vornemlich mit Rindvieh und Pferden hinlänglich versehen; auch bauen sie so viel Getreide, als sie nöthig haben; aber es fehlt ihnen doch fast an allen Bequemlichkeiten, und so führen sie ein kümmerliches Leben. Der Commendant, welcher Kalifornien regiert, und in dem von Mexico 1100 Seemeilen entfernten Hauptorte Monterey sich aufhält, verkauft den Soldaten Pferde und Rindfleisch zu bestimmten Preisen. Ein gutes Pferd kostet 8, und ein Ochs 5 Pi[illegible]. Die Einkünfte davon gehören der Krone.

Außer den Missionen und Posten, welche man auch Presidios nennt, und worin ein Lieutenant oder Fähnrich commandirt, sind hier auch verschiedene Pueblos, oder Dörfer, für ausgediente Soldaten, die nicht in ihr Vaterland zurückkehren wollen. Jedes Dorf enthält etwa 30 bis 40 dieser Invaliden, wovon die meisten verheirathet sind. Sie erhalten ein Stück Land zum Anbau, nebst den dazu erfor-

der-

derlichen Geräthschaften, üben ihre Kinder in den Waffen, und stehn unter der Jurisdiction jener Commendanten, von welchen sie zuweilen besucht werden, um ihre Streitigkeiten zu schlichten, und die nöthigen Anordnungen und Verbesserungen zu treffen. Sind sie nicht mit den Aussprüchen dieser Richter zufrieden, so steht ihnen die Appellation an den Statthalter frei. — Bis jetzt fließt der größte Vortheil, den die Spanier aus Kalifornien ziehen, aus der Perlenfischerei und dem Meerotterfange.

Beiläufig können wir nun, vom Hafen St. Franzisco aus,

die Nordwestküste

befahren, worunter ich die Küste verstehe, die sich vom Vorgebirge Mendocino nach Nordwesten krümmt, und bis zum Eiscap, also vom 40½ bis 70½ Grad nördlicher Breite erstreckt. Dieser Strich enthält, wegen seiner starken Biegungen, über 300 Deutsche Meilen Länge. Das nördliche Ende ist bestimmt, weil, wie auch schon der Name desselben anzeigt, das Eis jedes weitere Vordringen verhindert; allein die südliche Grenze ist durch Cap Mendocino eigentlich nicht bestimmt, weil die Spanier immer weiter nach Norden vorzurücken suchen. Ich habe also nur darum diesen südlichen Punkt angenommen, um die nun folgende Küste von den Spanischen Besitzungen besser zu unterscheiden. Im Grunde fängt die Nordwestküste Amerikas bei der Südspitze Kaliforniens an.

Dieses Küstenland, von welchem wir durch die Bemühungen der Herren Cooke, Dickson, Vancouvre, la Peyrouse ꝛc. in den neuesten Zeiten nähere Nachrichten erhalten haben, wird von Süden nach Norden in Neu-Albion, Neu-Georgien, Neu-Hanover, Neu-Cornwallis, Neu-Nor-

folk, Prinz Wilhelms-Sund und Alaschka getheilt, welches letztere eine Halbinsel ist, worauf noch ein nördlicher Strich bis zum Eiscap folgt. Die Ufer sind nicht durchweg von gleicher Beschaffenheit. In mehrern Gegenden sind sie felsig oder mit Schneebergen besetzt, mit vorliegenden Inseln, Klippen und Sandbänken; in andern sind sie niedrig und morastig; verschiedene erheben sich allmälig bis zu den entfernteren Schneebergen, von welchen sich Ströme herunter stürzen; in andern Gegenden steigen die Felsen senkrecht aus dem Meere empor, und machen mit den unzähligen Klippen die Schiffahrt sehr gefährlich. Die Küste bei Cooks Einfahrt ist eine sehr wilde Gegend mit hohen Bergen, worunter sich auch unter dem 60sten Grade ein Vulkan befindet. Je weiter man nach Norden kommt, desto mehr zeigen sich Schnee, Eis und ungeheure Eisschollen. Aber südlicher finden wir Gegenden, welche die schönsten Ansichten gewähren. Überhaupt ist das Ufer der mildern und nördlichern Striche vom Meere tief eingeschnitten, welches viele Buchten, Häfen, größere und kleinere Meerengen und Meerbusen bildet.

Fahren wir um Neu-Albion herum, so kommen wir vor der Mündung des mit Lachsen, Stören, Heringen, Platt- und andern Fischen reichlich versehenen Columbia-Flusses vorbei; und nun folgen in Neu-Georgien Joh. de Fuca's-Einfahrt, von welcher man bis auf Vancouver's Berichtigung glaubte, daß sie der Eingang zu einer Durchfahrt nach der Hudsonsbai wäre; Vancouvers-Insel, auf deren westlicher Küste der Nutka-Sund liegt, dessen Besitz zwischen den Spaniern und Engländern einen hartnäckigen Streit veranlasst hat, weil jeder von beiden Theilen das Recht zu haben glaubte, sich den Fang der Seeottern, welche sich längs den genannten Küsten in großer Menge aufhalten, und den Handel mit den Fellen dieser Amphibien allein zu-

zueignen. Die Spanier haben in diesem Streite nachgegeben. Nun folgen in Neu-Hanover, der Königin Charlotten-Sund, dessen Fortsetzung die Johnstonstraße ist, der große Nepian-Sund, welcher die Königin Charlotten-Insel von kleinern Inseln trennt, die ebenfalls durch schmale Meeresarme vom festen Lande abgesondert sind. Weiter hin ist der Prinz Wilhelms-Archipelagus in Neu-Cornwallis, welcher aus mehrern kleinern durch Meerengen vom festen Lande getrennten, und einer großen Insel besteht, die den beiden obgenannten an Umfange wenig nachgiebt. Der Christian- und Prinz Friedrichs-Sund scheiden diese Insel-Gruppe von der Admiralitäts-Insel, und Georg III-Archipel, von welchem jene östlich näher an der Küste liegt, und diese, worauf sich der Norfolk-Sund befindet, durch die Chattams-Straße östlich von jener, und nördlich durch den Croß-Sund vom Neu-Norfolk getrennt wird. In eben dem Landstriche liegt etwas nördlicher, nicht weit vom Vorgebirge Schönwetter, unter 58° 36′ nördlicher Breite, der vorzügliche von hohen steilen Bergen, Gletschern und einem 3 bis 400 Klafter langen Felsendamme gebildete Hafen der Franzosen oder Port François. In der Mitte des Dammes ist eine Durchfahrt. Weiter nach Norden folgen die Behrings-Bai, alsdann der Prinz Wilhelms-Sund, wozu mehrere kleine Inseln und eine ziemlich ansehnliche bergige Halbinsel gehören, die nördlich durch eine Landenge mit dem festen Lande zusammenhängt, südlich sich verengt, und westlich durch Cooks-Einfahrt von den gegenüberliegenden felsigen Küsten geschieden wird. In diesen Gegenden sind Russische Niederlassungen. Von der Landenge an krümmt sich das Ufer nach Südwesten, und bildet die Russische Halbinsel Alaschka, von deren westlicher Spitze die Fuchs- und Aleutischen In-

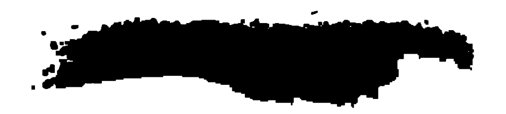


seln sich nach Kamtschatka erstrecken. Südöstlich von Alaschka, zwischen dem 57 und 58sten Grad nördlicher Breite, liegt die Insel Kodiack, und auf der nördlichen Seite die Bristol-Bai. Nun wendet sich die Küste nach Nordwesten, bis zur westlichsten Spitze von Amerika, dem Prinz Wallis-Cap, unterm 66sten Grade nördlicher Breite, welches mit dem in Asien gelegenen Ostcap eine Meerenge bildet, die beide Erdtheile von einander trennt, und die Cooks- oder Behringsstraße genannt wird; worauf sich die Küste nach Nordosten ausdehnt, wo man aber wegen der Eisfelder nur bis zu 70½ Grad nördlicher Breite, bis zum Eiscap, hat kommen können. Wahrscheinlich nehmen nun die Ufer des Eismeeres eine östliche Richtung, so daß man, wenn die Eisfelder nicht das gewöhnliche Hinderniß wären, um Nordamerika herum nach Europa hinfahren könnte.

Das ganze Küstenland, von dem ich bis jetzt geredet habe, ist mehrentheils nur in der Nähe des Ufers untersucht worden. Diesen Beobachtungen zufolge, zieht sich von Süden nach Norden um die Küsten ein Gebirge herum, das sich dem Meere hier mehr, dort weniger nähert, mehrere Äste nach Abend hin ausbreitet, und sich in vielen Vorgebirgen endigt. Diese Gebirgskette enthält, außer den stark mit Holz und Kräutern bewachsenen Hügeln, auch nackte, kahle Berge mit beschneiten Gipfeln, welche Gletscher einschließen. Die eigentlichen Schnee- und Eisberge fangen aber erst beim Croß-Sund an, und ziehen sich nördlich fort; südlich von diesem Sunde haben sie mehrentheils ein gefälligeres Ansehen. Einige Berge zeichnen sich durch ihre Höhe vor allen andern aus. z. B. der St. Helena-Berg, der Rainier, und der gabelförmige Olymp in Neu-Georgien; der 200 Klafter hohe Hyacinth, ohnweit dem Norfolk-Sunde, und vorzüglich der St. Eliasberg, unterm

60sten Grade nördlicher Breite, der sich mitten unter Schneebergen 8 bis 12 Meilen landeinwärts, 1980 Klafter über die Meeresfläche erhebt. Unter dem 60sten Grade nördlicher Breite und 223sten Grad Länge von Ferro, ist ein Vulkan. In einigen Strichen, als um Nutka-Sund, spürt man auch Erdbeben.

Die Güte des Bodens ist nicht überall gleich. Im Süden, wo das Clima milder ist, als unter gleichen Breite-Graden der Ostküste Amerikas, zeigt er größere Fruchtbarkeit, als weiter gegen Norden, wo das Land mehrentheils unter Schnee und Eis begraben liegt. An mehrern Orten erhebt sich der Boden allmälig vom Gestade, als in Neu-Albion und Neu-Georgien; in andern, als in Prinz Wilhelmssund, ist er mehrentheils morastig und mit Moos bewachsen. Mehrere Landstriche sind sandig, steinig und bergig, andere aber enthalten Ebnen, Wüsten, Waldungen, und haben das Ansehn fruchtbarer Landschaften, vornemlich südlich vom Croß-Sund. Selbst die sandigen Gegenden sind mit Holz und Gesträuch bewachsen. Mehrentheils ziehn sich längs der Küste Waldungen hin, die sich östlich bis zu den höchsten Bergen ausbreiten, und aus verschiedenen Baumarten bestehen, als aus Tannen, unter denen man Bäume von 140 Fuß Höhe und 6 Fuß Dicke antrifft; Fichten, Pappeln, Buchen, Weiden, Ahorn, Erlen, Eiben, Taxus, Zwergeichen, Eschen, Eichen, Holzäpfel und wilden Kirschbäumen, Lebensbäumen, Holunder, 6 bis 8 Fuß hohen Erdbeersträuchen, Haselsträuchen, Zwergweiden, Himbeer- und Stachelbeersträuchen :c. Je mehr man aber von Neu-Norfolk nach Norden kömmt, destomehr nimmt die Größe und die Anzahl der Bäume ab. Dagegen schwimmt hier Treibholz an. — Außer den Bäumen sind die übrigen bisher entdeckten Gewächse unbedeutend. Man hat nichts gefunden, als wilden Sellerie,



Sauerampfer, Eichorien, Türkische Wicken, Angelika, Veilchen, Rosensträuche, mehrere Arten Futterkräuter, viele kleine Pflanzen mit schönen Blumen, Meerfenchel, Hackensenf, einige Arten wilder Erbsen, Zwiebeln, welche viele Einwohner zur Speise aufsuchen. Gewöhnlich treiben die Eingebornen keinen Landbau; indeß hat man doch hin und wieder, als auf den Königin Charlotten-Inseln, und weiter nach Osten bemerkt, daß sie eine Pflanze anbauen, die mit dem Taback Ähnlichkeit hat. — Da man noch nicht tief ins Land hinein gekommen ist, so kann auch von den dortigen Landthieren nicht viel bekannt sein. Man hat nur schwarze Bären, Eichhörnchen, Marder, Hermeline, Murmelthiere, Stinkthiere, Ratten, Mäuse und Hunde gesehen. Wahrscheinlich hat das innere Land die Thiere mit dem übrigen Nordamerika gemein. Die Hunde sind hier die einzigen Hausthiere, und die Einwohner bedienen sich ihrer Haare, die sie dicht an der Haut abscheeren, zur Verfertigung von Kleidungsstücken. Dagegen enthalten das Meer, die Engen, Buchten und Ströme desto mehr Fische und Geflügel. Außer den Wallfischen ist die Menge der Lachse, Forellen, Heringe, Heilbutten, Schollen &c. unbeschreiblich groß; eben so die Anzahl der verschiedenen Muscheln und Schnecken, der Meven, Seeraben, Meerelstern, Meerschwalben, Taucher, Änten, Pelikane, Wasserhühner, Seetauben, Sturmvögel, Rottgänse, Eisvögel; und in den Wäldern sind Spechte, Rebhüner, Lerchen, Grasemücken, Nachtigallen, Amseln, Haselhühner, Krähen, Raben, Habichte und weißköpfige Adler. — Auch hat man kleine schwarze Schlangen, Eidechsen, Frösche und sehr viele und verschiedenartige Insekten bemerkt. An den Küsten sind vorzüglich viel Seeottern. — Von Mineralien hat man Eisenerz, Kalkerde, Thonerde, Agat, Feuersteine

und Magnesia gefunden, und man glaubt, daß die Berge Eisen, Kupfer, Steinkohlen, Schiefer 2c. enthalten.

Viele Landstriche scheinen sehr schwach, manche gar nicht bevölkert zu sein. Die Einwohner, die sich in der Sprache, den Geisteskräften und Geschicklichkeiten einigermaßen unterscheiden, in den wesentlichen Stücken aber übereinkommen, scheinen nach Beschaffenheit der Jahreszeit ihre Wohnplätze zu verändern, so daß sie im Frühjahre sich der Küste nähern, im Anfange der rauhen Witterung aber sich tiefer ins Land hinein begeben. Sie bilden mehrere Völkerschaften, und stehen unter gewissen Oberhäuptern, die aber keine Landeshoheit haben. — Die nördlichsten Einwohner nicht mit gerechnet, welche Eskimos sind, die wir weiter unten kennen lernen werden, sind die übrigen von mittlerer Größe, einige von schwachem Körberbau, andere stark und untersetzt; viele haben einen angenehmen schlanken Wuchs. Die Farbe ihres Körpers ist braun oder olivenfarbig; die Kinder aber kommen so weiß zur Welt, wie die Europäer. Viele haben eine etwas niedrige Stirn, schwarze, lebhafte Augen, starke, meist gewölbte Augenbraunen, eine große regelmäßige Nase, etwas weite Nasenlöcher, keine dicken Lippen, einen mäßig großen Mund, schöne Zähne, welche einige Horden mit Sandstein bis aufs Zahnfleisch abzufeilen pflegen; braunes, auch langes schwarzes Haar, das sorgfältig gekämmt, und von einigen hinten, von andern vorn auf der Stirn in einen Knoten zusammen gebunden, von vielen stark, von andern weniger mit Fett und Farben eingerieben, von vielen dicht am Kopfe abgeschnitten wird; lange Nägel, und einen Bart, zuweilen auch einen Schnurrbart. Es giebt freilich auch Völkerschaften unter ihnen, deren Körperbau sehr unansehnlich ist; die meisten aber, vorzüglich nach Mittag zu, würden den Europäern wenig nachgeben,



wenn sie sich nicht durch ihre Zierrathen verunstalteten. Sie streichen nemlich den Körper mit allerlei Farben an, und bedienen sich dazu mehrerer Materien, als Ocker, Ruß, Thran und einer glänzenden dem Bleierz ähnlichen Masse, und unterscheiden sich nur in dem stärkern oder schwächern Gebrauch dieser Malerei. Einige haben einen weißen, andere einen rothen, schwärzen, bleifarbigen und scheckigen Anstrich. Ziehn sie aber in den Krieg, so werden die Farben so stark und abstechend aufgetragen, daß sie davon ein fürchterliches Ansehn bekommen. Zugleich punktiren sie das Gesicht, machen sich mit scharfen Eisen, welche sie an den Zähnen abschleifen, auf der Brust und den Ärmen Narben; durchbohren sich die Ohren und die Nase, um kleine knöcherne Zierrathen hindurchzustecken; doch begnügen sich einige allein an der Verzierung der Ohren; hängen Muschelnschnüre um den Hals, wovon sie, je nachdem ihnen ein Appetit ankommt, mehr oder weniger genießen; tragen Armringe und Halsbänder, und pudern sich die Haare mit den weißen Flaumfedern junger Seevögel. Eine ganz besondre Zierde der Weiber, die sich auf den Ärmen bleibende Figuren zu punktiren pflegen, ist folgende: sie schneiden die Unterlippe durch, so lang als der Mund ist, und stecken in diese Spalte ein Stück Holz von einem halben Zoll Dicke, dessen Oberfläche wie ein Löffel ausgehöhlt ist. Die Lippe, welche durch diesen Zwang an 3 Zoll hervortritt, ruht auf dem Holze. Das Ganze verunstaltet das Gesicht. Diese Zierde, welche wahrscheinlich nur dem vornehmen Frauenzimmer zukommt, herrscht überall, vom 50 bis 61sten Grade. Hat ein Mädchen das 14te oder 15te Jahr erreicht, so durchsticht man ihr die Unterlippe in der Mitte, und steckt einen Draht hindurch, damit die Öffnung bleibe, welche nachher durch größere Stückchen Holz so lange erweitert wird, bis sie die gehörige Länge erreicht hat. Außer dieser

Ver-

Verzierung pflegen andere auch die Unterlippe mit 3 senkrechten Punktstreifen zu bezeichnen, wovon 2 von den Mundwinkeln herablaufen, und die dritte zwischen jenen über die Lippe bis ans Kinn reicht. — Die meisten Völkerschaften gehen nackt, allenfalls hängen sie ein Fell um die Schultern, bedecken auch wol den Kopf mit einem Strohhute, oder puzzen sich mit Adlerfedern, oder setzen eine Mütze, woran 2 Hörner sind, oder das Fell eines mit einem hölzernen Käppchen gefütterten Bärenkopfes auf. Einige tragen kurze Hemden von Seeotterfellen; andere, vornemlich im Süden, bedecken sich fast ganz mit solchen und andern Häuten. Die Männer sind in ihrer Kleidung nachlässiger, als die Weiber. Diese tragen häufig ein Obergewand von gegerbten Häuten, das vom Kopfe bis auf die Füße reicht, und darunter einen Rock aus wärmern Fellen, von den Hüften bis ans Knie. Wo aber der Mann fast nackt geht, da hängt sich das Weib ungegerbte, oft sehr übel riechende Thierfelle um Schultern und Hüften. Doch sind ihre Kleider nicht durchgehends von Fellen oder Leder. Die Frauenzimmer verfertigen sie auch von Fichtenrinde, und von einem wollenen Zeuge, zu dessen Bereitung sie die wolligen Haare ihrer Hunde mit der weichern Wolle eines Thieres, das sich mehr landeinwärts aufhalten muß, vermischen. Ein rindenes Kleid wird mit Seeotterfell besetzt, und überdies mit sehr fein gesponnenem wollenen Garne eingefasst, dem sie mancherlei Farben, besonders die hellgelbe, zu geben verstehen. Diejenigen Völkerschaften, die mit Europäern handeln, — denn zuweilen kommen Spanische, Englische und Russische Schiffe hieher — tauschen sich Leinwand, blaues Tuch und andere wollene Zeuge ein. Die Füße beschuhen sie gewöhnlich nicht, ob sie gleich der steinige Boden dazu einladet. Unternehmen sie daher im Sommer eine Reise, so bedienen sie sich ihrer Kähne, und im Winter

wenn sie sich nicht durch ihre Zierrathen verunstalteten. Sie streichen nemlich den Körper mit allerlei Farben an, und bedienen sich dazu mehrerer Materien, als Ocker, Ruß, Thran und einer glänzenden dem Bleierz ähnlichen Masse, und unterscheiden sich nur in dem stärkern oder schwächern Gebrauch dieser Malerei. Einige haben einen weißen, andere einen rothen, schwärzen, bleifarbigen und scheckigen Anstrich. Ziehn sie aber in den Krieg, so werden die Farben so stark und abstechend aufgetragen, daß sie davon ein fürchterliches Ansehn bekommen. Zugleich punktiren sie das Gesicht, machen sich mit scharfen Eisen, welche sie an den Zähnen abschleifen, auf der Brust und den Ärmen Narben; durchbohren sich die Ohren und die Nase, um kleine knöcherne Zierrathen hindurchzustecken; doch begnügen sich einige allein an der Verzierung der Ohren; hängen Muschelnschnüre um den Hals, wovon sie, je nachdem ihnen ein Appetit ankommt, mehr oder weniger genießen; tragen Armringe und Halsbänder, und pudern sich die Haare mit den weißen Flaumfedern junger Seevögel. Eine ganz besondre Zierde der Weiber, die sich auf den Ärmen bleibende Figuren zu punktiren pflegen, ist folgende: sie schneiden die Unterlippe durch, so lang als der Mund ist, und stecken in diese Spalte ein Stück Holz von einem halben Zoll Dicke, dessen Oberfläche wie ein Löffel ausgehöhlt ist. Die Lippe, welche durch diesen Zwang an 3 Zoll hervortritt, ruht auf dem Holze. Das Ganze verunstaltet das Gesicht. Diese Zierde, welche wahrscheinlich nur dem vornehmen Frauenzimmer zukommt, herrscht überall, vom 50 bis 61sten Grade. Hat ein Mädchen das 14te oder 15te Jahr erreicht, so durchsticht man ihr die Unterlippe in der Mitte, und steckt einen Draht hindurch, damit die Öffnung bleibe, welche nachher durch größere Stückchen Holz so lange erweitert wird, bis sie die gehörige Länge erreicht hat. Außer dieser

Ver-

Verzierung pflegen andere auch die Unterlippe mit 3 senkrechten Punktstreifen zu bezeichnen, wovon 2 von den Mundwinkeln herablaufen, und die dritte zwischen jenen über die Lippe bis ans Kinn reicht. — Die meisten Völkerschaften gehen nackt, allenfalls hängen sie ein Fell um die Schultern, bedecken auch wol den Kopf mit einem Strohhute, oder puzzen sich mit Adlerfedern, oder setzen eine Mütze, woran 2 Hörner sind, oder das Fell eines mit einem hölzernen Käppchen gefütterten Bärenkopfes auf. Einige tragen kurze Hemden von Seeotterfellen; andere, vornemlich im Süden, bedecken sich fast ganz mit solchen und andern Häuten. Die Männer sind in ihrer Kleidung nachlässiger, als die Weiber. Diese tragen häufig ein Obergewand von gegerbten Häuten, das vom Kopfe bis auf die Füße reicht, und darunter einen Rock aus wärmern Fellen, von den Hüften bis ans Knie. Wo aber der Mann fast nackt geht, da hängt sich das Weib ungegerbte, oft sehr übel riechende Thierfelle um Schultern und Hüften. Doch sind ihre Kleider nicht durchgehends von Fellen oder Leder. Die Frauenzimmer verfertigen sie auch von Fichtenrinde, und von einem wollenen Zeuge, zu dessen Bereitung sie die wolligen Haare ihrer Hunde mit der weichern Wolle eines Thieres, das sich mehr landeinwärts aufhalten muß, vermischen. Ein rindenes Kleid wird mit Seeotterfell besetzt, und überdies mit sehr fein gesponnenem wollenen Garne eingefasst, dem sie mancherlei Farben, besonders die hellgelbe, zu geben verstehen. Diejenigen Völkerschaften, die mit Europäern handeln, — denn zuweilen kommen Spanische, Englische und Russische Schiffe hieher — tauschen sich Leinwand, blaues Tuch und andere wollene Zeuge ein. Die Füße beschuhen sie gewöhnlich nicht, ob sie gleich der steinige Boden dazu einladet. Unternehmen sie daher im Sommer eine Reise, so bedienen sie sich ihrer Kähne, und im Winter

wenn sie sich nicht durch ihre Zierrathen verunstalteten. Sie streichen nemlich den Körper mit allerlei Farben an, und bedienen sich dazu mehrerer Materien, als Ocker, Ruß, Thran und einer glänzenden dem Bleierz ähnlichen Masse, und unterscheiden sich nur in dem stärkern oder schwächern Gebrauch dieser Malerei. Einige haben einen weißen, andere einen rothen, schwärzen, bleifarbigen und scheckigen Anstrich. Ziehn sie aber in den Krieg, so werden die Farben so stark und abstechend aufgetragen, daß sie davon ein fürchterliches Ansehn bekommen. Zugleich punktiren sie das Gesicht, machen sich mit scharfen Eisen, welche sie an den Zähnen abschleifen, auf der Brust und den Ärmen Narben; durchbohren sich die Ohren und die Nase, um kleine knöcherne Zierrathen hindurchzustecken; doch begnügen sich einige allein an der Verzierung der Ohren; hängen Muschelnschnüre um den Hals, wovon sie, je nachdem ihnen ein Appetit ankommt, mehr oder weniger genießen; tragen Armringe und Halsbänder, und pudern sich die Haare mit den weißen Flaumfedern junger Seevögel. Eine ganz besondre Zierde der Weiber, die sich auf den Ärmen bleibende Figuren zu punktiren pflegen, ist folgende: sie schneiden die Unterlippe durch, so lang als der Mund ist, und stecken in diese Spalte ein Stück Holz von einem halben Zoll Dicke, dessen Oberfläche wie ein Löffel ausgehöhlt ist. Die Lippe, welche durch diesen Zwang an 3 Zoll hervortritt, ruht auf dem Holze. Das Ganze verunstaltet das Gesicht. Diese Zierde, welche wahrscheinlich nur dem vornehmen Frauenzimmer zukommt, herrscht überall, vom 50 bis 61sten Grade. Hat ein Mädchen das 14te oder 15te Jahr erreicht, so durchsticht man ihr die Unterlippe in der Mitte, und steckt einen Draht hindurch, damit die Öffnung bleibe, welche nachher durch größere Stückchen Holz so lange erweitert wird, bis sie die gehörige Länge erreicht hat. Außer dieser

Ver-

Verzierung pflegen andere auch die Unterlippe mit 3 senkrechten Punktstreifen zu bezeichnen, wovon 2 von den Mundwinkeln herablaufen, und die dritte zwischen jenen über die Lippe bis ans Kinn reicht. — Die meisten Völkerschaften gehen nackt, allenfalls hängen sie ein Fell um die Schultern, bedecken auch wol den Kopf mit einem Strohhute, oder puzzen sich mit Adlerfedern, oder setzen eine Mütze, woran 2 Hörner sind, oder das Fell eines mit einem hölzernen Käppchen gefütterten Bärenkopfes auf. Einige tragen kurze Hemden von Seeotterfellen; andere, vornemlich im Süden, bedecken sich fast ganz mit solchen und andern Häuten. Die Männer sind in ihrer Kleidung nachlässiger, als die Weiber. Diese tragen häufig ein Obergewand von gegerbten Häuten, das vom Kopfe bis auf die Füße reicht, und darunter einen Rock aus wärmern Fellen, von den Hüften bis ans Knie. Wo aber der Mann fast nackt geht, da hängt sich das Weib ungegerbte, oft sehr übel riechende Thierfelle um Schultern und Hüften. Doch sind ihre Kleider nicht durchgehends von Fellen oder Leder. Die Frauenzimmer verfertigen sie auch von Fichtenrinde, und von einem wollenen Zeuge, zu dessen Bereitung sie die wolligen Haare ihrer Hunde mit der weichern Wolle eines Thieres, das sich mehr landeinwärts aufhalten muß, vermischen. Ein rindenes Kleid wird mit Seeotterfell besetzt, und überdies mit sehr fein gesponnenem wollenen Garne eingefasst, dem sie mancherlei Farben, besonders die hellgelbe, zu geben verstehen. Diejenigen Völkerschaften, die mit Europäern handeln, — denn zuweilen kommen Spanische, Englische und Russische Schiffe hieher — tauschen sich Leinwand, blaues Tuch und andere wollene Zeuge ein. Die Füße beschuhen sie gewöhnlich nicht, ob sie gleich der steinige Boden dazu einladet. Unternehmen sie daher im Sommer eine Reise, so bedienen sie sich ihrer Kähne, und im Winter

der Schneeschuhe. — Die Oberhäupter zeichnen sich, so viel man wahrgenommen hat, durch bessere Kleidungen aus. Einige tragen ein langes Gewand von gegerbter Elennshaut mit einem Besatze von einer oder zwei Reihen Dammhirschhufen und Vogelschnäbeln, die beim Tanze — denn dieser gehört zu den Nationalvergnügungen — ein starkes Geklapper erregen; andere kleiden sich in Mantel und Schürze, die sie mit Muscheln und Kupferstücken besetzen; noch andere tragen ein wollenes buntes, mit einem bunten Rande eingefasstes, und mit Flocken von gefärbtem Garne besetztes Kleid, das von den Schultern bis auf die Füße reicht: der dazu gehörige hölzerne, und mit glänzenden Kupferplatten belegte Kopfschmuck hat etwas Ähnliches mit einer Krone; viele aus Wolle und Pelz verfertigte und verschiedentlich gefärbte Zöpfe fallen von oben herab, und endigen sich in Hermelinfelle. — Außer der gewöhnlichen Kleidung haben diese Horden auch verschiedene Kriegesanzüge. Ein solches Kleid reicht bis an die Wade und hat mancherlei Verzierungen; zugleich wird das Gesicht schwarz und roth bestrichen, und das Haar mit weißen Daunen bedeckt. Andere, vornemlich in Neu-Hanover, hängen zwei oder mehr Thierhäute über einander, in deren Mitte ein Loch geschnitten ist, um den Kopf und den linken Arm hindurch zu stecken, über die rechte Schulter. Die linke Seite ist zugenäht, die rechte aber, zum Gebrauch der Waffen, offen gelassen, und gegen die dortigen Waffen ist dieser Panzer hinlänglich. Diese nemlich sind Bogen und Pfeile, Spieße und Keulen; aber die mehrsten haben auch schon Dolche von Eisen und Kupfer, die gewöhnlich vom Halse herab in einem ledernen Futteral hängen, oder um den Leib befestigt sind; Flinten mit und ohne Bajonet, und manches Oberhaupt hat ihrer mehrere, Pistolen und Schwerter. Sie erhalten diese Europäischen Waffen theils durch die Russen, theils

durch den Handel mit weiter östlich wohnenden Stämmen, die sie aus den Englischen Niederlassungen an der Hudsonsbai bekommen. Aber mit den Flinten werden sie öfters hintergangen. Die bessern behalten die Europäer für sich, und überlassen den Indianern fast immer nur solche, die im Gebrauche bald schadhaft oder durch einen Sprung untauglich werden. Indeß macht doch die Bekanntschaft mit dem Feuergewehr diese an sich muthlosen Menschen sehr verwegen. Einige Völkerschaften führen nur schwache Bogen; andere aber verfertigen sie von Taxus, 3 Fuß lang, und in der Mitte 1½ Zoll breit und drei Viertel Zoll dick. Auf der hohlen Seite leimen sie, vermittelst eines Kittes, den weder Hitze noch Nässe angreift, einen Streifen elastischer Haut fest, und zur Senne nehmen sie bloß die Sehne eines Seethieres. Die Spitzen ihrer Pfeile, die von einigen sehr gut gearbeitet werden, sind entweder von Eisen, Kupfer, Knochen, Agat, Feuerstein oder Schiefer. Ihre hölzernen Spieße sind 16 Fuß lang und mit einer eisernen Spitze, auch wol mit Widerhaken versehen. Die Verfertigung ihrer Waffen und Kleider läßt uns schließen, daß sie auch in Hervorbringung anderer Nothwendigkeiten nicht ungeschickt sein müssen. Und in der That verstehen die meisten das Eisen zu schmieden, Kupfer zu bearbeiten, Thierhaare zu spinnen, und mit Nähnadeln aus Wolle ein tapetenähnliches Gewebe zu machen, worauf schmale Streifen von Seeotterfellen gesetzt werden. Sie flechten Hüte und wasserfeste Körbe, sogar mit Zeichnungen; sie schneiden in Holz und Stein menschliche und thierische Figuren aus; sie verfertigen kleine und größere Kasten mit und ohne eingelegte Arbeit, welche gemeinlich am Eingange ihrer Hütten stehen, und worin sie ihre besten Sachen aufzuheben pflegen. Sie machen Tabackspfeifen, deren 2 Fuß lange Röhre aus Holunder, und die Köpfe aus hartem Holze bestehen, und zieren sie

mit Schnitzwerk. Sie rauchen gern, wenigstens die Neu-Georgier, und wenn sie nicht ordentlichen Tabak haben können, so nehmen sie ein inländisches wildes Kraut. Endlich wissen sie auch den Serpentinstein zu schneiden, und ihm die Glätte des Marmors zu geben. Sehr gern tauschen sie sich von den Europäern gegen ihre Landesprodukte — d. h. gegen Fische, Thran, Felle und Pelze — Eisen, Kupfer, Messing, Nägel, Messer, Beile, Kessel, Löffel, Spiegel, Glaskorallen, Tuch und überhaupt dergleichen Metall- und andere Waaren ein. Aber Eisen, Feuergewehr und Munition haben in ihren Augen den größten Werth. Kupfer brauchen sie zu ihren größten Zierrathen, und viele haben sich an brauchbare Werkzeuge schon so gewöhnt, daß sie Kleinigkeiten, wie Spiegel und Korallen, verachten. Man hat sogar bei einem Anführer ein Sprachrohr und ein Fernglas gefunden. Ob nun gleich die meisten dieser Völkerschaften gutherzig, sanft, freundlich, bescheiden, zutraulich, gastfreundschaftlich und dankbar sind, so muß man sich doch im Handel und Umgange mit ihnen wohl versehen. Denn die mehresten besitzen eine große Neigung zum Stehlen, und verfahren dabei mit größerer List und Gewandtheit, als man glauben sollte. Zugleich zeigen sie Mißtrauen, Rachsucht und Geiz, können leicht in Zorn gebracht werden, sind betrügerisch, dienstwillig gegen sichtbare Belohnung, Tyrannen ihrer Weiber, die fast alle Arbeiten thun müssen, und so gleichgültig gegen ihre Kinder, daß sie dieselben zum Verkauf anbieten. Nur wenige zeigen im Handel Ehrlichkeit, und machen nicht die kleinste Miene, etwas zu entwenden. Sie haben gute natürliche Anlagen: das zeigen ihre Arbeiten und die Aufmerksamkeit, womit sie auf die Handlungen eines Europäers achten, welche sie sofort nachzuahmen suchen. So deutlich die Trägheit mancher Indianer in ihrem Betragen und ganzen Wesen hervorleuchtet,

so unverkennbar ist das fröhliche, lebhafte Temperament der meisten im Tanz, Spiel und Gesang. Der ist der beste Tänzer, der mit dicht an einander gehaltenen Beinen, ohne Beugung der Knien, die größten und meisten Sprünge machen kann. Dazu erschallt, durch heftige Schläge auf ausgehöhlte Bretter, eine lärmende Musik; und um die Freude vollkommen zu machen, so wird noch obenein aus vollem Halse geschrien. Ihr Gesang klingt nicht unangenehm, ohngeachtet die dortigen Sprachen sehr rauh sind, manche Consonanten, und von den Weibern die Lippenlaute nicht ausgesprochen werden. Sie haben wenig oder gar keine Wörter, um abstrakte Begriffe zu bezeichnen; und verschiedenen, doch in gewisser Hinsicht ähnlichen Dingen, geben sie einerlei Namen, z. B. den Wörtern Kopf und Gesicht, Oberhaupt und Freund. Einige Stämme in Neu-Albion haben in ihre Sprache Spanische, so wie die nördlichen Russische Wörter aufgenommen. Stimmen sie auf einer Wasserfahrt einen Gesang an, so schlagen sie mit den Rudern den Takt dazu. Zuweilen macht ein Anführer den Vorsänger, und die übrigen begleiten ihn choralmäßig. Sie lieben das Spiel. Zu dem vornehmsten gehören 30 bezeichnete Holzstückchen, wovon man 7 versteckt, und die übrigen unter die Spieler vertheilt. Derjenige, dessen Zeichen die mehrste Ähnlichkeit mit einem auf den verborgenen Hölzern hat, zieht den Gewinnst. — So viel man weiß, wohnen sie in Dörfern, wovon jedes sein Haupt hat. Diese Dörfer sind von verschiedener Größe, Bevölkerung und Gestalt. Die größten haben eine halbe Meile im Umfang, die kleinsten bestehn aus 4 bis 5 Hütten mit kaum 60 Einwohnern, aber manche sind mit 3, 4 bis 800 Menschen besetzt. Einige sind sehr unregelmäßig, weil man die Hütten ohne Ordnung hie und da aufschlägt; in andern aber sind gerade Straßen angelegt, und die Häuser stehen fast dicht neben einan-

der. Zuweilen wählen sie beim Aufschlagen ihrer Wohnungen, der Sicherheit wegen, solche Örter, die von Natur fest sind, und sich von wenigen Leuten mit Vortheil vertheidigen lassen. Dergleichen Anlagen verrathen Klugheit. Die Wohnungen selbst sind, ihrer Bauart und Einrichtung nach, sehr verschieden. Holz ist das vornehmste Baumateriale. Einige Hütten sind 25 Fuß lang, 15 Fuß breit, und auf der Windseite mit Brettern bedeckt. In der Mitte wird ein Feuer unterhalten, darüber man Fische zum Räuchern aufhängt. In solchem Stalle wohnen 18 bis 20 Menschen; die Männer an der einen, die Weiber mit den Kindern an der andern Seite. Einer von den Männern hat die Autorität über die ganze Hausgesellschaft, und eben so haben alle Hausgenossen einen gemeinschaftlichen Kahn zum Fischfange. In Neu-Georgien findet man bretterne mit Baumrinde belegte Häuser, deren Eingang ein Loch in einem Vorderbrette ist. In der Mitte wird der Feuerheerd ausgegraben, und oben mit einem hölzernen Ramen eingefasst. Andere bauen ihre Häuser zwar von dicken Brettern, aber so schlecht, daß Wind und Regen eindringen können. Einige Völkerschaften, z. B. im Nutka-Sunde, machen die Dächer wagerecht; die mehrsten aber schräg, so daß die Bretter in eine Rinne zusammenlaufen, wodurch der Regen abgeleitet wird; und um ihm den Zugang noch mehr zu versagen, verstopft man die Lükken, welche durch das elende Zusammenfugen der Seitenbretter entstehen, mit Zweigen und Farrenkraut. Ein rundes Loch, wodurch man kaum kriechen kann, ist die Haus- und zugleich die Stubenthüre. Mehrere Häuser sind nicht über 12 Fuß hoch. Viele stehen zur Hälfte in der Erde. Verschiedene sind bemalt. Die Wohnungen der Vornehmen und Oberhäupter sind höher, von größerm Umfange, mit Malereien und andern Zierrathen verschönert, und oben darauf liegen ein oder mehrere

Balken auf Pfählen fest, wovon der Hauptbalken die Länge des Hauses hat, welche etwa 100 Fuß beträgt, und an demselben pflegt eine riesenmäßige Figur eingegraben zu sein. Dergleichen aus Klötzen geschnitzte Figuren mit häßlichen Gesichtern findet man neben mehrern Hütten stehn. Einige Völkerschaften bauen ihre Wohnungen sehr leicht. Sie stecken bloß 5 Fuß hohe Stäbe kreuzweise in die Erde, verbinden sie allenfalls durch eine Querstange, und hängen Matten darüber, oder belegen sie mit Zweigen und Grase. Aber alle diese Wohnungen bekommen von der Unreinlichkeit der Einwohner, worin die im Nutka-Sunde es allen andern zuvorthun, einen sehr übeln Geruch. Sie bereiten in denselben alle ihre Speisen zu, heben in dem einen Winkel die Überbleibsel, auch Fische, Fleisch, Fett, und was sie sonst an Vorräthen haben, auf, wenn sie auch in Fäulniß übergehen, und werfen Knochen und alte Reste von ihren Mahlzeiten überall auf den Boden umher; und dazu kommt noch der stinkende Unflath von anderer Art, den sie nicht eher aus der Hütte schaffen, als bis er sie am Gehen hindert. Sie kochen in hölzernen Gefäßen, die aber nie gereinigt werden, und ihnen zugleich zu Schüsseln und Tellern dienen. Da nun hölzerne Töpfe nicht ans Feuer gesetzt werden können, so machen sie das Wasser in denselben durch hineingelegte glühende Steine nach und nach so heiß, daß die Speisen ihre Rohheit verlieren. Bei ihren Mahlzeiten bedienen sie sich einer Art von Brod, das aus der innern Rinde einer Fichte verfertigt wird, welche sie in Seewasser reinigen, an Felsen weich schlagen, einen Teig daraus machen, und diesen in Kugeln formen. Diese Speise ist zart und hat einen süßlichen Geschmack. Syrup und Brod ist ihnen aber ein Leckerbissen. Sie essen auch unsere Europäischen Gerichte gern, nur Pasteten verschmähen sie, weil sie glaubten, Menschenfleisch zu bekommen, welches sie nicht essen.

Im Sommer geben ihnen die Gewässer Nahrung im Überfluß; wenn sie aber im Winter keine gute Jagd haben, so müssen sie hungern. Mehrere fangen den Lachs in den Strömen auf folgende Art. Sie stecken Pfähle quer über den Fluß, so daß der Fisch nicht darüber wegspringen kann; will er nun nach der See zurückgehen, so findet er unterweges dichtgeflochtene, vorn verschlossene Körbe, in welche er hineinschwimmt, ohne den Rückweg nehmen zu können. Man fischet auch mit der Angel. An jede Angelschnur wird eine Seehundsblase befestigt, die auf dem Wasser schwimmt. Jeder mit 2 Menschen besetzte Kahn wirft 12 bis 15 Angeln aus. Fängt sich ein Fisch, so schleppt er die Blase mit sich fort, der Kahn fährt nach, und auf die Art können 2 Menschen auf 15 Angeln aufmerksam sein, ohne sie halten zu dürfen. — Sie haben größere und kleinere Kähne oder Piroguen. Manche können kaum 8, andere aber recht gut 32 Menschen fassen. Einige Völkerschaften bauen sie sehr künstlich und bequem von Balken und Brettern; andere aber höhlen bloß einen Baumstamm aus, woran sie seitwärts ein Brett befestigen. Im Kriege müssen die vornehmen Frauenzimmer die Kähne steuern, vermuthlich um den Gefechten keine Männer zu entziehen. — Stirbt einer aus der Gesellschaft, so schneidet man ihm den Kopf ab, legt den Körper in einen länglichen Kasten, an dessen 4 Enden eben so viel dicke Pfähle schräg in die Erde geschlagen werden, so daß die obern Spitzen zusammenstoßen, welche man festbindet; und legt den in Felle gewickelten Kopf in einen besondern Kasten, der auf ein an jenen Pfählen angebrachtes Gerüst gestellt wird. Andere legen den Verstorbenen in ein Canot, welches sie etwa 12 Fuß über der Erde zwischen Bäumen aufhängen, und mit Brettern bedecken. Todte Kinder werden in Körben aufgehängt. Noch andere versenken die Leichen in flache Gruben und bedecken sie nur dünne mit

Erde.

Erde. Man hat auch 5 Fuß hohe, 7 Fuß lange und 4 Fuß breite Grabmäler von Brettern gefunden, die in der Mitte und an den Enden durchbohrt waren, und oben eine Bedeckung von lose liegenden Dielen hatten. Die nördlichern Indianer verbrennen die Todten, thun die Asche mit den Knochen in Seeotterfelle, welche sie mit Riemen zubinden, legen diesen Sack in eine ausgedielte Grube zwischen 2 Hölzer, und bedecken die Gruft mit einem Brette und Steinen. Alle diese Völkerschaften hegen gegen ihre Verstorbenen, besonders wenn sie Oberhäupter, Vorsteher und Priester gewesen sind, Ehrfurcht. Ob sie eine Religion haben, ist nicht gewiß, vielleicht beten sie die Sonne an; Tempel hat man bei ihnen nicht gefunden, und die Priester sind auch nicht allgemein.

Die Russischen Niederlassungen, die der Regierung weniger gehören, als einer Gesellschaft von Kaufleuten, die sie wegen des Handels mit Seeotterfellen und anderem Pelzwerke, welches die Indianer liefern müssen, unterhalten — fangen von dem Prinz Wilhelms-Sund an, und erstrecken sich südwestlich längs der Küste. In der Gegend des Sundes sind etwa 5; nemlich in Port Etches, welches die östlichste Niederlassung ist; die andern sind in der Nähe der Kayes-Insel; bei Ostforeland, zu Nordforeland, und auf der Hermogenes-Insel. In allen sind nicht über 400 Russen, die nach einigen Jahren von Kamtschatka aus abgelöst werden. Sie bauen das Land nicht, haben nicht einmal Hausthiere bei sich, sondern sammeln nur Pelze durch die Indianer ein, die sie in Dienste nehmen, und deren Zutrauen sie durch ein gutes Betragen gewonnen haben. Sie unterrichten sogar die Kinder der Eingebornen in der Russischen Sprache und Religion. Unter allen Europäern ist der Russe am geschicktesten, die Sitten, Kleidung und Speise dieser

Amerikaner anzunehmen; und in der That unterscheiden sich die hiesigen Russen nicht viel von den Eingebornen. Ihr Einfluß auf diese Leute ist jetzt schon sehr groß. Eine solche Niederlassung nimmt einen mäßigen Raum ein, der mit 12 Fuß hohen, dicht neben einander stehenden Pfählen umgeben ist. Im Innern stehn die hölzernen, mit Stroh gedeckten Häuser. Das größte ist etwa 50 Fuß lang und breit, und 12 Fuß hoch, und macht eine Stube aus, worin 36 Russen wohnen. In derselben sind, 8 Zoll von der Erde, zwei breite Abschläge längs den Wänden angebracht, wovon jede durch Balken 18 Abtheilungen bekömmt. Für jeden Stubengenossen ist also eine bestimmt, um seine Kleider und Waffen hinlegen zu können. Die Mitte der Stube ist für alle. Glasfenster hat sie nicht, statt dessen ist eine dünne Haut in ein Loch der Wand gespannt, die hinlänglich Licht durchlässt. Der Befehlshaber hat ein kleines Haus für sich, und 23 andere Hütten dienen zu Magazinen, zu Schulstuben für die Indianische Jugend, und zur Wohnung der in Dienst genommenen Indianer. Eine Chaluppe von 8 Kanonen ist die Festung, die das Ganze beschützt.

Um nun wieder zu den Spanischen Niederlassungen zu kommen, gehn wir zurück über Monterey, durch Neu-Mexico, dem Mexikanischen Meerbusen zu, nach Neu-Orleans, die einzige Stadt in

Louisiana,

welches mit dem jenseit des Missisippi gelegenen Lande Florida, eine Statthalterschaft ausmacht.

Neu-Orleans liegt an der fast verschlemmten Mündung des Missisippi, hat an 700 Häuser und einige Festungswerke. Die Einwohner,

mehrentheils Franzosen und Spanier, deren Anzahl, diejenigen mitgerechnet, die sich an dem genannten Flusse zerstreut niedergelassen haben, etwa 7000 beträgt, wozu noch 6000 Negersklaven kommen, beschäftigen sich größtentheils mit dem Anbau und der Bereitung des Indigo.

Die Größe des Landes lässt sich nicht bestimmen. Es reicht vom Mexikanischen Meerbusen bis an das Brittische Amerika, und vom Missisippi, der es von Florida und den vereinigten Staaten trennt, bis an Neu-Mexico. Der gedachte Strom ist einer der größten auf der Erde. Er entsteht in mehreren Ärmen aus Seen auf den Gebirgen, die das Spanische vom Brittischen Amerika scheiden, und ergießt sich, nach einem südlichen Laufe von einigen hundert Meilen, durch mehrere Ausflüsse in den Mexikanischen Meerbusen. Seine Mündung ist beinahe 20 Meilen breit, hat aber viele Sandbänke und Untiefen, die durch eine große Menge Bäume entstehn, welche die Fluthen bei den periodischen Überschwemmungen vom März bis Juli, ausreißen und herunterschwemmen. Der Fluß hat viele Krümmungen, Strudel und einige Wasserfälle, welche die Schiffahrt erschweren. Seine Ufer sind fruchtbar und reizend, und werden von vielen Indianern bewohnt. Verschiedene ansehnliche, schiffbare, durch kleinere ebenfalls verstärkte Flüsse führen ihm ihr Wasser zu. Auf der linken Seite, unter mehrern vorzüglich der Ohio; auf der rechten aber, der 200 Meilen lange, 300 Fuß breite, sehr reißende und durch Strudel gefährliche St. Peter; der weit längere, breitere Missuri, der in den nordwestlichen Gebirgen entspringt; der St. Croix und der Akansas. Der untere Theil des Landes ist eben, sehr niedrig, morastig, waldig und ungesund. Der nördliche höhere Theil hat ein vortreffliches Clima, gemäßigte, reine, gesunde Luft, meist nur Gewitterregen, aber starken Thau, der den Mangel des Regens ersetzt. Der

Boden ist besonders im Innern sehr fruchtbar. Überall wechseln die schönsten Ansichten mit einander ab: Ebnen, grasreiche Thäler, metallreiche Berge, und unermeßliche Waldungen von den brauchbarsten Bäumen.

Die Natur, die hier keines Winters zur Ruhe bedarf, bringt einen Überfluß an mannigfaltigen Gewächsen hervor. Ich will nur die vornehmsten nennen. Getreide, und überhaupt Europäische Feld- und Gartenfrüchte, Reis, Melonen, Wein, Orangen-, Oliven- und verschiedene Obstbäume, Taback, Zuckerrohr, Indigo, Manjoc, woraus der bekannte Brodteig, Cassave, gemacht wird; Vanille, Cacao, Cochenille und Baumwollenstauden, verschiedene Farbehölzer, Sassafras, dessen Blätter angenehm duften, dessen Beeren statt Pfeffer, und dessen Rinde und Wurzel in der Medizin benutzt werden; Mahagony-, Akaju- und Eisenholzbäume, Cocos- und Kohlpalmen, weiße Holzbäume, woraus hölzerne Geräthe verfertigt werden; Erbsenbäume, deren Frucht das Vieh genießt; Lebensbäume, aus deren Blätter eine heilende Salbe bereitet wird; Lederholz, dessen Rinde ein gutes Zeug zu Stricken giebt; Ahorn, Fichten, Eichen, Cypressen, Cedern, Kastanien, Butterholz, dessen innere Rinde purpurroth färbt, und dessen Nuß ein gutes Öl verschafft; giftige Fliederbäume, die in feuchten Gegenden gefunden werden, und ein so starkes Gift ausdünsten, daß derjenige, der es einathmet, davon aufschwillt und einen Ausschlag bekömmt; und Beinwinden, eine Lianenart, die sich nicht nur auf dem Boden, sondern auch um die höchsten Bäume fortrankt, und dem Wanderer den Weg erschwert.

Die Einwohner, sowol Europäer als Indianer, halten die bei uns gewöhnlichen zahmen Thiere; und in den Wäldern finden sich, außer dem uns bekannten Wildpret, auch Jaguare, Beutelthiere und

Opossume, beide von der Größe eines Fuchses, welche am Bauche einen Beutel haben, den sie öffnen und schließen können, und der ihren Jungen zu einem Zufluchtsorte in Gefahren dient; Bären, Wölfe, Füchse, Luchse, wilde Katzen; Adler, Geier, Papageien, Colibris und mehrere Vögelarten. Das Meer, die Ströme und Seen sind fischreich, und unter den gefährlichen Thieren bemerke ich die Alligatoren und großen Schlangen. Man findet hier auch sehr große Spinnen, deren Freßzangen, in Gold gefasst, zu Zahnstochern dienen. Zu gewissen Zeiten stellen sich Grillen in solcher Menge ein, daß ihr Geräusch das Gehör der Einwohner beleidigt. — In den nördlichern Gegenden werden Bergwerke bearbeitet. Sie enthalten Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Schiefer, Marmor, Smaragde. In den Salzteichen krystallisirt die Sonnenhitze das Salz, so daß die Einwohner nichts weiter nöthig haben, als diese schätzbare Würze von den Ufern dieser Teiche wegzuholen.

Mit den Producten, die im Auslande am meisten gesucht werden, treiben die Spanier, welche das Land, im Frieden von 1763, von den frühern Besitzern, den Franzosen, erhielten, einen Handel nach den Antillen und nach Spanien. Jene bekommen Reis, Mais, Gemüse und Bretter; das Mutterland erhält Baumwolle, Indigo, Taback, Pelzwerk, Häute und Holz. Der Werth der ganzen Ausfuhr beläuft sich auf 2 Millionen Piaster; ehedem höchstens auf 2000 Thaler. Allein das Land hat sich unter Spanischer Herrschaft sehr aufgenommen; indeß mag doch unter jener Summe der Werth der Floridanischen Ausfuhr auch mitbegriffen sein.

Im Innern des Landes wohnen verschiedene Indianische Stämme, als Creks, Akansaer, Natcher, Missurier, Illinesen, Sioux 2c., von welchen wir weiter unten sprechen wollen.

Ein östlicher Weg führt uns nach

Florida,

einem Lande von 3100 Quadratmeilen Größe, das nördlich von Georgien, westlich vom Missisippi, und auf den übrigen Seiten vom Atlantischen und Mexikanischen Meere begrenzt wird. Die Bahama-Straße trennt es von den Bahama-Inseln. Die Küsten sind sandig, flach, voll Baien, Buchten und Untiefen. Unter den erstern sind die heilige Geist-Bai und die von Pensacola, worin sich mehrere Flüsse ergießen, die größten. Der schiffbare Fluß Apalachacola, welcher südlich ins Meer geht, theilt das Land in Ost- und West-Florida. Jenes — eine Halbinsel, die sich mit dem Vorgebirge Sable endigt, und von mehrern Flüssen durchströmt wird, worunter der ins Atlantische Meer fließende St. John der beträchtlichste ist, und von welchen einige unter der Erde eine Strecke weit fortgehn, und zum Theil wieder zum Vorschein kommen — enthält viele Berge, große Sandfelder, viele sumpfige Landstriche und sogenannte Savannen, oder grasreiche, von Holz entblößte Wiesen, worauf verschiedene Bäche entspringen, die diese Niederungen bewässern. Zuweilen stoßen große, mit Holz bewachsene Rohrbüsche an. Die große Savanne von Alatschua ist in einem Umkreise von 50 Englischen Meilen mit waldigen Bergen umgeben. Unter mehrern Seen ist der Mayaco der größte. In verschiedenen niedrigen und bergigen Gegenden befinden sich trichterförmige Erdhöhlen oder Gruben, deren oberer Rand sich mehr oder weniger der Kreislinie nähert und 20 bis 60 Schritt im Durchmesser hat. Ihre senkrechte Tiefe beträgt 20 Fuß und drüber. Auf dem Boden sammelt sich, aus den sie umkränzenden und durchlöcherten Felsen, ein durchsichtiges, kühles, wohlschmeckendes, oft mit Fischen

und Alligatoren angefülltes Wasser. Überhaupt scheint Ost-Florida von unterirdischem Gewässer stark durchzogen zu sein. An mehrern Orten zeigen sich warme mineralische Quellen, von denen eine so viel Wasser giebt, daß nicht weit von ihr ein kreisförmiges Becken entsteht, groß und tief genug, daß mehrere Kähne darauf herumfahren können. Es ergießt sich in einen 400 Schritt entfernten Strom. Das Wasser der Quelle ist lauwarm, schmeckt nach Eisen und Vitriol, riecht widrig, und überzieht den hineingeworfenen Körper mit einer perlfarbigen Materie. Übrigens ist der Boden in Ost-Florida gutentheils zum Reis- und Indigo-Bau sehr geschickt. — West-Florida, ein langes, schmales, gut bewässertes Küstenland, hat einen fruchtbarern Boden, und, so wie der östliche Theil, heiße, aber reinere und gesundere Luft.

In Absicht der Producte beider Theile beziehe ich mich auf Louisiana, und setze noch folgende hinzu. Das lange Moos, welches sich an die Zweige der Bäume ansetzt, sich nach unten zu auf die Erde verbreitet, wo es sich schnell nach allen Seiten fortzieht, so daß es die Bäume, wie mit einem Überzuge bedeckt, dient dem Hornvieh und Wild im Winter zur Speise; auch braucht man es zum Polstern und zu Stricken, und im letztern Falle behandelt man es wie Hanf. Mehrere rankende Pflanzen überziehen die Felsen und Flußufer so, daß man Guirlanden und grüne Mauern zu sehen glaubt. Aus den Ritzen des 8 bis 10füßigen Stammes einer Sülphen-Art, der sich in eine lange, schwere, großblumige Ähre endigt, die ihn herabbiegt, fließt ein blaßgelbes, wohlriechendes Gummi, das die Eingebornen und Europäer kauen, um sich Mund und Zähne zu reinigen, und sich einen angenehmen Athem zu verschaffen. — Aus der knotigen, mehlartigen Wurzel der Cassaparille bereiten die Einwohner ein kühlendes Gericht. Nachdem sie

nemlich die Wurzel in Stücke zerschnitten, zerstoßen, mit Wasser vermischt, und durch Körbe geseihet haben, giebt ihnen der in der Luft getrocknete Bodensatz ein gutes röthliches Mehl, das sich durch warmes Wasser und einen Honigzusatz, nach Erkaltung der Masse, in einen gutschmeckenden und nährenden Gallert umwandelt. Mit feinem Weizenmehl vermischt, und in Bärenfett gebraten, macht man aus dem Sassaparillemehl Pfannkuchen. — Zu den bei Louisiana angeführten Bäumen, setze ich außer vielen andern noch hinzu, den Zahnwehbaum, der einem Apfelbaume gleicht und eine aromatische Beere trägt, welche die kleinen Turteltauben gern fressen, und die ihrem Fleische einen guten Geschmack giebt; die immergrüne Eiche, deren Stamm gewöhnlich 12 bis 18 Fuß im Umkreise hat, deren Zweige sich auf 50 Schritt ausbreiten, und aus deren kleinen wohlschmeckenden Eicheln die Indianer ein Öl ziehen, oder sie geröstet essen; die zweizeilige Cypresse, die in Niederungen und an Ufern 80 bis 90 Fuß, und über die Hälfte der Höhe in gerader Linie wächst, die ihre Äste wie ein Regenschirm, worin Adler horsten, ausbreitet, auf deren Zweigen sich Papageien schaukeln, und den Saamen der Zapfen ausfressen, und deren Stämme gute Canots, und außerdem Dachschindel, Bretter und Bauholz geben; die Magnolien, wovon eine Art, deren Blätter dem Lorbeerblatte ähnlich sind, eine Höhe von 100 Fuß und darüber erreicht, deren Stamm einen geraden Wuchs und an den Zweigen große weiße, rosenartige, aus 15 bis 25 dicken, lederartigen Blättern bestehende Blumen hat, aus deren Mittelpunkte ein großer hochrother Zapfen hervorragt, an welchem korallenartige, rothe Beeren von gewürzhaftem Geruche und Geschmacke, an feinen seidenartigen, 4 bis 9 Zoll langen Fäden eine Zeit lang herabhängen, und deren trocknes, strohfarbenes Holz dicht und fest ist; und den Papaya- oder

Pa-

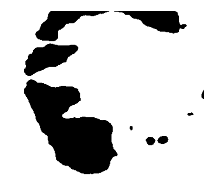
Papay-Baum, der sich mit glattem, silberglänzendem Stamme, an dem regelmäßige Spuren abgefallener Blätter sichtbar sind, 15 bis 20 Fuß hoch senkrecht erhebt, keine Äste, sondern unmittelbar aus seinem Gipfel die Blätter an langen Stielen hervortreibt, zwischen welchen kleine weißliche Blüthen erscheinen, die sich in gelbgrüne ziemlich große birnen- oder melonenähnliche Früchte verwandeln, die um den hohlen Stamm sitzen und roh oder gesotten gegessen werden. Der Stamm dient zu Dachrinnen, der Bast zu Stricken, die Blätter geben eine Seife zum Waschen, und die hohlen Blattstiele, Pfeifenröhre. Dieser Baum, eines der schönsten Gewächse im ganzen Planzenreiche, der auch in West- und Ostindien wächst, ist immer grün, und hat zu gleicher Zeit Blüthen und Früchte. In nassen Gegenden zeigt sich der 10 Fuß hohe Wachsbaum, dessen mit vielen dunkelgrünen, glänzenden Blättern besetzte Zweige fast gerade in die Höhe steigen und kleine runde Beeren tragen, die mit einer Schale von weißem Wachse umgeben sind, den die Einwohner zur Verfertigung der Lichte gebrauchen. — Ich übergehe die Wälder, die den Einwohnern viel und mannigfaltiges Brenn- und Nutzholz liefern, und die vortrefflich duftenden Orangenhaine, die wir auch in Europa finden; aber die Sternanis-Bäume oder vielmehr Sträuche, sind nur der heißen Zone eigen. In Amerika findet man sie nicht über den 33sten Grad nördlicher Breite; sonst sind sie auch in China und Japan zu Hause. Die Blätter des Strauches sind lang, schmal und spitz, wie Weidenblätter; die kreis- oder asterförmige Blüthe hat eine angenehme Röthe, und trägt eine braune sternähnliche Kapsel mit braunen, eiförmigen und mehligen Samenkörnern, die angenehm süß schmecken, und zu Thee und Branntwein gebraucht werden. Jeder Theil dieses Gewächses duftet einen aromatischen, belebenden Geruch aus, am meisten

aber die Samenkapsel. — Verschiedene Ufer und sumpfige Gegenden sind in unabsehbarer Ferne mit Rohr bewachsen, das auf dem fetten Grunde eine Höhe von 12 bis 40 Fuß, und eine Dicke von 3 bis 4 Zoll erreicht. — In den Pflanzungen, die aus hohen und niedrigen Ländereien bestehen, baut man nicht nur Indische Producte, als Zuckerrohr, Reis, Indigo, Baumwolle, Bataten rc., sondern auch Europäische. Allein nicht selten wird die Hoffnung des Pflanzers in wenigen Stunden durch fürchterliche Stürme und Regengüsse vernichtet. Der Sturm wüthet so arg, daß er hohe Wälder wie Rohr beugt, starke Äste abbricht und wie Zweige fortschleudert, Bäume ausreißt, und selbst die stärksten Gebäude erschüttert.

Außer den Europäischen zahmen Thieren, welche man in den hiesigen Niederlassungen und auf den Savannen heerdenweise findet, trifft man in den unbewohnten Gegenden viel Wild an, als Rehe; Bären, die den Kälbern, Schafen und Schweinen nachstellen, oft 5 bis 600 Pfund wiegen, und von den Einwohnern gegessen werden; wilde Katzen, Rothluchse, schwarze Wölfe, größer als die Europäischen; Füchse; rothe, schwarze und graue Eichhörnchen; gemeine und Sumpfottern; Kaninchen; dunkelbraune Holzratten, die etwa halb so groß als unsere Hausratten sind, und ihre 3 bis 4 Fuß hohen Wohnungen von trocknen Zweigen so fest aufführen, daß sie den Anfällen starker Thiere lange widerstehn. Alligatoren, Schlangen, Schildkröten und Fische enthalten die hiesigen niedrigen und wasserreichen Gegenden in großer Menge. Die Alligatoren, wovon einige 20 Fuß Länge und eine ansehnliche Dicke haben, bauen ihre Nester 4 Fuß hoch von Schlamm, Gras und Kräutern. Sie legen diese mit einander vermischten Materien und ihre Eier in abwechselnden Schichten über einander und so, daß das Nest die Gestalt ei-

nes abgestumpften Kegels bekommt, dessen Grundfläche an 5 Fuß im Durchmesser beträgt. Die Eier werden von der Sonnenhitze ausgebrütet, aber die Jungen, welche wie kleine Hunde heulen, bleiben nicht alle am Leben, denn die Alten fressen die mehrsten auf; sonst würde auch die Vermehrung und die Gefahr, die für die Menschen daraus entspränge, zu groß werden. In einem Gewässer, wo ihrer mehrere bei einander sind, gleicht ihr Geheul dem nahen Donner; und es gehört in der That Muth dazu, sich diesem großen und starken Crokodille, wenn es aus dem Schilfe hervorschießt, seinen weiten, stark bewaffneten Rachen zeigt, wild mit den großen Nasenlöchern schnaubt, und drohend seinen Schwanz schwingt, zu widersetzen. — Nicht minder gefährlich ist die 4 bis 6 Fuß lange und etwas über 6 Zoll dicke Klapperschlange, die von den 12 in einander geschobenen hornartigen Blasen am Ende ihres Schwanzes, womit sie im Fortkriechen bei trockener Witterung ein klapperndes Geräusch macht, den Namen führt. Sie bewegt sich sehr langsam, und verwundet nur dann, wenn man sie reizt. Dann schwillt ihr Körper vor Wuth auf, ihre sonst schöne Haut wird fleckig und rauh, die Augen färben sich wie brennende Kohlen, ihr tödtliches Gebiß tritt furchtbar hervor, und die gespaltene Zunge wird roth, wie Feuer. Ihr Biß tödtet, wenn er eine Ader trifft, in wenigen Minuten. Man sagt, daß diese Schlangen bloß durch ihren Anblick kleinere Thiere von hohen Bäumen zu sich herablocken. Wenn es nun gleich sehr möglich ist, daß der furchtbare Anblick dieser Schlangen andern Thieren eine betäubende Furcht einjagt, und ihr giftiger Hauch eine Sinnlosigkeit sogar bei Menschen verursacht, wovon mehrere Beispeile erzählt werden: so ist doch auch gewiß, daß die kleinern Thiere, besonders Vögel, auf ihren gemeinschaftlichen Feind losfahren, sobald sie ihn sehen, und bei der Gelegenheit

oft die Beute desselben werden. — Die 5 Fuß lange Moccasin-Schlange hat mit der vorigen, auch in der langsamen Bewegung, viel Ähnlichkeit. Ihr Biß ist sehr gefährlich. Das in die Wunde eingedrungene Gift veranlasst eine Fäulniß bis auf den Knochen, und wenn dieser erst angefressen ist, erfolgt der Tod unvermeidlich. Daher schneidet man die Wunde bei Zeiten aus, damit das Gift nicht um sich greife. — Die Fichtenschlange wird länger als die Klapperschlange, ist schwarz und weiß, wohnt in der Erde, und ist den Menschen unschädlich. Eben so wenig gefährlich ist die 6 Fuß lange aschfarbene und gestreifte Küchleinschlange, welche nicht nur junge Hühner, sondern auch Ratten verzehrt; die 2 bis 3 Fuß lange grüne Schlange, die sich auf Sträuchern und Bäumen aufhält; die 5 Fuß lange, blaßgraue, himmelblaue, mit braunen, rotheingefassten, wellenförmigen Ringen gezierte Wampumschlange, die sich in hohen Gegenden und bei alten Gebäuden aufhält; die 6 bis 7 Fuß lange, schöngezeichnete Peitschenschlange, die kaum so dick wie ein Rohr ist, nach hinten zu immer spitzer wird, sich so schnell bewegt, wie ein trabendes Pferd, und auf dem bloßen Schwanztheile laufen kann, indem sie den übrigen Leib aufrecht hält; und außer mehrern andern die bläulich-grüne Glasschlange, welche 2½ Fuß Länge, drei Viertelzoll Dicke und einen kurzen Leib hat, dessen Schwanz allmälig dünner wird, und wie Glas bricht, wenn man auch nur mit einer Ruthe darauf schlägt. Außer diesen Thieren sind für uns merkwürdig: die flachen, dünnen, 2½ Fuß langen und 18 Zoll breiten Sumpfschildkröten, deren warzige Rückenschale so weich ist, daß man einen Gallert daraus kochen kann. Sie halten sich in sumpfigen Gründen auf, und können ihren Hals sehr lang ausstrecken, um ihre Beute, als junge Änten, Frösche, Fische und kleine Vögel zu erhaschen.



Sie werden oft 30 bis 100 Pfund schwer, sehr fett, und dienen zur angenehmen Speise. Die große Land-Schildkröte ist fast 18 Zoll lang, und bis 12 Zoll breit, hat eine hohe, harte, aschgraue Schale, macht sich mit ihren Klauen tiefe Höhlen in Sandhügel, und kann einen Mann sehr leicht forttragen. Man ißt sie ebenfalls. — Aus der großen Menge und Verschiedenheit der Fische zeichne ich nur den Hornfisch aus, der eine Länge von 5 bis 6 Fuß erreicht, mit einem undurchdringlichen braunen und schwarzgefleckten Panzer versehen ist, und sich von Fischen nährt. Die Indianer brauchen seine scharfen Zähne zum Aderlassen, die spitzigen Schuppen zu den Spitzen ihrer Pfeile, und das weiße, zarte Fleisch zur Speise. Die Foren, welche die Größe des Lachses erreichen, zu den Raubfischen gehören, und gut zu essen sind, werden mit langen Stangen gefangen, an deren Ende eine Schnur mit 3 großen Angelhaken befestigt wird, die in einem Büschel von Haaren, Band und bunten Federn verborgen sind. So wie der Fisch auf diese vermeintliche Leckspeise zufährt, ist er auch gefangen, und damit er durch Abbeißung der Haken und Schnur nicht entkomme, stößt der Fischer das Schilf, worin der Fisch sich verbirgt, sogleich zurück, zieht den Gefangenen an sich, und schwingt ihn plötzlich und mit vieler Gewandtheit ins Boot. — Das Heer und die Verschiedenheit der Vögel ist ungemein groß. Die gemahlten Finken, die blauen Hänflinge, die Golddrosseln, die Nachtschwalben, die muntern Spottvögel und andere Sänger, lassen sich in den Gehölzen häufig hören. Der Holz-Pelikan, der aufrecht stehend 3 Fuß misst, hat einen langen, starken, an der Spitze etwas gekrümmten Schnabel, lange Beine, unter der Kehle einen kleinen Beutel und ein schönes Gefieder, nährt sich von Schlangen, Würmern, Fröschen und Alligatorbrut, und lebt einsam am Ufer großer Flüsse und in gro-



ßen Brüchen. Der Schreivogel hat die Größe eines Huhns, einen 5 Zoll langen, abwärts gekrümmten dunkelgrünen Schnabel, bleifarbiges Gefieder, und lange Beine. Wenn ihn etwas beunruhigt, erhebt er ein lautes Geschrei.

Florida soll nicht viel über 10000 Einwohner haben. Es sind Spanier, Franzosen, Engländer, Griechen, die vom Griechischen Archipel und Minorka sich hieher begeben haben, Neger und Eingeborne von den Stämmen der Creeks und Muskogulgen. Die Europäer wohnen in den Örtern an den Küsten, und haben das innere Land immer noch den freien Indianern überlassen.

In West-Florida liegt die Stadt Pensacola, die, mittelst eines guten Hafens, Häute, Indigo, Cacao, Vanille, Reis, Sassafras, (jährlich etwa 50 Centner) Perlen, Holz ꝛc. nach Europa sendet. Nicht weit davon ist das Fort Mobile. In Ost-Florida finden wir die befestigte Hauptstadt St. Augustin am Atlantischen Meere, mit 2000 Einwohnern und einem Hafen, und in der Nähe das Fort St. John.

Jetzt stehn wir an der Grenze des Spanischen Amerika. Ein Blick auf die Charte wird uns von der Größe desselben überzeugen, wogegen sich ganz Europa verliert. In beständigem Zusammenhange liegt es in der heißen und den gemäßigten Zonen, empfindet die gelindeste, angenehmste Witterung, so wie die unmäßigste Hitze. Unter diesem Himmel wirkt die Natur unaufhörlich, mannigfaltig, wohlthätig, aber auch zerstörend. Die schätzbarsten Producte, die Europa theuer erkauft, gedeihen im Überflusse; und was der Erde anvertraut wird, giebt sie hundertfäl-



tig wieder. Wollte man den Boden besser bearbeiten, und seine Producte veredlen, so würden diese Länder eine weit größere Menschenzahl ernähren, und die Gegenstände des ausgebreitetsten Handels nicht nur vermehren, sondern auch von der ausländischen Abhängigkeit befreit werden.

Zum **Handel** haben sie ohnstreitig die herrlichste Lage: zwei große Meere, welche mehrere ansehnliche, schiffbare Flüsse aufnehmen, und treffliche Seehäfen bilden, verbinden sie hier mit Europa und Afrika, dort mit Asien und Australien. Und so könnten diese Amerikanischen Besitzungen das Mutterland Spanien zu dem reichsten und mächtigsten Reiche erheben, wenn es nicht so wol im Handel, als auch in andern Dingen Einschränkungen machte, die seinem wahren Vortheile entgegenarbeiten. Zwar hat eine einigermaßen verbesserte Einrichtung des Handels zwischen Spanien und seinen Pflanzstädten den Vortheil auf beiden Seiten vergrößert, und das Verkehr erweitert; allein die zu hohen Ein- und Ausfuhrzölle von fremden Waaren, welche Spanien gar nicht, oder doch nicht hinlänglich liefert, die Entfernung der Ausländer von allen Spanischen Häfen in Amerika, die Aussicht, daß der Amerikaner Europäische Fabrikate von den Engländern, Holländern und Franzosen um 22 Procent wohlfeiler erhalten kann, als von Spanischen Kaufleuten, die Einschränkung, daß manches Land aus der dritten, vierten Hand nehmen muß, was es aus der ersten bekommen könnte, und andre Fehler, befördern einen Schleichhandel, der fremden Nationen die Schätze in die Hände spielt, welche dem rechtmäßigen Herrn verbleiben sollten. Im Jahr 1792 betrugen die Europäischen Waaren, womit Cadiz die Colonien versorgte, 270 Mill. Realen. Seidenzeuge ausgenommen, bestanden die übrigen Artikel in fremden Waaren, besonders in Leinwand. Die Rückladung belief sich über 700 Mill. Realen. Die sämmtliche Aus-



fuhr der Colonien nach Spanien soll, wie man glaubt, jährlich 89,095052 Livres, oder zwischen 22 und 23 Mill. Thaler an Gold und Silber, und 34,653902 Livres, oder fast 9 Mill. Thaler an andern Producten betragen. Ganz Amerika, von der Südspitze bis zum unbekannten Norden, durchzieht ein hohes Gebirge, das seine Äste nach allen Seiten ausbreitet. Den Spaniern schließt dieser Erdrücken seine Schätze auf. Seit der Entdeckung jenes Erdtheils haben die reichen Gruben jährlich an 24 Millionen Thaler verzolltes Gold und Silber geliefert, und gewiß sind ohnedem über 6 Mill. heimlich ausgeführt worden. Anfänglich muß die Ausbeute weit reichlicher gewesen sein, als jetzt. Den Mangel zu ersetzen, sind Europäische Bergleute in Dienst genommen worden.

Allein, wenn Spanien von seinem Handel schon jetzt mehr Vortheile ärntet, als sonst, so bleibt doch noch viel zu thun übrig. Es fehlt noch an Menschen, an Industrie, an gehöriger Ausbildung, an anständiger Freiheit. Noch sind weitläuftige Landstriche Wüsteneien und der Aufenthalt wilder Thiere; noch werden Landbau, Manufakturen, Fabriken, und selbst in mehrern Gegenden der Handel, überhaupt nützliche und wohlthätige Gewerbe, vernachlässigt. In wie wenigen Städten zeigt sich Amerikanischer Kunstfleiß? Aber noch seufzt der Eingeborne unter dem härtesten Drucke, noch bemüht man sich wenig oder gar nicht, ihn gesitteter, verständer und für das Gemeinwohl thätiger zu machen. Und wie ist für Künste, Wissenschaften, und überhaupt für Geistesbildung gesorgt? Sind gleich Schulen und sogar Unviversitäten errichtet, so werden sie doch nie den Zweck erreichen, für welchen solche Anstalten bestimmt sind, so lange ihre Einrichtung, die eingeführte Lehrart, der herrschende Geschmack, die Entfernung der schätzbarsten Producte menschlichen Geistes, und andere Ursachen, demselben entgegenarbeiten. Mit

einem

einem Worte, alle Zweige der Regierung bedürfen einer großen wohlthätigen Verbesserung, die Spanien aus falscher Politik und besondern Grundsätzen noch nicht ins Auge gefasst hat.

Wir besuchen nun einige von den zahlreichen Völkerschaften, die man unter dem allgemeinen Namen der

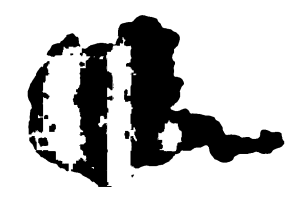
freien Indianer

begreift, die vom Mexikanischen Meerbusen bis an die Hudsonsbai, und von dem Alleghany-Gebirge oder den vereinigten Staaten bis an das stille Meer, unabhängig nomadisiren oder feste Wohnsitze haben. Diejenigen, die nördlich vom Assinipoel-Fluß und westlich von der Hudsonsbai wohnen, kommen unten vor. —

Die freien Indianer-Länder sollen 150000 Quadratmeilen groß, aber nicht verhältnißmäßig bevölkert sein. Man berechnet die streitbare Macht aller dieser Völker nur auf 100000 Mann. Diese Landstriche wechseln mit Gebirgen, worunter sich die Apalachen befinden, mit Hügeln, Ebnen und Niederungen ab. Große Landstriche sind mit dicken Wäldern bewachsen. An Seen und Flüssen fehlt es nicht. Letztere habe ich schon bei Louisiana und Florida genannt. Die Ebnen haben eine sehr milde, die südlichern Distrikte warme, und die nördlichern kalte Luft. Die meisten Gegenden werden ihrer Fruchtbarkeit wegen gerühmt, und sie haben die Producte, die ich theils bei den durchreisten Nordamerikanischen Ländern schon angeführt habe, theils bei den vereinigten Staaten und bei Canada noch anführen werde. Die verschiedenen Nationen

dieser weitläuftigen, von der Natur nicht stiefmütterlich versorgten Länder, in welchen man 7 bis 8 Hauptsprachen unterscheidet, kommen in den wesentlichen Stücken, in der Bildung, der Lebensart, den Sitten, dem Charakter ꝛc. mit einander überein. Daher ist die Beschreibung der Floridaner auf die Natcher und deren Nachbaren anwendbar; und selbst die Völker an den Canadischen Seen haben, wie wir bald sehen werden, mit denen am untern Missisippi und in Florida große Ähnlichkeit.

Wir wollen sie etwas näher betrachten, und fangen in Florida und den angrenzenden Ländern an. Sie heißen Muskogulgen, Siminolen, Tschirokesen, Tschikasahs und Creeks oder Krihks. Diese Völker haben sich in 56 Ortschaften verbunden, und zählen etwa 11000 Köpfe. Die Kriege, Blattern, und der immer stärkere Gebrauch geistiger Getränke, vermindern die Anzahl derselben immer mehr. Sie sind stark, wohlgewachsen, bis 6 Fuß hoch, kupfer- und olivenfarbig; bestreichen sich auch wol mit einem Pflanzensaft, der schwarz färbt; haben regelmäßige Gesichtszüge, eine etwas gekrümmte Nase, kleine, schwarze Augen, eine offene Stirn, freien Blick, und langes schwarzes Haar, das ebenfalls bestrichen und auf dem Kopfe zusammen gebunden wird. — Ihr Charakter macht ihnen Ehre. Sie sind gerecht, redlich, fleißig, genügsam, wohlthätig, schonend, edelmüthig, ausdauernd, friedlich, liebreich gegen die Ihrigen, zärtlich gegen ihre Kinder, fröhlich, munter, lebhaft, gesprächig; zeigen, außer Eroberungs- und Rachsucht, wenig Begierden; sind die treusten Freunde, sind thätig, fest, ernsthaft, aufmerksam, freigebig und gastfrei. Ein Fremder geht beliebig in ein Haus und sagt: „ich bin gekommen.“ Man antwortet ihm: „das ist gut,“ und sofort werden Speise und Trank herbeigeholt. Ist der Fremde gesättigt, so nimmt er mit den Worten: „ich gehe,“ Abschied; man erwiedert ihm:



„das thust Du." Ein Fremder braucht in keine Gesellschaft eingeführt zu werden; er führt sich selbst ein, denn jeder zeigt Herzlichkeit, Freundschaft und Zutrauen. Sie leisten einander gegenseitige Hülfe, ohne auf Belohnung zu sehen. Aber man kann sie auch leicht zum Zorn reizen, und sind sie beleidigt, so rächen sie sich grausam. Dabei sind sie fein, schlau und gegen Europäer mißtrauisch, wovon aber diesen, die jenen schon manche Fehler und Laster beigebracht haben, die meiste Schuld beizumessen ist. — Beide Geschlechter gehen gewöhnlich unbekleidet, bis auf ein Rehfell, oder ein Stück Leinwand oder Tuch, das um den Unterleib gewunden wird. Hemden sind so wenig gebräuchlich, als Strümpfe. Aber sie tragen eine Art von Halbstiefeln, wenn sie nicht mit bloßen Füßen gehn. In den kalten Winternächten bedient man sich eines Mantels. Zum Putz gehört Ausschmückung des Haars mit Silberplatten und Nadeln, mit gemahlten Röhren und Federbüschen; Ohrgehänke, ein großer, silberner, halbkreisförmiger Halsschmuck, silberne Armbänder, goldene Ketten, hochrothe Bemahlung des Gesichts und der Brust, ein feiner, rother oder blauer tuchner Mantel, mit Frangen und silbernen Glocken besetzt, oder ein aus prächtigen Federn künstlich verfertigter kurzer Umschlag. — Ihre Fröhlichkeit, die selbst auf dem Gesichte des Greises zu lesen ist, drücken sie auch durch Musik, Gesang und Tanz aus. Die musikalischen Instrumente sind Trommeln, Klappern, Kürbisse und Flöten von Rohr, worauf sie rauhe, melancholische Töne hervorbringen. Allein die Musik, so unvollkommen sie immer sein mag, hält mit dem Gesange oder Tanze den genausten Takt. Sie haben Krieges-, Trink- und Liebeslieder. Ihre Nationalfeste sind der Jagd und dem Ackerbau gewidmet. Das Vornehmste fällt im August nach der Ärnte. Dann wird zugleich alles Veraltete, und was nicht weiter gebraucht werden kann,



dieser weitläuftigen, von der Natur nicht stiefmütterlich versorgten Länder, in welchen man 7 bis 8 Hauptsprachen unterscheidet, kommen in den wesentlichen Stücken, in der Bildung, der Lebensart, den Sitten, dem Charakter rc. mit einander überein. Daher ist die Beschreibung der Floridaner auf die Natcher und deren Nachbaren anwendbar; und selbst die Völker an den Canadischen Seen haben, wie wir bald sehen werden, mit denen am untern Mississippi und in Florida große Ähnlichkeit.

Wir wollen sie etwas näher betrachten, und fangen in Florida und den angrenzenden Ländern an. Sie heißen Muskogulgen, Siminolen, Tschirokesen, Tschikasahs und Creeks oder Krihks. Diese Völker haben sich in 56 Ortschaften verbunden, und zählen etwa 11000 Köpfe. Die Kriege, Blattern, und der immer stärkere Gebrauch geistiger Getränke, vermindern die Anzahl derselben immer mehr. Sie sind stark, wohlgewachsen, bis 6 Fuß hoch, kupfer- und olivenfarbig; bestreichen sich auch wol mit einem Pflanzensaft, der schwarz färbt; haben regelmäßige Gesichtszüge, eine etwas gekrümmte Nase, kleine, schwarze Augen, eine offene Stirn, freien Blick, und langes schwarzes Haar, das ebenfalls bestrichen und auf dem Kopfe zusammen gebunden wird. — Ihr Charakter macht ihnen Ehre. Sie sind gerecht, redlich, fleißig, genügsam, wohlthätig, schonend, edelmüthig, ausdauernd, friedlich, liebreich gegen die Ihrigen, zärtlich gegen ihre Kinder, fröhlich, munter, lebhaft, gesprächig; zeigen, außer Eroberungs- und Rachsucht, wenig Begierden; sind die treusten Freunde, sind thätig, fest, ernsthaft, aufmerksam, freigebig und gastfrei. Ein Fremder geht beliebig in ein Haus und sagt: „ich bin gekommen.“ Man antwortet ihm: „das ist gut,“ und sofort werden Speise und Trank herbeigeholt. Ist der Fremde gesättigt, so nimmt er mit den Worten: „ich gehe,“ Abschied; man erwiedert ihm:



„das thust Du." Ein Fremder braucht in keine Gesellschaft eingeführt zu werden; er führt sich selbst ein, denn jeder zeigt Herzlichkeit, Freundschaft und Zutrauen. Sie leisten einander gegenseitige Hülfe, ohne auf Belohnung zu sehen. Aber man kann sie auch leicht zum Zorn reizen, und sind sie beleidigt, so rächen sie sich grausam. Dabei sind sie fein, schlau und gegen Europäer mißtrauisch, wovon aber diesen, die jenen schon manche Fehler und Laster beigebracht haben, die meiste Schuld beizumessen ist. — Beide Geschlechter gehen gewöhnlich unbekleidet, bis auf ein Rehfell, oder ein Stück Leinwand oder Tuch, das um den Unterleib gewunden wird. Hemden sind so wenig gebräuchlich, als Strümpfe. Aber sie tragen eine Art von Halbstiefeln, wenn sie nicht mit bloßen Füßen gehn. In den kalten Winternächten bedient man sich eines Mantels. Zum Putz gehört Ausschmückung des Haars mit Silberplatten und Nadeln, mit gemahlten Röhren und Federbüschen; Ohrgehenke, ein großer, silberner, halbkreisförmiger Halsschmuck, silberne Armbänder, goldene Ketten, hochrothe Bemahlung des Gesichts und der Brust, ein feiner, rother oder blauer tuchner Mantel, mit Frangen und silbernen Glocken besetzt, oder ein aus prächtigen Federn künstlich verfertigter kurzer Umschlag. — Ihre Fröhlichkeit, die selbst auf dem Gesichte des Greises zu lesen ist, drücken sie auch durch Musik, Gesang und Tanz aus. Die musikalischen Instrumente sind Trommeln, Klappern, Kürbisse und Flöten von Rohr, worauf sie rauhe, melancholische Töne hervorbringen. Allein die Musik, so unvollkommen sie immer sein mag, hält mit dem Gesange oder Tanze den genausten Takt. Sie haben Krieges-, Trink- und Liebeslieder. Ihre Nationalfeste sind der Jagd und dem Ackerbau gewidmet. Das Vornehmste fällt im August nach der Ärnte. Dann wird zugleich alles Veraltete, und was nicht weiter gebraucht werden kann,



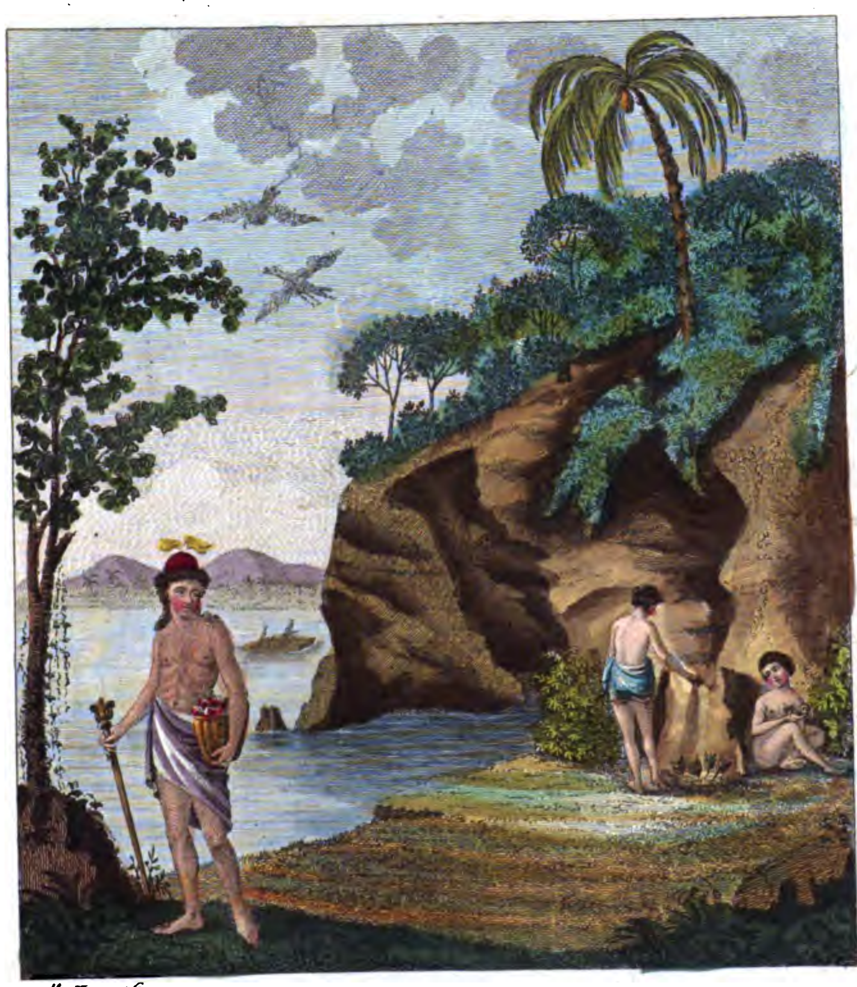
zusammen geholt und gefegt, und haufenweise verbrannt. Dies ist ihr Neujahrsfest. — Sie wohnen in Städten und Dörfern von verschiedener Größe. Ein Haus ist etwa 30 Fuß lang und 12 breit. Die Thür ist in der Mitte. Ein Flur trennt das Ganze in zwei große Zimmer: (doch hat ein Tschirokesisches Haus 3 durch innere Thüren verbundene Stuben): das eine ist die Küche und der gemeinschaftliche Saal; das andere die Wohnstube. Etwas entfernt von diesem Wohnhause steht ein anderes, das an drei Seiten offen ist und auf Pfeilern ruht. Es hat ein flaches Dach, auf welches man mittelst einer Leiter steigt, und wo der Hausvater die Gäste empfängt. Darunter sind die Magazine für Bataten, Korn und andere Lebensmittel. Die Häuser bestehn aus Fachwerk, sind ein Stock hoch, mit einer Masse aus rothem Thon und Gras beworfen, und mit Schindeln oder Baumrinde gedeckt. — Jeder Ort hat seine Felder, die gemeinschaftlich bestellt und abwechselnd gegen das Wild gehütet werden. Bei der Ärnte bekommt jede Familie ihren eignen Distrikt, und bringt den Gewinnst von demselben in ihre Scheunen. Außerdem aber giebt jeder Hausvater eine beliebige Quantität in ein allgemeines Magazin, aus welchem jeder sich so viel fordern darf, als er braucht, wenn sein Vorrath, wider Erwarten, schneller aufgezehrt sein sollte. Auch bekommen aus diesem Vorrathshause diejenigen Örter Unterstützung, die wenig geärntet haben, die Fremden und die Krieger. — Ihre Speisen sind Getreide, Kartoffeln, Melonen und andere Unter- und Baumfrüchte, Wurzeln, Fische, Geflügel, Rind- und Alligatorfleisch und Wildpret. Ein Stück fettes, geröstetes Rindfleisch, gekochtes Fleisch mit Brühe, in Schalen und Kesseln aufgetragen, und Kaldaunensuppe von Ochsenmägen und Gewürze, sind die Gerichte festlicher Gelage. Ihr gewöhnliches Getränk ist Wasser, und nur selten ein aus



Palmensaft verfertigter berauschender Trank. Diejenigen aber, die mit den Europäern Umgang haben, und Handel treiben, kennen auch den Branntwein und Rum nur allzugut. Indeß geht die Mäßigkeit und Enthaltsamkeit der meisten so weit, daß sie durchaus nicht die Einführung Europäischer geistiger Getränke erlauben, und die durch dieselben entstehenden wilden Bachanalien verabscheuen. Wird jemand krank, so bekommt er einen aus Kräutern zubereiteten Saft, der in den mehresten Fällen hilft. — Da sie von den Europäern fast alle Kunstsachen bekommen können, so verfertigen sie nichts weiter, als ihre Häuser, ihre Kähne oder Canots, ihre Kleider, Pfeifen, Trommeln und dergleichen mehr. Die Hauptbeschäftigung des Mannes ist Jagd und Krieg. Die Weiber arbeiten auf dem Felde, machen irdene Gefäße, spinnen und weben, und verfertigen überhaupt Kleidungsstücke und Putz. Ihre aus Baumstämmen verfertigten Kähne sind groß, so daß einige wol 20 bis 30 Menschen fassen könen. Damit fahren sie nicht bloß auf den Flüssen, sondern auch längs den Küsten und über das Meer bis nach den Bahama-Inseln und nach Cuba, und handeln Caffee, Zucker, Taback, und was sie sonst bedürfen, ein. Dieser Handel macht sie, z. B. die Siminolen, mit den Spanischen Sitten bekannt, die sie schon guten Theils angenommen haben. — Ihre Regierung ist sehr einfach. Diejenigen, die sich durch Tapferkeit und gute Rathschläge auszeichnen, haben das meiste Gewicht. Aus ihnen werden die Oberhäupter gewählt, an deren Spitze der Mico oder König steht, dem man zwar mit Achtung und Liebe begegnet, aber ihn nicht fürchtet, denn er ist kein Despot. Er hat mit jedem andern dieselben Sitten und dieselbe Lebensart, gleiche Wohnung und gleiche Kleidung. Bei den Berathschlagungen, die in einem abgesonderten runden Hause allemal vor einer Unternehmung gehalten werden — denn man pflegt

hier vor der That zu überlegen — und woran auch die Priester, aber durchaus keine Weiber und Kinder Antheil nehmen, hat der Mico zwar den Vorsitz, aber seine Stimme keinen Vorzug. Ihm kommt indeß das Vorrecht zu, die Versammlung zu berufen, Gesandten Audienz zu geben, Geschenke von ihnen zu empfangen, und das allgemeine Kornmagazin zu verwalten. Der nächste nach ihm, ist der große Kriegesanführer oder der lange Krieger, der in Kriegesangelegenheiten die erste Stimme hat, und das Heer anführt. Außerdem hat jeder Stamm noch mehrere bejahrte Oberhäupter, die gleichsam den Staatsrath des Mico ausmachen. Streitigkeiten kommen bei ihrer Duldsamkeit, und ihrem friedlichen, freundschaftlichen Benehmen selten vor, und entstehn sie ja, so werden sie nicht in die Länge gezogen. — Sie verehren Sonne und Mond, und opfern ihnen Früchte und Theile von geschlachtetem Vieh, indem sie das Opfer unter Gebeten ins Feuer werfen. Ihre ehemaligen Tempel haben sie verfallen lassen, weil sie von den Europäern entweiht worden sind. Einige von ihnen sind Christen, wenigstens tragen sie ein silbernes Crucifix am Halse. — Auf dem Marsche und in der Schlacht sind die Oberhäupter, so wie die übrigen, mit Keulen, Bogen und Pfeilen wohl bewaffnet, immer an der Spitze des Zuges. Ohne sie vorher zu quälen, werden viele Kriegesgefangene der Gottheit zu Ehren, verzehrt, nachdem man ihnen, so wie andern getödteten Feinden, die Haut vom Kopfe gestreift hat, womit die alten Weiber beim Siegesfeste ihr Haupt schmücken. Den gefangenen Weibern und Kindern geschieht kein Leid, höchstens ist ihr Loos Sklaverei. Die männlichen Gefangenen, die man am Leben läßt, müssen ebenfalls Sklavendienste verrichten; verheirathen sie sich aber, wozu man sie ermuntert, um sie dem siegenden Volke einzuverleiben, so genießen sie die Freiheiten und Rechte ihrer Herren. —

A



M: Haas Sc.

Taf. VI.

Jedes Oberhaupt steht in Ansehn, und wird geehrt. Stirbt einer aus ihrer Mitte, so wird er feierlich beerdigt, und die ganze Ortschaft weint und fastet 3 Tage lang. Man verbrennt die Hütte des Verstorbenen mit seinen Waffen, seinem Hausgeräthe, und mit allem, was er im Leben brauchte, nur seinen gewöhnlichen Trinkbecher nicht, welcher auf das Grab gesetzt wird. Seine Weiber — denn hier nimmt sich jeder so viel, als er ernähren kann, aber nur eine ist die rechtmäßige Gattin, die übrigen sind Sklavinnen, — schneiden sich ihren größten Schmuck, das schöne lange Haar ab, und streuen es auf das mit Pfeilen umpflanzte Grab, bei welchem gedungene Klageweiber ein halbes Jahr täglich dreimal laut klagen und weinen müssen. — Sie geben ihren Kindern eine zweckmäßige Erziehung. Die Mutter säugt das Kind zwei Jahre lang, und trägt es so lange auf ihrem Rücken herum, bis ihr die Last zu schwer fällt. Sobald die Kleinen ihre Füße gebrauchen können, werden sie im Laufen, Klettern, Schwimmen, und in den Waffen geübt. Den Knaben erzählt man die tapfern Thaten der Vorfahren, und erlaubt ihnen bei reifern Jahren den Zutritt zu den öffentlichen Versammlungen. Dadurch sucht man sie eben so sehr zur edlen Nacheiferung und zur Kühnheit zu reizen, als an Verschwiegenheit und Ernsthaftigkeit zu gewöhnen. Man bestraft die Kinder nicht, weil man es für unnöthig und ungerecht hält. Denn hätte ein Kind, so sagen sie, seinen völligen Verstand, so würde es nichts Böses thun; und ist es erwachsen, so kann es selbst urtheilen und hat Niemandem von seinen Handlungen Rechenschaft zu geben. Die Mutter pflegt über die Unart ihrer Tochter zu weinen, und nachdem diese die Ursache der mütterlichen Thränen vernommen hat, bereut sie ihren Fehler, und nimmt sich vor, die Mutter nicht mehr zu kränken. — Die frühe Ausbildung des Körpers macht diese Völker ausnehmend behend

und gewandt. Männer und Weiber erklettern pfeilschnell den höchsten Baum, schwimmen mit gleicher Fertigkeit über breite Flüsse, wobei sie die Kinder auf dem Rücken haben, und führen eben so geschickt ihre Waffen. Ich hätte sehr leicht noch mehr von diesen nichts weniger als wilden Völkern sagen können, wenn der Raum mich nicht nöthigte, weiter zu gehen; das wenige aber zeigt, daß sie sich den civilisirten Nationen sehr nähern, und in vielen Stücken ihnen gleich kommen.

Zunächst kommen wir zu den an den südlichen Ufern des Missisippi wohnenden Natchern, die ehedem weit mächtiger gewesen, von ihren östlichen Nachbaren aber sehr geschwächt worden sind. Ihre Häuser sehen viereckigen Zelten ähnlich, deren aus Blättern und Maisstroh verfertigte Decken gewölbt sind. Sie bauen aber auch Hütten von Holz und Lehm, und behängen die Wände in- und auswendig mit Matten und Fellen. Die Wohnung des Oberhaupts ist größer, als die übrigen, und liegt abgesondert auf einer Anhöhe, wenn diese auch zu dem Behufe absichtlich hätte aufgeführt werden müssen; hat aber, wie die andern Wohnungen, kein Hausgeräth, außer einem hölzernen Bette.

Weiter hinauf in Louisiana folgen die Akansas oder weißen Indianer, welche von ihrer weißen Haut, worin sie den Europäern gleichen, den Namen führen, 20 bis 30000 Köpfe stark sein mögen, in bequemen Häusern und Städten wohnen, Ackerbau und Viehzucht treiben. — Östlich von ihnen am Missisippi halten sich die Illinesen auf, ein gutes, sanftmüthiges, thätiges und arbeitsames, aber kleines Volk, das sich mit dem Feldbau, aber auch mit der Federviehzucht beschäftigt, und viel Geschicklichkeiten zeigt. Die Weiber sollen unter andern das Ochsenhaar so fein spinnen, daß man das Gespinnst für Seide halten könnte. Sie verfertigen daraus Zeuge, färben sie schwarz, gelb,

roth, und machen alsdann Kleider daraus, wobei sie sich der Rehsehnen statt des Zwirns bedienen; und ihre Nähte sind sauber und fein. Die meisten aus diesem Volke sind Christen. Westlich von ihnen wohnen die Missurier in tausend Ortschaften, und nördlich von diesen die Sioux, ein zahlreiches nomadisches Volk, das sich weit ausgebreitet hat, und noch immer mächtig ist. Nördlich vom Missuri nach Canada zu, und selbst in diesem Lande, in der Gegend der großen Seen, wohnen die Nadowessier, Huronen, die sogenannten sechs Nationen, wozu die Irokesen und Senekaer gehören; die Mohawks, Tschipiwäer, Algonkinen, Abenakier, Ottogamier, Atawaer, Sakier, Nipissong=Indianer und andere. Diese Indianer sind ebenfalls groß, wohlgewachsen, gesund und behend. Selten sieht man eine Mißgestalt unter ihnen. Die wenigsten sind dick, untersetzt und starknervig, vielmehr haben sie einen zarten Körperbau; aber sie könnten doch ihrer Natur nach ein hohes Alter erreichen, wenn sie ihre Gesundheit nicht durch Branntwein, durch Unmäßigkeit aller Art, durch langes Fasten und durch übertriebene Märsche zerstörten. Ihre Gesichtszüge sind regelmäßig, die Augen schwarz und klein, die Backenknochen hervorstehend, die Nase abwärts gebogen, die Zähne weiß und fest, die Brust voll, das Haar lang, schwarz und grob; die Miene kriegerisch, der Gang fest; und viele zeigen in der Haltung des Körpers Anstand und Würde. Das Frauenzimmer kann in der Jugend auf Schönheit Anspruch machen, aber in dem 30sten Jahre ist es schon häßlich. Dies rührt von ihrer schweren Arbeit, ihrer Nachlässigkeit und von ihrem Schmutze her. Haare können sie nicht leiden; sie rupfen den Bart, die Augenbraunen und Wimpern, und die Männer sogar das Kopfhaar bis auf einen Fleck an dem Hinterkopfe aus. Hier schlagen sie das Haar in eine Locke, und

verzieren sie mit Korallen, Silber und Federn. Die Frauenzimmer, die das Auszupfen nicht lieben, tragen langes Haar, stecken es hinten auf, scheiteln es vor der Stirn, und ziehen auf der Haut daneben einen kleinen rothen Streifen. Diese Indianer werden, so wie alle Nordamerikanische Nationen, weiß geboren; aber ihre Lebensart giebt ihrer Haut eine kupfrige, braune und sogar schwärzliche Farbe. Je nachdem sie mehr oder weniger die Reinlichkeit lieben, oder in Rauch sitzen und sich den Sonnenstrahlen aussetzen, haben sie eine hellere oder dunklere Farbe. So werden die Missisaguer am Ontario-See in Canada durch ihren Schmutz und durch das Bestreichen ihres Körpers mit Fett und altem Thran, mit der Zeit fast ganz schwarz. — Die Indianer haben aus Gewöhnung scharfe Sinne. Nur im Alter versagt ihnen das Auge den Dienst; und man sollte doch glauben, daß es durch den Schnee und den Rauch in den Hütten weit früher angegriffen werden müßte. Eben so scharf sind ihr Gehör und Geruch. Man könnte sagen: sie riechen das Feuer eher, als sie es sehen. Ihr Gedächtniß ist ihnen so getreu, daß sie sich eines Orts, den sie in ihren jüngern Jahren einmal gesehen haben, noch auf ihrem Todtenbette erinnern, und nach vielen Jahren manche in einer Versammlung gehaltene Rede wiederholen können. Ihr Scharfsinn und Bemerkungsgeist sind gleich stark. Die Beschaffenheit der Bäume, welche auf der Nordseite das meiste Moos zu haben pflegen, und der Stand der Sonne, leiten sie durch die unwegsamsten Waldungen, und so kommen sie nach einer Reise von hundert Meilen gewiß zum Ziele. Ihr Land kennen sie auch so genau, daß sie jederzeit im Stande sind, eine richtige Charte davon im Sande zu zeichnen. Sie zeigen Witz und Beredsamkeit; denn es ist nichts ungewöhnliches, daß einer in der Volksversammlung, wahrscheinlich ohne viele Vorbereitung,

eine Rede von 5 Stunden hält. Das, wovon sie keinen Nutzen einsehen, achten sie nicht. Spielereien und Putz haben für sie so wenig Reiz, als ein mechanisches Kunstwerk, das nicht zu etwas Nützlichem bestimmt ist. Ihre Hütten sind in ihren Augen besser, als die vollkommensten und schönsten Gebäude eines dortigen Europäers. Aber ein Europäisches Schiff, Kunstreiter, Seiltänzer und andere Personen, die sich durch körperliche Stärke und Gewandtheit auszeichnen, erregen ihre ganze Aufmerksamkeit. Im Schauspielhause würden sie gähnen, nicht aus Mangel an Gefühl, denn ihr Charakter und ihr Betragen gegen Freunde, Kinder und Nothleidende zeugen nicht von Gleichgültigkeit; aber sie gewöhnen sich frühzeitig zu einem Gleichmuthe, ohne den, nach ihrer Meinung, Niemand ein Mann, ein Krieger sein kann. Was sie angeht, ergreifen sie mit Vorsicht und Leichtigkeit. Erst überlegen sie männlich, mit kaltem Blute, dann führen sie mit Feuer aus. Viele unter ihnen besitzen einen bewundernswürdigen Muth, eine ungewöhnliche Geduld und eine unbezwingbare Standhaftigkeit beim größten Mangel, so wie in Erduldung der peinlichsten Schmerzen. Hier kann man sehen, was Gewohnheit, was Übung vermag. Knaben und Mädchen versuchen, wie lange sie eine glühende Kohle zwischen nackten Ärmen halten können. Die Jagd- und Reise-Strapazen härten sie ab, und lehren sie, aller Gefahr zu trotzen. Zwar setzen sie sich derselben nicht ohne Noth aus, weil sie sich, bei ihrer geringen Anzahl, so viel als möglich zu erhalten suchen; aber sie kämpfen auch mit Löwenmuth und Kraft, wenn es sein muß. Ihr Charakter hat eine sonderbare Mischung von Gutem und Bösem, von Sanftmuth und Schonung, von Härte und Grausamkeit. Sie sind gefällig, gastfrei, verschwiegen, redlich, treu, und nehmen sich des Leidenden herzlich an. Jeder hat einen Freund, von dem ihm nicht die

dickſten Wälder und meilenweite Wege, und ſelbſt der Tod nicht trennen kann. Ihr Ernſt iſt natürlich, ungezwungen. Gegen ihres Gleichen ſind ſie nachgebend und freundſchaftlich. Selten entſtehn Zänkereien, und wenn ſie entſtehn, ſo ſchimpfen und fluchen ſie nicht, und betragen ſich nicht lärmend und pöbelhaft. Ihre Höflichkeit iſt natürlich, nicht erlernt. Sie unterbrechen den Redenden nie, und widerſprechen nicht gerade zu; höchſtens ſagen ſie: „wir ſind überzeugt, daß Du glaubſt, was Du uns da erzählſt, aber es ſcheint uns nicht wahrſcheinlich.“ Ihre Freigebigkeit und Uneigennützigkeit ſind nicht weniger lobenswerth. Sie theilen ihren Überfluß gern mit den dürftigen Nachbaren, und wundern ſich, wie es möglich ſein könne, daß ein Menſch alles Gefühl ſo ſehr verleugnen ſollte, ſich auf Koſten andrer zu bereichern, und zu ſchwelgen, wenn jene darben. Sie kennen kein andres Eigenthum, als ihre Kleider, Waffen und Hausgeräthe, alles Übrige gehört der Gemeinde, und jedes Glied derſelben hat gleiche Anſprüche daran. Gegen Fremde ſind ſie ernſthaft und zurückhaltend, aber nie verlegen, nie plump oder gemein, und ſie würden in der artigſten Geſellſchaft von Europäern erſcheinen können. Unter ſich ſprechen ſie mit vieler Munterkeit. Ihre Kinder lieben ſie zärtlich, ob dieſe gleich ihre Ältern oft ſchändlich behandeln. Junge Leute bezeigen den Alten Ehrfurcht. Aber der Indianer hegt auch von ſich eine zu hohe Meinung, und verachtet jeden Fremden. Er iſt leichtſinnig, unbeſtändig, gegen den Europäer mißtrauiſch und argwöhniſch, verſteckt; wird zum Verräther, wenn es ſein Vortheil heiſcht; verfolgt ſeine Rache mit der größten Begierde, und vererbt ſie vom Vater auf den Sohn, bis ſich eine Gelegenheit findet, ſie zu ſättigen, und ſeinen Gefangenen quält er mit inniger Freude. — Vielweiberei und Verheurathungen unter Blutsverwandten ſind nicht Sitte. Die Ältern des Brautpaares verabreden die

Ehe desselben, welche bei den Huronen und Irokesen ohne Umstände getrennt werden kann. Aber bei andern Völkern verliert die entlaufene Frau, die Nase. Die Kinder werden drei Jahr gesäugt, und so lange sie unbehülflich sind, bindet man sie, in wollenes Zeug oder in Häute gewickelt, auf ein mit Moose belegtes Brett, lässt sie auf der Erde liegend schlafen, schaukelt sie auch wol in den Schlaf, indem man das Brett an einen Zweig hängt, und beim Ausgehen nimmt die Mutter das Kind mit dem Brette an einem Bande auf dem Rücken mit sich. Nach der ersten Kindheit bekommt das Kind, unter Schmausereien und Tänzen, einen Namen, der von einem Thiere hergenommen ist. Die Erziehung ist hart. Sobald die Kinder Hände und Füße gebrauchen können, sind sie sich auch selbst überlassen; man lässt sie unbekleidet kriechen und gehen, ins Wasser, in den Schnee, in den Schlamm, wohin sie wollen. Dadurch werden sie frühzeitig abgehärtet. Bald üben sie sich in den Waffen, und ringen oft sehr ernstlich mit einander. Die Ältern bringen ihnen bei Zeiten dort gewöhnliche Ehrgefühle bei, und die Jugend kann kaum die Gelegenheit erwarten, den Vorfahren durch tapfere Thaten ähnlich zu werden. Um sie von ihren Fehlern zu befreien, ermahnen und bitten die Ältern, drohn und strafen aber nie; höchstens spritzen sie dem ungehorsamen Kinde etwas Wasser ins Gesicht, und dies ist diesem die größte Strafe. Ist der Jüngling herangewachsen, so wird er in die Volksversammlung geführt, und an Nachdenken und Ernst gewöhnt. — In ihrer Kleidung haben sie nichts Hervorstechendes. Diejenigen Indianer, die mit Europäern umgehen, haben ihre alte Tracht größtentheils abgelegt. Sie bedienen sich der Hemden, Kamisöler, lederner und tachener Röcke und Beinkleider. Die letztern bestehn in einem Stücke Tuch, das zwischen den Beinen durchgezogen wird, und worüber zwei kleine

Schürzen hängen, eine vorn, die andere hinten. Dazu kommen die sogenannten Leggings, eine Art von Pantalons, die, von Zeug gemacht, von den Knöcheln bis auf die Mitte der Schenkel reichen, und fest anschließen. Junge Stutzer lassen sie sich auf dem Leibe so dicht annähen, daß es nicht möglich ist, sie wieder auszuziehn. Die Füße bedecken sie mit einer Art von ledernen Schuhen, Moccasin genannt, die aber keine Sohlen haben, aus einem Stücke Leder zusammen genäht sind, und vermittelst eines Riemens um das Bein befestigt werden. Auf dem Spanne liegt noch ein Läppchen, das bei Festlichkeiten verziert wird. Die Weiber tragen sich ganz wie die Männer, nur schlagen sie noch eine Decke um, die bis auf die Füße reicht, um den Hals zugesteckt, und bei Feierlichkeiten mit silbernen Knöpfen besetzt wird. Das Gesicht bemahlen und zerritzen, heißt hier sich putzen. Man zeichnet eine Figur auf die Haut, durchsticht die Züge bis aufs Blut und reibt gepülverte Farben hinein, damit die Figur nicht vergehe. Zum Anstreichen der Haut nehmen sie sich Zeit. Erst überziehn sie das Gesicht mit Fett, und dann reiben sie rothe, schwarze, blaue und grüne Farben darauf. Zuweilen geschieht dies vor einem Spiegel. Dazu kommt noch der übrige Putz. Die Haare werden mit Federn, Ohr und Nase mit silbernen Ringen, und die Brust mit Muscheln und mit Köpfen und Klauen von Raubvögeln geschmückt. Um die Ringe recht zu zeigen, gewöhnen sie die Ohren durch Gewichte bis auf die Brust herunter. Die Weiber tragen überdies noch Armbänder, und schmücken das Haar mit bunten Bändern, die lang herunterhängen. Der Leib wird gewöhnlich mit Fett eingerieben, und die Männer streuen auch wol, wenn sie nichts weiter als ihre Beinkleider anziehen, Federn und Thierhaare darauf. Es muß in der That belustigend sein, einen Haufen Indianer ankommen zu sehen. Der eine erscheint mit

einem ganz schwarzen Gesichte, hat auf der Nasenspitze und Oberlippe einen rothen Fleck und ein Paar Ochsenhörner auf dem Kopfe; ein anderer hat das eine Auge roth, das andere schwarz, und den Leib dick mit Federn bestreut; und ein dritter kommt mit einem schwarzen Gesichte, worauf wellenförmige Linien gezogen sind, nackend herbei, außer daß er, statt eines Tuchs, einen Vogel vor den Unterleib gebunden hat. — Viele Indianische Nationen sind Nomaden, einige haben feste Wohnplätze. Ihre Dörfer aber sind ein bloßer unordentlicher Haufen von Hütten, ohne Gassen, nur mit Pfahlwerk und Gräben vor Überfällen gesichert. Die Hütte wird aus dünnen Pfählen und Stücken von Baumrinde gemacht, welche mit Bast an jene befestigt werden. Einige dieser Hütten sind an allen Seiten fest zu, haben eine Thüre, und in der Mitte des Dachs einen Schornstein; andere sind an einer Seite ganz offen, und dann stoßen gewöhnlich 4 solcher Häuser zusammen, in deren Mitte das gemeinschaftliche Feuer brennt; noch andere sehen wie ein Kegel aus. Die Nadowessier machen sich Zelte von Häuten. Zur Jagdzeit, d. h. im Winter, bauen sie sich in den Wäldern Wohnungen von Schnee, und wissen die Zweige so in einander zu flechten, daß sie gute Dächer bilden, die das Herunterfallen der Schneemasse verhindern. Hausgeräthe giebts nicht viel: eine Bank von Rinde, die 2 bis 4 Fuß über der Erde steht, und zugleich das Bett vorstellt, ein paar kupferne Kessel, steinerne Töpfe, hölzerne Schüsseln und Löffel ist alles. Die Töpfe und ihre Pfeifenköpfe schneiden sie aus dem weichen Seifenstein, der in jenen Gegenden häufig gefunden wird. Die Beschäftigung des Mannes ist Jagd und Krieg, außerdem thut er nichts. Nach seiner Idee bringt ihm Arbeit keine Ehre, wol aber sei sie der Weiber Pflicht. Diese bestellen auch die Felder, welches aber bei einigen Völkerschaften noch nicht gewöhnlich ist. Die

Schürzen hängen, eine vorn, die andere hinten. Dazu kommen die sogenannten Leggings, eine Art von Pantalons, die, von Zeug gemacht, von den Knöcheln bis auf die Mitte der Schenkel reichen, und fest anschließen. Junge Stutzer lassen sie sich auf dem Leibe so dicht annähen, daß es nicht möglich ist, sie wieder auszuziehn. Die Füße bedecken sie mit einer Art von ledernen Schuhen, Moccasin genannt, die aber keine Sohlen haben, aus einem Stücke Leder zusammen genäht sind, und vermittelst eines Riemens um das Bein befestigt werden. Auf dem Spanne liegt noch ein Läppchen, das bei Festlichkeiten verziert wird. Die Weiber tragen sich ganz wie die Männer, nur schlagen sie noch eine Decke um, die bis auf die Füße reicht, um den Hals zugesteckt, und bei Feierlichkeiten mit silbernen Knöpfen besetzt wird. Das Gesicht bemahlen und zerritzen, heißt hier sich putzen. Man zeichnet eine Figur auf die Haut, durchsticht die Züge bis aufs Blut und reibt gepülverte Farben hinein, damit die Figur nicht vergehe. Zum Anstreichen der Haut nehmen sie sich Zeit. Erst überziehn sie das Gesicht mit Fett, und dann reiben sie rothe, schwarze, blaue und grüne Farben darauf. Zuweilen geschieht dies vor einem Spiegel. Dazu kommt noch der übrige Putz. Die Haare werden mit Federn, Ohr und Nase mit silbernen Ringen, und die Brust mit Muscheln und mit Köpfen und Klauen von Raubvögeln geschmückt. Um die Ringe recht zu zeigen, gewöhnen sie die Ohren durch Gewichte bis auf die Brust herunter. Die Weiber tragen überdies noch Armbänder, und schmücken das Haar mit bunten Bändern, die lang herunterhängen. Der Leib wird gewöhnlich mit Fett eingerieben, und die Männer streuen auch wol, wenn sie nichts weiter als ihre Beinkleider anziehen, Federn und Thierhaare darauf. Es muß in der That belustigend sein, einen Haufen Indianer ankommen zu sehen. Der eine erscheint mit

einem ganz schwarzen Gesichte, hat auf der Nasenspitze und Oberlippe einen rothen Fleck und ein Paar Ochsenhörner auf dem Kopfe; ein anderer hat das eine Auge roth, das andere schwarz, und den Leib dick mit Federn bestreut; und ein dritter kommt mit einem schwarzen Gesichte, worauf wellenförmige Linien gezogen sind, nackend herbei, außer daß er, statt eines Tuchs, einen Vogel vor den Unterleib gebunden hat. — Viele Indianische Nationen sind Nomaden, einige haben feste Wohnplätze. Ihre Dörfer aber sind ein bloßer unordentlicher Haufen von Hütten, ohne Gassen, nur mit Pfahlwerk und Gräben vor Überfällen gesichert. Die Hütte wird aus dünnen Pfählen und Stücken von Baumrinde gemacht, welche mit Bast an jene befestigt werden. Einige dieser Hütten sind an allen Seiten fest zu, haben eine Thüre, und in der Mitte des Dachs einen Schornstein; andere sind an einer Seite ganz offen, und dann stoßen gewöhnlich 4 solcher Häuser zusammen, in deren Mitte das gemeinschaftliche Feuer brennt; noch andere sehen wie ein Kegel aus. Die Nadowessier machen sich Zelte von Häuten. Zur Jagdzeit, d. h. im Winter, bauen sie sich in den Wäldern Wohnungen von Schnee, und wissen die Zweige so in einander zu flechten, daß sie gute Dächer bilden, die das Herunterfallen der Schneemasse verhindern. Hausgeräthe giebts nicht viel: eine Bank von Rinde, die 2 bis 4 Fuß über der Erde steht, und zugleich das Bett vorstellt, ein paar kupferne Kessel, steinerne Töpfe, hölzerne Schüsseln und Löffel ist alles. Die Töpfe und ihre Pfeifenköpfe schneiden sie aus dem weichen Seifenstein, der in jenen Gegenden häufig gefunden wird. Die Beschäftigung des Mannes ist Jagd und Krieg, außerdem thut er nichts. Nach seiner Idee bringt ihm Arbeit keine Ehre, wol aber sei sie der Weiber Pflicht. Diese bestellen auch die Felder, welches aber bei einigen Völkerschaften noch nicht gewöhnlich ist. Die

Speisen werden gekocht. Einige Völker backen in Asche eine Art von Brod aus Mais, Bohnen, Früchten und Fett, und genießen es warm. Im Essen sind sie mäßiger, als im Trinken, seitdem sie geistige Getränke kennen gelernt haben. Den Rum lieben sie vorzüglich, und trinken, um sich zu berauschen. Dann geben sie aber auch ein schreckliches Bild der Trunkenhet. Sie lärmen, schlagen und zerfetzen sich einander. Doch sind viele so vorsichtig, daß sie ihre Mordgewehre, wenn sie sich zum Trinken hinsetzen, einem andern in Verwahrung geben, oder die Weiber suchen sie ihnen zu entwinden. — Die Verfertigung des Hausgeräths und der Waffen, die Schnitzwerke auf den Pulverhörnern, Pfeifenköpfen und andern Dingen, die hanfartige Zubereitung einer Holzrinde zu bunten Zeugen, die Bemahlung und Verbrämung der Rehfelle, das Stricken der Gürtel und Kniebänder aus feinem Ochsenhaar, und die Stickereien auf den Schuhen rc., beweisen, daß sie im Ganzen nicht ungeschickt sind. Europa liefert ihnen zu ihren Arbeiten Äxte, Messer und andere Werkzeuge, die aber oft sehr unvollkommen sind. Sie verfertigen die Canots aus Birken- oder Palmenrinde, die sie an die Rippen, oder an die dünnen Stäbe von zähem Holze festbinden und mit Pech oder Harz bekleben. Nur die Mitte des Kahns berührt das Wasser, die beiden Enden stehen gekrümmt wenigstens 2 Fuß über demselben. Er wird mit Rudern in Bewegung gesetzt. — Diese Nationen haben einen sehr unvollkommnen Begriff vom höchsten Wesen, das sie für den Urheber und Herrn der Welt ansehen, verehren, und den großen Geist, oder, wie die Algonkinen, den großen Hasen nennen. Zugleich glauben sie mehrere Götter, gute und böse Geister. Die guten halten sie für die Beschützer der Menschen; und jeder Mensch, sobald er nur mit Spieß und Bogen umzugehen weiß, bekommt einen Schutzgeist. Alles in der Natur wird

von

von Schutzgeistern beschützt, und was sie sich nicht erklären können, ist ein Geist oder dessen Wirkung. Den bösen Gottheiten opfern sie Gewächse und Thiere, um sie durch diese Bestechung von ihrer Lust zu schaden abzuhalten. Sie scheinen von der Fortdauer nach dem Tode überzeugt zu sein, denn sie geben dem Verstorbenen alles mit, was er in jenem Leben gebrauchen könnte. Dort giebt es, nach Indianischen Begriffen, Strafe und Lohn; jene, und zwar die schwersten, für Kriegesgefangene; diesen, und zwar den besten, für tapfre Männer und gute Jäger. Da ist reiche Jagd, ewiger Frühling und Überfluß ohne Arbeit. Träume nehmen sie für Offenbarungen des göttlichen Willens, halten also viel darauf. Es wäre ein Verbrechen, nicht alles zu thun, was der Traum gebot. Kann der Einzelne die Deutung seiner nächtlichen Phantasie nicht erfüllen, so nimmt es die ganze Nation auf sich. Ordentlichen Gottesdienst haben diese Völker nicht, mehrentheils aber Priester, welche zugleich Ärzte sind, und durch vorgebliche Eingebungen sich Gewicht verschaffen. Verschiedene Indianer sind durch Katholiken und Mährische Brüder zum Christenthum gebracht worden, ohne von dem Geiste desselben etwas zu wissen. Sie begnügen sich mit Hersagung gewisser Gebete und mit Beobachtung einiger Ceremonien. — Krankheiten sind bei ihrer Lebensart nicht häufig; aber eben deshalb sehen sie darin eine Zauberei, und achten sie nur dann, wenn sie ihnen die Eßlust ganz benimmt. Verlässt der Arzt den Kranken, so verlässt ihn auch jeder, und er stirbt ohne Hülfe; aber dafür ist auch der Arzt seines Lebens nicht sicher. Hat der Kranke keine Rettung zu hoffen, so ergiebt er sich geduldig in sein Schicksal, lässt den letzten Schmaus anrichten, und nimmt mit Heiterkeit und Ruhe von seiner Familie und seinen Freunden Abschied. Um sie von ihren Schmerzen zu erlösen, schlagen einige Völker ihre unheilbaren Kranken todt. Bei an-

Speisen werden gekocht. Einige Völker backen in Asche eine Art von Brod aus Mais, Bohnen, Früchten und Fett, und genießen es warm. Im Essen sind sie mäßiger, als im Trinken, seitdem sie geistige Getränke kennen gelernt haben. Den Rum lieben sie vorzüglich, und trinken, um sich zu berauschen. Dann geben sie aber auch ein schreckliches Bild der Trunkenhet. Sie lärmen, schlagen und zerfetzen sich einander. Doch sind viele so vorsichtig, daß sie ihre Mordgewehre, wenn sie sich zum Trinken hinsetzen, einem andern in Verwahrung geben, oder die Weiber suchen sie ihnen zu entwinden. — Die Verfertigung des Hausgeräths und der Waffen, die Schnitzwerke auf den Pulverhörnern, Pfeifenköpfen und andern Dingen, die hanfartige Zubereitung einer Holzrinde zu bunten Zeugen, die Bemahlung und Verbrämung der Rehfelle, das Stricken der Gürtel und Kniebänder aus feinem Ochsenhaar, und die Stickereien auf den Schuhen ꝛc., beweisen, daß sie im Ganzen nicht ungeschickt sind. Europa liefert ihnen zu ihren Arbeiten Äxte, Messer und andere Werkzeuge, die aber oft sehr unvollkommen sind. Sie verfertigen die Canots aus Birken- oder Palmenrinde, die sie an die Rippen, oder an die dünnen Stäbe von zähem Holze festbinden und mit Pech oder Harz bekleben. Nur die Mitte des Kahns berührt das Wasser, die beiden Enden stehen gekrümmt wenigstens 2 Fuß über demselben. Er wird mit Rudern in Bewegung gesetzt. — Diese Nationen haben einen sehr unvollkommnen Begriff vom höchsten Wesen, das sie für den Urheber und Herrn der Welt ansehen, verehren, und den großen Geist, oder, wie die Algonkinen, den großen Hasen nennen. Zugleich glauben sie mehrere Götter, gute und böse Geister. Die guten halten sie für die Beschützer der Menschen; und jeder Mensch, sobald er nur mit Spieß und Bogen umzugehen weiß, bekommt einen Schutzgeist. Alles in der Natur wird

von Schutzgeistern beschützt, und was sie sich nicht erklären können, ist ein Geist oder dessen Wirkung. Den bösen Gottheiten opfern sie Gewächse und Thiere, um sie durch diese Bestechung von ihrer Lust zu schaden abzuhalten. Sie scheinen von der Fortdauer nach dem Tode überzeugt zu sein, denn sie geben dem Verstorbenen alles mit, was er in jenem Leben gebrauchen könnte. Dort giebt es, nach Indianischen Begriffen, Strafe und Lohn; jene, und zwar die schwersten, für Kriegesgefangene; diesen, und zwar den besten, für tapfre Männer und gute Jäger. Da ist reiche Jagd, ewiger Frühling und Überfluß ohne Arbeit. Träume nehmen sie für Offenbarungen des göttlichen Willens, halten also viel darauf. Es wäre ein Verbrechen, nicht alles zu thun, was der Traum gebot. Kann der Einzelne die Deutung seiner nächtlichen Phantasie nicht erfüllen, so nimmt es die ganze Nation auf sich. Ordentlichen Gottesdienst haben diese Völker nicht, mehrentheils aber Priester, welche zugleich Ärzte sind, und durch vorgebliche Eingebungen sich Gewicht verschaffen. Verschiedene Indianer sind durch Katholiken und Mährische Brüder zum Christenthum gebracht worden, ohne von dem Geiste desselben etwas zu wissen. Sie begnügen sich mit Hersagung gewisser Gebete und mit Beobachtung einiger Ceremonien. — Krankheiten sind bei ihrer Lebensart nicht häufig; aber eben deshalb sehen sie darin eine Zauberei, und achten sie nur dann, wenn sie ihnen die Eßlust ganz benimmt. Verlässt der Arzt den Kranken, so verlässt ihn auch jeder, und er stirbt ohne Hülfe; aber dafür ist auch der Arzt seines Lebens nicht sicher. Hat der Kranke keine Rettung zu hoffen, so ergiebt er sich geduldig in sein Schicksal, lässt den letzten Schmaus anrichten, und nimmt mit Heiterkeit und Ruhe von seiner Familie und seinen Freunden Abschied. Um sie von ihren Schmerzen zu erlösen, schlagen einige Völker ihre unheilbaren Kranken todt. Bei an-

dern begräbt man das Kind mit der verstorbenen Wöchnerin. Diese Gewohnheit hat den Anstrich von Grausamkeit, allein das Kind hat beim Tode der Mutter keine Nahrung, und so müßte es doch verhungern. Alle zeigen viel Achtung für die Verstorbenen, und betrachten ein Grab als ein Heiligthum. Mütter behalten Jahre lang ihre todten Kinder in der Nähe. Man zieht dem Leichnam die besten Kleider an, schmückt ihn, trägt Speisen auf sein mit Fellen bedecktes und mit einem Pfahl bezeichnetes Grab, woran allerlei Dinge gehängt werden. Nachdem die leidtragende Familie einen Schmaus gegeben hat, woran sie aber selbst nicht Antheil nehmen darf, vielmehr sich in der Hütte verbergen, die Haare abschneiden und den Kopf verhüllen muß, bekommt sie Geschenke. Männer dürfen, aus Furcht sich zu entehren, ihre Frauen nicht beweinen; umgekehrt aber geschieht es ein ganzes Jahr lang. Das Todtenfest wird jährlich erneuert. Der Zug geht nach den Gräbern; man öffnet sie, sammelt die Gebeine, und jeder trägt die der Seinigen in seine Hütte, um sie sorgfältig aufzuheben. Den Beschluß machen Schmausereien, Gesänge und Tänze. Von letztern haben sie mehrere Arten, langsame und schnelle. Beide Geschlechter tanzen aber nie zusammen. Sie stellen sich in einen Kreis, schlingen die Hände einander um den Hals, und bewegen sich um ein Feuer, wobei wenige Abwechselungen statt finden. Zuweilen stampfen sie auf den Boden, biegen den Kopf und springen mit beiden Füßen. Der geschickteste tanzt vor. Aber der Kalumetstanz gehört nur für die Krieger. Diese setzen sich, im Kriegesschmucke und bewaffnet, in einen Kreis um ein Feuer, singen nach der Reihe ihre Thaten ab, die Menge der erlegten Feinde und die Art der Scalpirung, begleiten ihren Gesang mit der gehörigen Gestikulation, und endigen mit wilden Springen; Schwenkungen der Waffen, und dem schrecklich-

ſten Geheul. Ein ſolches Feſt dauert zuweilen 4 Tage und Nächte, und kein Theilnehmer darf in dieſer Zeit ſchlafen. — Beim Tanz bedienen ſie ſich einiger muſikaliſchen Inſtrumente, nemlich eines ausgehölten, getrockneten und mit Erbſen gefüllten Kürbiſſes, womit geklappert, einer Art von Trommel, worauf geſchlagen wird, und einer aus Rohr verfertigten 2 Fuß langen Pfeife, die 8 bis 9 Löcher in einer Reihe hat, und vermittelſt eines Mundſtücks, wie das Clarinett, geblaſen wird; allein der Indianer kann keine regelmäßige zuſammenhängende Töne hervorbringen. — Zu ihren Vergnügungen gehört auch das Spiel, welches ſie ſo leidenſchaftlich lieben, daß es zuweilen mehrere Tage und Nächte dauert, und daß ganze Dörfer gegen einander ſpielen. Sie ſetzen ihre Freiheit, die ſie doch über alles ſchätzen, auf den letzten Wurf. — Ihre Verfaſſung hat einen Anſtrich von Ariſtokratie. Jedes Volk theilt ſich in Stämme, wovon jeder einen beſondern von einem Thiere benannten Staat bildet. Der eine nennt ſich die blaue Schlange; ein anderer, der große Bär; ein dritter, der tolle Hund ꝛc. Der Staat hat ein feierlich gewähltes Oberhaupt, das immer ein tapfrer, erfahrner Krieger ſein muß. Bei einigen Völkerſchaften ſcheint dieſe Würde erblich zu ſein; und für den minorennen Nachfolger ordnet das Volk einen Vormund an. Die Nation ernennt dem Haupte Räthe, die den höchſten Gerichtshof ausmachen. Das nächſte Tribunal beſteht aus den Älteſten, ohne deren Zuſtimmung das Oberhaupt nichts entſcheiden kann; und ein drittes Gericht beſteht aus den Kriegern, unter denen der tapferſte den Vorſitz hat. Die Gewalt des Hauptes iſt eingeſchränkt. Sachen von Wichtigkeit werden in Nationalverſammlungen abgemacht, worin nur die Häupter der Stämme und Familien erſcheinen. Die Vorträge halten die Sprecher, wozu jeder Ort einen abſchickt. Man entſcheidet nichts, ohne

jeden gehört zu haben; daher wird selbst die kleinste Gemeinsache lange berathschlagt. Von Criminalgerechtigkeit haben sie keinen Begriff, halten auch nichts von Strafen. Die Ältesten erhalten die innere Ruhe, und außer beim Trunke fallen auch selten Streitigkeiten vor. Wird ein Mord begangen, so ists die Sache der Familie, den Getödteten zu rächen; aber gewöhnlich wird die Fehde in Güte beigelegt, und die Blutrache durch Geschenke versöhnt. In den mehrsten Fällen ersetzen Kriegsgefangene die Stellen der Ermordeten, und treten in ihre Rechte. Hexerei wird mit dem Feuer, und Diebstahl mit Plünderung des Diebes und dessen Familie bestraft. Es giebt hier auch eine Art von Adel, indem gewisse Familien sich nicht mit den übrigen vermischen, und eine Art von Wappen, nemlich irgend ein Thier, oder einen Theil desselben, zu ihrem Abzeichen haben. — Krieg und Jagd sind ihre wichtigsten Angelegenheiten und ihre vornehmsten Unternehmungen. Daher ist der Friede auch sehr unsicher. Kriegt eine Nation nicht selbst, so versagt sie doch nie einer andern die erbetene Hülfe; und nicht selten ziehen Einzelne, wenn es ihnen einfällt, auf Abentheuer aus. Nimmt aber die ganze Nation Antheil, so wird vorher aller Nutzen und Schaden reiflich erwogen. Ist der Krieg beschlossen, so wird ein Anführer gewählt, und nicht immer trifft die Wahl das Oberhaupt der Nation, welches in diesem Falle unter jenem steht. Der Erwählte bekommt einen schwarzen Anstrich, und fastet, ohne ein Wort reden zu dürfen, einige Tage. Darauf versammelt er seine Mannschaft, hält eine kurze Rede, wird abgewaschen, kriegesmäßig bemahlt und festlich gekleidet. Nun folgt der Todtengesang und endlich das Gastmahl. Eine mit Blut gefärbte, dem Feinde zugeschickte Axt, ist die Kriegeserklärung. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile, Keulen, und ihre Wehren ein hölzerner Harnisch, desgleichen

Arm- und Beinschienen, auch wol lederne Schilde. Die Völkerschaften, welche mit Europäern in Verbindung stehen, bedienen sich jetzt der Feuergewehre und Schwerter. Der Tomahawk ist auch noch hieher zu rechnen. Es ist ein kleines leichtes Beil, dessen Stiel gewöhnlich durchbohrt ist, um, wenn ein Pfeifenkopf angebracht wird, die Stelle des Rohrs zu vertreten. Sie tragen dies Beil, das aber immer seltener wird, an einem Gürtel, und wissen damit sehr geschickt zu werfen, wenn sie den Feind verfolgen. — Kleine Stücken Baumrinde, worauf das Nationalwappen eingegraben ist, an einen Stocke befestigt, stellen das Panier vor. Die Hausgötter werden, in Säcke gestopft, mitgenommen: denn zu Hause können sie dem Zuge keinen Dienst leisten. Auf dem Marsche trägt jeder seine Lebensmittel selbst, nur der Heerführer nicht. Kommt das Heer ins feindliche Gebiet, so beobachtet es alle mögliche Vorsicht. Der Angriff geschieht überraschend, wenn man glaubt, daß der Feind noch schläft. Offene Feldschlachten sind selten, denn man glaubt, diese Art zu kämpfen sei eines tapfern Streiters unwürdig, weil es dabei mehr auf Glück, als auf Klugheit ankommt. Sie suchen also nur den Feind zu überfallen, liegen daher den Tag über auf der Erde, und marschiren des Nachts; zünden kein Feuer an, um nicht verrathen zu werden, schicken Kundschafter nach allen Seiten aus, durchsuchen jeden Busch, und entdecken den Feind durch den Rauch, den sie schon weit riechen, und durch die Fußstapfen, woraus sie die Stärke des Feindes errathen können. Kommt es zum Gefecht, welches gewöhnlich im Gehölz, unregelmäßig, aber hitzig geliefert wird, so wehrt sich jeder seiner Haut, so viel er kann, denn jeder kennt des Gefangenen Loos. Der größte Ruhm des Anführers ist, so wenig als möglich von seiner Mannschaft zu verlieren. Die Hauptsache ist, Gefangene zu machen. Sind

darunter gefährlich Verwundete, so werden sie auf der Stelle verbrannt. Der Rückzug geschieht in Eile, wobei die Verwundeten getragen werden. Wohl gehütet, gehn die Gefangenen mit und müssen singen, wenn der Zug auf Bundesgenossen stößt; dafür werden sie gequält. Sind diejenigen ausgesucht worden, welche den im Kriege erlittenen Verlust ersetzen sollen, so werden die übrigen an die Europäer verkauft, oder als Sklaven behalten, oder nach vielen Qualen umgebracht. Die Weiber, Kinder und Alten, niemals die Krieger, schlagen sie, werfen sie mit Steinen, schneiden ihnen Finger ab, reißen ihnen Nägel oder ein Stück Fleisch aus, oder bohren ihnen Löcher in den Leib. Endlich bindet man die Schlachtopfer an einen Pfahl, woran sie herumgehn können. Diese singen, den Martern und dem Tode trotzend, ihren Schwanengesang, erzählen ihre Thaten, muntern ihre Peiniger noch mehr auf, und werden allmälig verbrannt. Wird der Leidende nicht angebunden, so steht es ihm frei, sich zu wehren, und er stirbt dann als braver Krieger. Verwundete und getödtete Feinde werden scalpirt. Der Sieger setzt dem unter ihm liegenden Krieger den Fuß auf den Nacken, wickelt sein Haar um die linke Hand, und löset es nebst der Haut mit einem Messer in einer Minute ab. Diese Kopfhäute werden zusammen gereiht, und als Siegeszeichen verwahrt. Der Friede wird entweder durch eine dritte Nation vermittelt, oder einige Abgesandte gehn mit dem Kalumet, oder der Friedenspfeife, deren Kopf aus rother Erde besteht, woran eine bunte, hölzerne, mit Federn geschmückte Röhre befestigt ist, zu dem Feinde auf einen bestimmten Platz und tanzen. Wird man einig, so vergraben sie das Zeichen der Kriegeserklärung, die blutige Axt, überreichen den Wampum, einen Gürtel, der aus 10 und mehrern Schnüren kleiner, auf ledernen Streifen gezogener Stücken von der Clammuschel besteht,

und rauchen nach der Reihe aus dem Kalumet. — Ihre Jagden sind nicht nur mit vielen Beschwerlichkeiten verknüpft, sondern auch, besonders wenn Bären und Elennthiere die Gegenstände derselben sind, gefährlich. Beschwerlich ist die Jagd, weil die Jäger in dieser Absicht im Winter in rauhe Gegenden ziehn, ihren Vorrath oft auf ein halbes Jahr mitnehmen müssen, und weder Wege noch Wetter achten dürfen. Nichts lenkt sie von ihrer Bahn ab, weder Wald, noch Wasser. Vom November bis April währt die Biberjagd, wozu man sich der Netze und Fallen bedient. Zur Bärenjagd bereitet man sich durch Fasten und Beten. Die Jäger treiben den Bären durch Rauch aus seiner Wohnung, der Höle eines Baums, indem sie ein Feuer in der Nähe anzünden, und erstechen ihn, sobald er sich sehen lässt. Ein guter Jäger genießt so viel Ehre, als ein guter Krieger; nur muß er 12 große Thiere in einem Tage erlegt haben. Bei der Rückkehr werden die Jäger freudig empfangen; der größte Bär wird gekocht; unausgewaidet, so wie er da ist, mit Haut und Haaren verzehrt. Denn es darf nichts übrig bleiben, um nicht die Schutzgeister zu beleidigen. Die Seneka-Indianer sind sehr geschickt, Eichhörnchen mit Blaseröhren zu schießen. Das Instrument ist aus Holz oder Rohr, und die Spitzen der dünnen, 2 Zoll langen und am Ende mit Federn besetzten Pfeile, sind mit Zinn beschlagen. Sie treffen damit schnell und richtig. — Endlich muß ich noch bemerken, daß die Sprachen dieser Nationen sehr von einander abweichen. Nicht 2 Stämme haben genau dieselbe Sprache. Die Tschipiwäische hat sich am weitesten ausgebreitet. Übrigens sprechen sie sehr leicht und sanft, besonders das Frauenzimmer. Sie sind nie wortarm, und was sie sagen, zeugt von Überlegung. Buchstabenschrift kennen sie nicht; sie drücken ihre Gedanken durch Hieroglyphen aus.

Alle diese Nationen fühlen sich glücklich, weil sie unsere Bequemlichkeiten des Lebens entbehren können, und sie nicht einmal wünschen. Die Gemächlichkeit, der Reichthum und die Pracht des Europäers macht auf sie keinen Eindruck. Mit allen Beschwerden vertraut, empfinden sie dieselben wenig. Alle Bedürfnisse sind ihnen zur Hand. Eitelkeit und Sittenzwang erschweren ihnen nicht das Leben, und ihre Freiheit vertauschen sie um keinen Preis.

Wenden wir uns gegen Osten, so kommen wir zu den in mehr als einer Rücksicht merkwürdigen

Vereinigten Staaten,

welche zwischen 30½ und 49 Grad nördlicher Breite, und vom 283 bis 311ten Grad Länge liegen, und vom Missisippi, dem Atlantischen Meere, Florida und Canada begrenzt werden. Dieser 62500 Quadratmeilen große Freistaat besteht jetzt aus folgenden 15 einzelnen Staaten: Georgien, Süd-Carolina, Nord-Carolina; westlich von demselben Tenessee, und nördlich von diesem am Ohio, Kentucky; gegen Osten Virginien mit Frankland, Maryland, Delaware, Pensylvanien, Neu-Jersei, Connecticut, Rhodeisland, Massachusets, Neu-York mit dem Geneseelande, Vermont und Neuhampshire, mit den Provinzen Main und Sagadahok, wozu noch das westliche Gebiet oder Congreßland von 21462 Quadratmeilen kömmt, welche in obiger Zahl enthalten sind.

Diese Landstriche haben nicht überall gleichen Boden. Ein ansehnlicher Bergrücken, der sich in mehrere mit der Küste fast parallel laufende

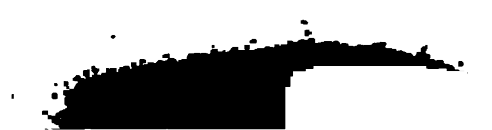
fende Äste theilt, durchschneidet das Land von Süden nach Norden. Das Hauptgebirge heißt Alleghany; südlich führt es den Namen Natches und Tschirokih, und nördlich den des endlosen und weißen Gebirges, welches rauh und so hoch ist, daß es von Queber aus gesehen werden kann. Die östliche Bergkette der Alleghany wird das blaue Gebirge genannt, das, so wie die übrigen, stark mit Holz bewachsen, an einigen Stellen fruchtbar, an vielen andern aber steinig und felsig ist. Man hält die Otter-Pinks in dieser Bergreihe, welche vielleicht 4000 Fuß senkrechte Höhe haben, für die höchsten in Nordamerika. In Vermont nennt man die Berge, wovon die höchsten beinahe 1700 Fuß messen, von ihrer grünen Ansicht das grüne Gebirge. Unter den verschiedenen anmuthigen Thälern, zeichnet sich das Shenandoah-Thal, wegen seiner Lage in der Mitte der Staaten, und an zwei großen und für flache Fahrzeuge schiffbaren Flüssen Shenandoah und Potowmak, welche die Versendung der Producte erleichtern, wegen seines angenehmen Climas, und des vortrefflichen Bodens, der nur in der Mitte einige unfruchtbare Stellen oder sogenannte Wüsten hat, vor vielen andern aus. — In der dortigen Gegend, nicht weit von Stanton, westlich von den blauen Bergen, befindet sich die sehenswerthe Maddisons-Höle. Sie liegt an der steilen Seite eines fast 200 Fuß hohen Berges, und besteht aus einigen verbundenen Gewölben und Gängen, die Tropfstein-Figuren enthalten. In dem einen Gewölbe hängen sie von der Decke faltig herab, und in andern bilden sie verschiedene Säulen von ungleicher Höhe. In einem andern Zimmer wird der Schall auf eine sonderbare Art zurückgeworfen; und der Hauptgang stößt an ein Gewässer, dessen Ende unbekannt ist. Vor dem Eingange der Höle hängt ein mächtiges Felsenstück herab. Ihr Boden besteht mehrentheils aus Sand,

mit Salpeter vermischt. — Im Gebirge sind noch mehrere Hölen, z. B. in Virginien, wo die eine wol eine Meile weit unter dem Felsen hinläuft, und unter andern Erscheinungen auch zwei Quellen enthält, die durch einen Felsen, von einem Fuß Breite, getrennt werden, und wovon die eine warmes, die andere kaltes Wasser giebt. Man bedient sich ihrer in Krankheiten, und hat sie zu dem Ende in bequeme Bäder abgeleitet. In der Nähe verliert sich ein Fluß unter einem Berge. Bei Winchester in Virginien sind zwei Hölen. Die eine davon ist beträchtlich mit Wasser gefüllt, welches zu verschiedenen Zeiten steigt und fällt. Sie liegt auf flachem Lande; die andere ist aber in einem Felsen, und besteht aus 6 bis 7 verbundenen Gewölben. — Etwa 10 Deutsche Meilen südlich von Maddisons-Höle, ebenfalls in Virginien, hat die Natur eine bewundernswürdige **Felsenbrücke** über eine fast 2 Englische Meilen lange, und hin und wieder über 200 Fuß tiefe Kluft eines gespaltenen Berges aufgeführt. Der Bogen oder die Brücke besteht aus mehrern fest zusammenhängenden Steinen, ist über 80 Fuß breit, 14 Fuß dick, oben 90 und unten 50 Fuß lang, hat an dem einen Ende eine Brustwehr von Felsen, über welche man in den Schauder erregenden Abgrund hinabsieht; ist fast durchweg mit Bäumen bewachsen, und wird häufig befahren. Das Gewölbe des Bogens ist so vollkommen, daß es die Kunst fast nicht besser hervorbringen könnte. An der Seite der Spaltung windet sich ein enger Pfad zwischen Felsen und Bäumen in die Tiefe hinab. Das Ganze wird noch durch einen kleinen Bergstrom verschönert, der durch die Kluft wegrinnt.

An den Küsten ist der **Boden** mehrentheils eben und niedrig, hier sandig, dort morastig, im Ganzen unfruchtbar; daher ist ein großer Theil derselben dem Ackerbau nicht günstig. Dagegen zeigt das Erdreich

im Innern, vornemlich nach Westen zu, und an den Flüssen, größere Fruchtbarkeit. Der Unterschied des Bodens auf beiden Seiten der Gebirge ist sehr merklich. Östlich besteht er hauptsächlich in einer röthlichen Erde; westlich aber in Kalkstein und einer schweren braunen Gartenerde. — In vielen Gegenden befinden sich stehende Gewässer und Moräste, z. B. in Neu-Jersei, Virginien, und besonders in den südlichen Staaten, wo sie mehrere hundert Englische Meilen mit der Küste parallel laufen und von Flüssen und Bächen bewässert werden. Der Sumpf in Georgien, worin der St. Mary-Fluß entspringt, hat beinahe 300 Englische Meilen im Umfange (beinahe 5 Englische Meilen gehen auf eine Deutsche). Man hat zwar schon viele Swamps, so nennt man hier die Sümpfe, ausgetrocknet, und zum Anbau tüchtig gemacht, aber es sind noch viele vorhanden, die durch ihre Ausdünstungen die Luft vergiften. In den südlichen Strichen finden wir, wie in Florida, anmuthige Savannen.

Auf dem Alleghany-Gebirge entspringen viele Flüsse, die ihren Lauf theils östlich nach dem Atlantischen Meere, theils westlich nach dem Missisippi zu nehmen. Ich will zuerst die vorzüglichern nennen, welche ihr Wasser dem Meere zuführen. Wenn wir den südlichen Grenzfluß St. Mary im Rücken haben, so zeigt sich uns der beträchtlichere Alatahama, der in den Tschirokih-Gebirgen entspringt, sanft dahin fließt, und sich durch einige Mündungen dem Meere mittheilt. Der Savannah fließt nach Südosten, ist schon bei der Stadt Augusta fast 500 Schritt breit, in deren Nähe er sich durch Felsen drängt und starke Fälle hat, die ihn reißend machen. Er trennt Süd-Carolina von Georgien, und vereinigt sich bei der Stadt Savannah mit dem Meere. Nach einigen andern nicht unbedeutenden Strömen in Nord-



Carolina, folgt in Virginien der Fluranna, dessen breiter Ausfluß James genannt wird. Der Rappahanok kommt vom blauen Gebirge, hat eine ansehnliche Breite, und ergießt sich in die Chesapeakbai. Man findet öfters Haifische in ihm. Mit eben dieser Bai verbindet sich, nach einem Laufe von mehr als 400 Englischen Meilen, der majestätische Potowmak, welcher Virginien von Maryland trennt. Bei seinem Ausflusse ist er 7½ und bei Washington 1¼ Englische Meilen breit. Seine Tiefe beträgt an der Mündung 7, und bei jener Stadt 3 Faden. Man kann ihn mit großen Schiffen bis Washington, und mit kleinern bis an die kleinen Wasserfälle oder Stromschnellen befahren. Weiter hinauf drängt er sich durch Felsen, und stürzt sich in einer ansehnlichen Breite nach und nach 76 Fuß hoch, an einer Stelle aber etwa 50 Fuß senkrecht mit starkem Getöse hinunter. Jenseit dieser Kataracten vereinigt er sich mit dem Shenandoah-Fluß, dessen Wasser ungemein klar und fischreich ist, und der ebenfalls an mehrern Orten sich über Felsenlagen herabstürzt. Beide drängen sich vereinigt durch eine Schlucht in dem blauen Gebirge. Das furchtbare Brausen des Wassers, das rauhe Ansehn des Berges, und die umherliegenden Trümmer uralter Felsen, geben der Scene Mannigfaltigkeit und Größe. Der Susquehannah durchströmt Neu-York und Pensylvanien, und fällt unter Havre in das nördliche Ende der Chesapeakbai. Er ist ein großer, breiter Fluß, hat hohe bewaldete Ufer, viele bewachsene Inseln und Felsen, über welche er sich außerordentlich schnell und brausend hinwegstürzt. Man kann ihn daher nur bei hohem Wasser mit Flössen befahren, außer bis 15 Meilen von seiner Mündung, wo er für große Schiffe fahrbar ist. Man hat im Jahr 1791 angefangen, ihn zum Vortheil des Handels und der Schiffahrt durch einen Kanal mit dem Shuylkill zu verbinden, der unter

Philadelphia in den Delaware geht. Dieser Strom, der Pensylvanien von Neu-Jersei scheidet, hat nördlich ebenfalls Wasserfälle, und hohe, aber nach seiner Mündung zu, die etwa 6 Englische Meilen breit ist und sich in die Delawarebai endigt, niedrige, mit Holz bewachsene, mit Landhäusern besetzte und angebaute Ufer. Er fließt vor Philadelphia vorbei, welches 120 Englische Meilen von seinem Ausflusse entfernt ist, und diesen Weg segelt ein Schiff mit gutem Winde in 24 Stunden hinauf. — Der North- oder Hudson-Fluß fließt durch Neu-York von Norden nach Süden, unterhalb der Stadt Neu-York, ins Meer. Er krümmt sich an mehrern Orten, dehnt sich zuweilen bis zu einer Breite von 6 Englischen Meilen aus, und verengt sich dann wieder, so daß er kaum einige hundert Ruthen breit ist. Hin und wieder drängt er sich durch Felsenklüfte, ist an verschiedenen Stellen mit Inseln bedeckt, und zuweilen erheben sich Felsen senkrecht über die Wasserfläche. Daher ist er nur 150 Meilen von Neu-York bis Albany für große Boote aufwärts schiffbar. Nördlich steht er durch den Mohawk, der einen sehenswerthen Wasserfall hat, und durch andere Flüsse, wenn man einige Tragplätze ausnimmt (worunter man kleine Landstrecken versteht, über welche die Canots und die Handelswaaren weggetragen werden müssen) nordwestlich mit dem Ontario-, und nördlich mit dem Georgen- und Champlain-See, also auch mit dem Lorenz-Flusse in Verbindung. — Der Posaik in Neu-Jersei hat einen prächtigen Wasserfall. Er fließt in einer Breite von beinahe 40 Schritten sanft bis an eine Felsenwand, von welcher er sich an 70 Fuß tief senkrecht hinabstürzt, mit unglaublicher Schnelligkeit durch eine Felsenkluft hervorbricht, und in ein großes Bekken fällt, aus welchen er sich mitten durch Felsen und Klippen windet, dann sich erweitert, und seinen Weg sanft fortsetzt. Bei dem Falle sprützt

das Wasser zu einer beträchtlichen Höhe, und löset sich in einen feinen Regen auf, in welchem die Sonnenstrahlen einen lebhaften Regenbogen hervorbringen. — Der Connecticut läuft von Norden nach Süden, fast parallel mit dem Hudson, an der Grenze von Vermont und Neu-Hampshire, durch Massachusets und Connecticut. Er ist einige hundert Meilen lang und bei seiner Mündung viere breit. Auch er hat viel Wasserfälle, worunter der bei Walpole in Neu-Hampshire, 200 Meilen von seinem Ausflusse, seiner Seltenheit wegen, Erwähnung verdient. Hier thürmen sich hohe Felsen übereinander, und scheinen den Fluß in seinem Laufe aufhalten zu wollen, indem sie ihn in einer Länge von 500 und in einer Breite von 45 Fuß durchschneiden. An diesem Orte sammeln sich unzählige Eisschollen, die im Frühjahre von den Bergen losgerissen, und von andern Strömen dem Connecticut zugeführt werden, bis sie endlich unter der gewaltigen Last brechen, und mit solcher Heftigkeit und so fürchterlichem Krachen gegen die Felsenwände stürzen, daß jede Vorstellung von dieser Scene zu schwach sein würde. Mit außerordentlicher Schnelligkeit stürzt sich Wasser und Eis über die Felsen, prallt von einem zum andern, bildet entgegenlaufende Ströme und Strudel, die ein gräßliches Brausen erregen, schäumt und wogt, und stäubt hoch in die Luft. Der Strom selbst wird so reißend und stark, daß er in dieser Gegend Eisen, wie Holz trägt. Übrigens tritt dieser Strom, so wie mehrere andere, im Frühjahr, wenn er durch das Schmelzen des Schnees und Eises starken Zufluß bekömmt, aus seinen Ufern. Diese Überschwemmungen düngen, durch Zurücklassung eines fetten Schlamms, die angrenzenden Felder. — Der Merrimac ist ein schöner, fischreicher und schiffbarer Fluß in Neu-Hampshire. Er geht unter Neuburg ins Meer, und man fängt an seiner Mündung Stockfische und

Lachse in großer Anzahl. In eben dem Lande auf der östlichen Grenze fließt der Piscataqua, ein tiefer und reißender Strom, der, außer etwa 5 Meilen von seiner Mündung, nie zufriert, obgleich die dortigen Winter sehr strenge sind. — Unter den westlichen Strömen ist der Ohio der vorzüglichste, und auch der größte im ganzen Staate. Er entsteht aus der Vereinigung des fast 100 Englische Meilen langen und schiffbaren Monongahela, welcher in Virginien entspringt, und nördlich nach Pitsburg geht, und des Alleghany, der aus Neu-York kömmt, und in mehreren Krümmungen von Nordosten nach Südwesten durch den westlichen Theil von Pensylvanien fließt, und bei Pitsburg jenen Strom aufnimmt. Der Ohio selbst nimmt, die kleinen Flüsse ungerechnet, 24 große auf, wovon einige bei ihrer Mündung sechshundert Klafter breit und einige hundert Englische Meilen landeinwärts schiffbar sind, und ergießt sich nach einem 1183 Englische Meilen langen Lauf von Nordosten nach Südwesten in den Missisippi. Häufige Regengüsse, das Aufthauen des Eises und das Schmelzen des Schnees veranlassen in ihm, vom Ende des Decembers bis in den Mai, unregelmäßige Fluthen, indem das Wasser in einer Jahreszeit mehrmals steigt und fällt. Da nun überdies der Strom selten zufriert, so wird durch das Anwachsen des Wassers die abwärts gerichtete Fahrt auf demselben befördert. Mit einem flachen Boote fährt man in 29 Tagen von Pitsburg nach Neu-Orleans. Aber stromauf wird alsdann die Fahrt durch große Schwierigkeiten aufgehalten. Wo die Ufer niedrig sind, da überschwemmt der Strom im Frühjahr die anliegenden Landschaften. Etwa 400 Meilen oberhalb seiner Mündung, zieht sich eine Felsenwand durch den Fluß, über welche er hinabgleitet. Der Fall ist indeß nicht stark, so daß bei hohem Wasser kleine Fahrzeuge abwärts darüber weg, aber nicht



stromauf fahren können. Seine Ufer sind ungemein schön, und das durch ihn bewässerte Thal ist eins der fruchtbarsten und reichsten, das man sich denken kann. — Unter den Flüssen, welche dem Ohio ihr Wasser zuführen, ist der Holstein der größte. Er kommt von Nordosten herab, vereinigt sich mit dem Tenessee, der aus Georgien nordwestlich fließt, ist reißend, hat einige Fälle, und eine große Biegung, welche man die Muschel-Untiefe nennt. Hier ist es 2 bis 4½ Englische Meilen breit. Er ist schiffbar. Ferner gehn auf der linken Seite in den Ohio, der Cumberland, welcher aus Nord-Carolina kömmt; der Kentucky, der mit hohen felsigen Ufern und mit Klippen besetzt ist, welche die Schiffahrt erschweren, besonders wenn nach starken Regengüssen die Strömung reißend wird; und der grüne Fluß, der von der Anmuth der an ihn stoßenden Ländereien benannt ist. Er entspringt in West-Virginien, und überschwemmt das Land schnell und weit. Auf der rechten Seite ergießt sich in den Ohio der Miamis, dessen Quellen nahe beim Erie-See liegen,

Außer den Flüssen, haben die vereinigten Staaten auch eine beträchtliche Anzahl Landseen, wohin zum Theil auch die großen Canadischen Seen gehören, durch welche die nördliche Grenze gezogen ist; ich werde aber weiterhin bei Canada von ihnen sprechen. Hier führe ich nur die vorzüglichsten an, die ganz im Gebiete der Staaten liegen. Der Mitschigan ist 750 Quadratmeilen groß, lässt nordwestlich die grüne Bai aus, deren umliegende Gegenden sehr fruchtbar sind, und steht mit dem Huronsee durch eine 8 Deutsche Meilen lange und 3 Meilen breite Straße in Verbindung, in welcher man öfters über 80 Pfund schwere Forellen fängt. Der Champlain ist 36 Quadratmeilen groß, 17 Deutsche Meilen lang und 3 breit, und von 60 bis 100 Klafter tief. Seine Ufer

sind

sind nicht allein sehr felsig, sondern es ziehn sich auch Klippen an mehreren Stellen hindurch, und schließen Inseln ein. Hohe, steile und mit Wald stark bewachsene Felsenberge begrenzen ihn mehrentheils. Er empfängt viele Ströme, und ergießt sich nördlich durch den Chambly-Fluß in den Lorenzfluß. — Südlich hängt er zusammen mit dem hundert Fuß höher liegenden Georgen-See, welcher 7 Deutsche Meilen lang, aber höchstens 1½ Meile breit, und ebenfalls von hohen waldigen Bergen eingeschlossen ist. — Der Oneida-See ist 4 Deutsche Meilen lang und etwas über eine Meile breit, ergießt sich durch den Onondaga-Fluß in den Ontario-See, und nimmt den Woodkreek auf, den man mit dem Mohawk-Fluß verbinden kann. — Der Seneka-See ist 40 Englische Meilen lang, steht mit dem nicht viel kleinern Cayuaga-See in Verbindung, und hat seinen Abfluß in den Seneka-Fluß, der mit dem Oswego in den Ontario-See fällt. In Neu-Hampshire sind auch einige beträchtliche Seen. Man rechnet überhaupt 4980 Quadratmeilen auf die Größe der inländischen Gewässer.

An der Küste, die von dem Meere tief und häufig eingeschnitten ist, bemerken wir unter andern den Sund über Longisland; die Baritanbai, woran Amboy liegt; die Delawarebai, deren Eingang 18 Englische Meilen breit ist, die sich aber innerhalb zu 30 Meilen erweitert, und dann wieder verengt; die große Chesapeakbai, den Albemarle- und Pamlico-Sund. — In dem Sunde, der Neu-York von Longisland trennt, befindet sich, da wo die Annäherung beider Länder eine kaum 80 Ruthen breite Durchfahrt bildet, ohnweit der Stadt Neu-York, ein den Schiffen sehr gefährlicher, durch verborgene Felsen verursachter Strudel. Man nennt ihn Hell-Gates oder das Höllenthor, den Wirbel selbst aber, der durch das Zusammentreffen

stromauf fahren können. Seine Ufer sind ungemein schön, und das durch ihn bewässerte Thal ist eins der fruchtbarsten und reichsten, das man sich denken kann. — Unter den Flüssen, welche dem Ohio ihr Wasser zuführen, ist der Holstein der größte. Er kommt von Nordosten herab, vereinigt sich mit dem Tenessee, der aus Georgien nordwestlich fließt, ist reißend, hat einige Fälle, und eine große Biegung, welche man die Muschel-Untiefe nennt. Hier ist es 2 bis 4½ Englische Meilen breit. Er ist schiffbar. Ferner gehn auf der linken Seite in den Ohio, der Cumberland, welcher aus Nord-Carolina kömmt; der Kentucky, der mit hohen felsigen Ufern und mit Klippen besetzt ist, welche die Schiffahrt erschweren, besonders wenn nach starken Regengüssen die Strömung reißend wird; und der grüne Fluß, der von der Anmuth der an ihn stoßenden Ländereien benannt ist. Er entspringt in West-Virginien, und überschwemmt das Land schnell und weit. Auf der rechten Seite ergießt sich in den Ohio der Miamis, dessen Quellen nahe beim Erie-See liegen,

Außer den Flüssen, haben die vereinigten Staaten auch eine beträchtliche Anzahl Landseen, wohin zum Theil auch die großen Canadischen Seen gehören, durch welche die nördliche Grenze gezogen ist; ich werde aber weiterhin bei Canada von ihnen sprechen. Hier führe ich nur die vorzüglichsten an, die ganz im Gebiete der Staaten liegen. Der Mitschigan ist 750 Quadratmeilen groß, lässt nordwestlich die grüne Bai aus, deren umliegende Gegenden sehr fruchtbar sind, und steht mit dem Huronsee durch eine 8 Deutsche Meilen lange und 3 Meilen breite Straße in Verbindung, in welcher man öfters über 80 Pfund schwere Forellen fängt. Der Champlain ist 36 Quadratmeilen groß, 17 Deutsche Meilen lang und 3 breit, und von 60 bis 100 Klafter tief. Seine Ufer

sind

sind nicht allein sehr felsig, sondern es ziehn sich auch Klippen an mehreren Stellen hindurch, und schließen Inseln ein. Hohe, steile und mit Wald stark bewachsene Felsenberge begrenzen ihn mehrentheils. Er empfängt viele Ströme, und ergießt sich nördlich durch den Chambly-Fluß in den Lorenzfluß. — Südlich hängt er zusammen mit dem hundert Fuß höher liegenden Georgen-See, welcher 7 Deutsche Meilen lang, aber höchstens 1½ Meile breit, und ebenfalls von hohen waldigen Bergen eingeschlossen ist. — Der Oneida-See ist 4 Deutsche Meilen lang und etwas über eine Meile breit, ergießt sich durch den Onondaga-Fluß in den Ontario-See, und nimmt den Woodkreek auf, den man mit dem Mohawk-Fluß verbinden kann. — Der Seneka-See ist 40 Englische Meilen lang, steht mit dem nicht viel kleinern Cayuaga-See in Verbindung, und hat seinen Abfluß in den Seneka-Fluß, der mit dem Oswego in den Ontario-See fällt. In Neu-Hampshire sind auch einige beträchtliche Seen. Man rechnet überhaupt 4980 Quadratmeilen auf die Größe der inländischen Gewässer.

An der Küste, die von dem Meere tief und häufig eingeschnitten ist, bemerken wir unter andern den Sund über Longisland; die Baritanbai, woran Amboy liegt; die Delawarebai, deren Eingang 18 Englische Meilen breit ist, die sich aber innerhalb zu 30 Meilen erweitert, und dann wieder verengt; die große Chesapeakbai, den Albemarle- und Pamlico-Sund. — In dem Sunde, der Neu-York von Longisland trennt, befindet sich, da wo die Annäherung beider Länder eine kaum 80 Ruthen breite Durchfahrt bildet, ohnweit der Stadt Neu-York, ein den Schiffen sehr gefährlicher, durch verborgene Felsen verursachter Strudel. Man nennt ihn Hell-Gates oder das Höllenthor, den Wirbel selbst aber, der durch das Zusammentreffen

zweier Strömungen entsteht, und alles, was sich ihm nähert, an sich reißt, verschlingt, und an den Klippen in der Tiefe zerschmettert, den Kessel. Zuweilen hört man darin bei der Fluth; ein Getöse, das dem Sprudeln von siedendem Wasser ähnlich ist. Während der Ebbe ist der Wirbel nicht so stark, als bei der Fluth, dann stürzt das Wasser in verschiedenen Strömungen äußerst schnell heran, und erlaubt nur auf einer derselben eine sichere Fahrt. Gegenüber liegt eine Felsenbank, woran sich die Wellen mit fürchterlichem Geräusche brechen. Man nennt sie die Bratpfanne. Schiffe, die das Unglück haben, in diese Brandung zu gerathen, sind ohne Rettung verloren.

Aus dem bisher Gesagten erhellt, daß die vereinigten Staaten eine starke Bewässerung, und durch die natürliche Verbindung derselben jetzt schon wichtige Vortheile für Schiffahrt, für in- und ausländischen Handel haben. Diese Verbindung könnte aber durch Kanäle noch sehr befördert werden, wodurch sogar mehrere Wasserfälle, vielleicht auch verschiedene Tragplätze sich vermeiden ließen. In diesem großen Staate, worin Berge, trockne Ebnen, Thäler, die dicksten Waldungen, Niederungen, Moräste und Seen in einer Länge von 19 Breite-Graden mit einander abwechseln, kann das Clima nicht überall von gleicher Beschaffenheit sein. In den nördlichen Gegenden herrscht ein strenger Winter, und im Sommer eine schwüle Hitze. Im Februar ist dort die Kälte am größten, dann friert die Erde über 3 Fuß tief, eben so hoher Schnee bedeckt das Land weit und breit, und der Nordwind geht scharf. Im April verlieren sich Frost und Schnee, und im August folgen die heißesten Tage. Je weiter man nach Süden kommt, desto mehr nimmt die Kälte ab, vornemlich in den angebauten Gegenden, und desto heißer wird der Sommer, der ohne die nördlichen Winde unerträglich sein würde. Die

mittlern und südlichen Staaten, östlich von den Bergen, haben sehr veränderliches Wetter. Am Tage ist es heiß, und Abends naßkalt und neblig. Im März steigt das Fahrenheitische Thermometer wol auf 85, in Virginien im April auf 84, und in Pensylvanien auf 96 Grad. Oft erreicht es diese Höhe im Mai nicht; denn dieser Monat hat mitunter kalte Tage, und es ist nicht ungewöhnlich, daß, bei den Nachtfrösten, die selbst im Sommer nicht ausbleiben, in einer Nacht Obst und Getreide verdirbt. Zuweilen ist der Vormittag schon drückend heiß, der Nachmittag durch ein mit Sturm, Regen und Hagel begleitetes Gewitter so kühl, daß das Fahrenheitsche Thermometer 22 Grade fällt, und der Abend wieder warm. In Pensylvanien ist die Abwechselung der Luft in 26 Stunden so groß, daß das Thermometer in dieser Zeit sich um 50 Grad verändert. Im Winter fällt das Thermometer selten bis auf 6, zuweilen nur auf 10 Grad über Null. Schnee und Eis sind nur kurze Erscheinungen. Es regnet zwar viel, aber selten zwei Tage hintereinander, und jede Woche hat schöne Tage mit Sonnenschein. Der Frühling ist in diesen Strichen eigentlich nicht bekannt, und der Sommer vergeht mit dem Laube. Im November erfolgen kalte Regen- und Schneeschauer; dann wehen Nordwestwinde, und gegen Weihnachten ist der Winter streng und zuweilen sehr stürmisch. Im April verschwinden Eis und Schnee, und nach Verlauf einer Woche stehen die Bäume in voller Blüthe. Die Hitze des Sommers ist in den niedrigen Gegenden, bei feuchter Luft, unerträglich; bei weitem nicht so beschwerlich in den höhern, trocknen Ländern. Man kann sie sich kaum so unmäßig vorstellen, als sie in Philadelphia und den übrigen südlichen Seestädten wirklich ist. Kein Mensch verläßt in diesen Tagen seine Wohnung, wenn ihn nicht Geschäfte dazu nöthigen; jeder kleidet sich so leicht wie mög-



lich, und muß er über die Straße gehen, so geschieht es nie ohne Schirm. Man sucht die Hitze schon des Morgens durch Fensterladen und Jalousien abzuhalten, hinter welchen Thüren und Fenster dem Luftzuge geöffnet werden. Des Abends werden erst die Häuser aufgemacht, und die Straßen füllen sich mit Menschen. Dann fällt oft ein starker Thau, der den Nächten eine Kühle mittheilt; bleibt aber jener aus, so behalten auch diese die Wärme des Tages. Das Fleisch hält sich in einem Eiskeller nur einen Tag; frische Milch gerinnt in ein paar Stunden; Fische und Butter bringt man zwischen Eisstücken zu Markte, und Geflügel darf höchstens nur vier Stunden vor der Mahlzeit geschlachtet werden, wenn es nicht verderben soll. Die angenehmste Jahreszeit fällt in diesen Gegenden im Oktober und November; dann ist der Himmel heiter, die Luft gelinde, und die Veränderung der Luft nicht so häufig. Dieser schnelle Wechsel in der Witterung rührt vornehmlich von den Winden her. Der Nordwestwind ist trocken und kühl, er macht also die Hitze erträglich; im Winter aber verursacht er schneidende Kälte, so daß die Flüsse in zwei Tagen mit Eis belegt werden, und der Schnee zuweilen 2 Fuß hoch fällt; doch sind diese Winter-Erscheinungen in 5 bis 6 Tagen wieder vorüber. Die Südwinde sind warm, vergrößern die Hitze, und bringen Stürme, Gewitter und Regen mit. Diese Extreme von Hitze und Kälte sind in den Ländern, die sich von dem Aleghany-Gebirge westlich ausdehnen, eben so unbekannt, als die plötzliche Veränderung der Lufttemperatur. Diese Länder liegen höher, als die östlichen, haben keine Moräste, und sind den kalten Nordwinden nicht so sehr ausgesetzt. Je mehr man sich den Bergen nähert, desto gemäßigter und beständiger wird das Wetter, desto gesünder sehen die Menschen aus. In den hohen Gegenden von Virginien ist die Hitze niemals drückend, die

Luft bleibt immer frisch, der Winter ist gelinde, und das Clima gesund. In Kentucky fällt das Thermometer im Winter selten unter 35, und im Sommer steigt es nie über 80 Grad. Die Jahreszeiten wechseln allmälig, der Sommer dauert bis in den Oktober, der Herbst bis Weihnachten, der Winter bis in den Februar, und mit dem März fängt der Frühling an. Im April ist schon alles grün, gewöhnlich 14 Tage früher als in Virginien und Maryland.

In diesem westlichen Gebiete, das sich eines gesunden Climas erfreuen kann, sind auch die Krankheiten nicht so häufig, als in den östlichen Staaten, und die Einwohner stärker und kraftvoller. Außer den auch in Europa bekannten Krankheiten, als Fieber, Auszehrung, Halsweh, Blattern, welche hier häufig eingeimpft werden, und andern, bemerke ich nur das gelbe Fieber, eine Art von Pest, die zuerst in Philadelphia im Jahre 1793 ausbrach, den östlichen morastigen Gegenden bisher eigen gewesen ist, schnell und schrecklich um sich greift, aber nicht in die innern Landschaften dringt. Diese Pest, welche sich wahrscheinlich aus Fäulniß während der großen Hitze erzeugt, bei Annäherung der kalten Witterung aufhört, aber sich fast jährlich erneuert, wüthet so heftig, daß Philadelphia allein in 3 Monaten eines Jahres den zehnten Theil seiner Einwohner verlor. Jeder, der noch Kräfte fühlt, sucht diesen Örtern der Verwüstung und des Todes eine Zeitlang zu entfliehen. Die Kranken werden ihrem Schicksale überlassen, wenn sie nicht Menschenfreunde finden, die mit eigner Aufopferung an der Abwendung des allgemeinen Elends thätig arbeiten.

Alle diese Landstriche sind bei weiten noch nicht ganz angebaut, nicht einmal die alten Staaten, geschweige denn die neuen und das Congreßland. Nicht allein große Wälder und Moräste bedecken ansehnliche

Distrikte, sondern auch viele fruchtbare Ländereien warten noch auf die Hand des thätigen Arbeiters. Der Staat Delaware, der zum Handel eine günstige Lage hat, ist noch nicht zur Hälfte urbar gemacht; und dies lässt sich überhaupt von dem größten Theile Nordamerikas sagen. Die Eigenthümer besitzen mehrentheils große Landstrecken, ohne sie ganz zu benutzen. Allein es fehlt noch immer an Menschenhänden, die Hindernisse zum Anbau wegzuräumen, und an anhaltendem Eifer, der nicht vor dem Ende der Unternehmung erkaltet. Daher ist der Ackerbau nicht in allen Provinzen gleich stark und gleich gut. Eine Ackerbau-Gesellschaft in Philadelphia sucht ihn, wenigstens in Pensylvanien, so viel als es die Umstände erlauben, zu befördern. Durch den Anbau gewinnen die Einwohner alle Getreidearten im Überflusse, Reis, Mais, womit man nicht allein Rindvieh, Schweine und anderes Vieh füttert, sondern ihn auch zu einem nahrhaften Brode, zu Kuchen und zu Homeny gebraucht, einem Gerichte, das aus zerstoßenem Mais und Bohnen besteht, die in eine feste Masse zusammengekocht werden, welche man warm oder kalt mit Fleisch genießt; — ferner Hülsenfrüchte, Europäische Wurzel- und Gartengewächse, obgleich der Gartenbau überall noch sehr vernachlässigt wird; Flachs, Hanf, Taback, vornemlich in den mittlern und südlichen Gegenden, Indigo, Wein, als in Virginien und Kentuky, indessen ist der Weinbau erst im Entstehen; Baumwolle, besonders in Virginien und Carolina, wo sie häufiger angebaut wird, als der Indigo. Man findet ferner Sassafrasbäume, deren Blüthen als Thee getrunken, und die Wurzeln als Arzenei gebraucht werden; die Rinde giebt eine orangegelbe Farbe, und nach den jungen Zweigen ist das Rindvieh sehr begierig; — Ipecacuanha, Sassaparille, Ginseng, eine Pflanze, deren Wurzel medicinische Kräfte hat; und noch andere

Südfrüchte, Farben und Arzneikräuter; mannigfaltiges Obst, wozu auch die Persimonien, eine Pflaumenart, gehören, die aber erst durch Frost genießbar werden. Man macht aus dieser Frucht ein Getränk, das Persimonbier. Aus Äpfeln und Birnen wird allenthalben Cyder bereitet, wozu fast jeder Landmann eine Presse hat; und aus Pfirsichen wird, besonders in Virginien, ein Branntwein gebrannt, der sehr beliebt ist. Um die geistigen Theile aus der Frucht zu bekommen, muß sie, in große Fässer gepackt, faulen, worauf der Saft ausgepreßt und abgezogen wird. — In Kentucky wachsen kleine schmackhafte Pfirsichen, Nectarinen genannt. Allerlei Arten von Beeren sind in großer Menge vorhanden. Die Wälder enthalten viel und mannigfaltiges Holz, wenn sie gleich, besonders im Sommer, durch Nachlässigkeit der Fuhrleute, Viehtreiber und Reisenden, sehr oft durch Feuersbrünste, leiden. Bei dem trocknen Grase und den verdorrten Blättern verbreitet der Wind ein entstandenes Feuer mit ungewöhnlicher Schnelligkeit. Zum Glück haben die Wälder wenig Gebüsch, sonst würden die Bäume weit häufiger verzehrt werden, und man würde dem Feuer weniger Einhalt thun können. Unter solchen Umständen aber läuft es am Boden fort, versengt die Bäume, aber verzehrt sie selten. Um eine solche Feuersbrunst zu hemmen, benimmt man ihr die Nahrung an mehrern Stellen durch Wegbrennung des Grases.

In den Wäldern findet man viele Eichenarten, und anderes Laubholz, Tannen, Fichten, Cedern, Magnolien, weiße Fichten, aus deren jungen Zweigen ein gutes Bier gebraut wird; Myrtenbäume, deren Beeren ein grünes hartes Wachs geben, woraus man Lichte macht; Gummibäume, die vortreffliche Harze liefern, wozu auch der Heuschreckenbaum gehört; Karolinische Thee-, Zimmt- und Papier-Maul-

Distrikte, sondern auch viele fruchtbare Ländereien warten noch auf die Hand des thätigen Arbeiters. Der Staat Delaware, der zum Handel eine günstige Lage hat, ist noch nicht zur Hälfte urbar gemacht; und dies lässt sich überhaupt von dem größten Theile Nordamerikas sagen. Die Eigenthümer besitzen mehrentheils große Landstrecken, ohne sie ganz zu benutzen. Allein es fehlt noch immer an Menschenhänden, die Hindernisse zum Anbau wegzuräumen, und an anhaltendem Eifer, der nicht vor dem Ende der Unternehmung erkaltet. Daher ist der Ackerbau nicht in allen Provinzen gleich stark und gleich gut. Eine Ackerbau-Gesellschaft in Philadelphia sucht ihn, wenigstens in Pensylvanien, so viel als es die Umstände erlauben, zu befördern. Durch den Anbau gewinnen die Einwohner alle Getreidearten im Überflusse, Reis, Mais, womit man nicht allein Rindvieh, Schweine und anderes Vieh füttert, sondern ihn auch zu einem nahrhaften Brode, zu Kuchen und zu Homeny gebraucht, einem Gerichte, das aus zerstoßenem Mais und Bohnen besteht, die in eine feste Masse zusammengekocht werden, welche man warm oder kalt mit Fleisch genießt; — ferner Hülsenfrüchte, Europäische Wurzel- und Gartengewächse, obgleich der Gartenbau überall noch sehr vernachlässigt wird; Flachs, Hanf, Taback, vornemlich in den mittlern und südlichen Gegenden, Indigo, Wein, als in Virginien und Kentuky, indessen ist der Weinbau erst im Entstehen; Baumwolle, besonders in Virginien und Carolina, wo sie häufiger angebaut wird, als der Indigo. Man findet ferner Sassafrasbäume, deren Blüthen als Thee getrunken, und die Wurzeln als Arzenei gebraucht werden; die Rinde giebt eine orangegelbe Farbe, und nach den jungen Zweigen ist das Rindvieh sehr begierig; — Ipecacuanha, Sassaparille, Ginseng, eine Pflanze, deren Wurzel medicinische Kräfte hat; und noch andere

Südfrüchte, Farben und Arzneikräuter; mannigfaltiges Obst, wozu auch die Persimonien, eine Pflaumenart, gehören, die aber erst durch Frost genießbar werden. Man macht aus dieser Frucht ein Getränk, das Persimonbier. Aus Äpfeln und Birnen wird allenthalben Cyder bereitet, wozu fast jeder Landmann eine Presse hat; und aus Pfirsichen wird, besonders in Virginien, ein Branntwein gebrannt, der sehr beliebt ist. Um die geistigen Theile aus der Frucht zu bekommen, muß sie, in große Fässer gepackt, faulen, worauf der Saft ausgepreßt und abgezogen wird. — In Kentucky wachsen kleine schmackhafte Pfirsichen, Nectarinen genannt. Allerlei Arten von Beeren sind in großer Menge vorhanden. Die Wälder enthalten viel und mannigfaltiges Holz, wenn sie gleich, besonders im Sommer, durch Nachlässigkeit der Fuhrleute, Viehtreiber und Reisenden, sehr oft durch Feuersbrünste, leiden. Bei dem trocknen Grase und den verdorrten Blättern verbreitet der Wind ein entstandenes Feuer mit ungewöhnlicher Schnelligkeit. Zum Glück haben die Wälder wenig Gebüsch, sonst würden die Bäume weit häufiger verzehrt werden, und man würde dem Feuer weniger Einhalt thun können. Unter solchen Umständen aber läuft es am Boden fort, versengt die Bäume, aber verzehrt sie selten. Um eine solche Feuersbrunst zu hemmen, benimmt man ihr die Nahrung an mehrern Stellen durch Wegbrennung des Grases.

In den Wäldern findet man viele Eichenarten, und anderes Laubholz, Tannen, Fichten, Cedern, Magnolien, weiße Fichten, aus deren jungen Zweigen ein gutes Bier gebraut wird; Myrtenbäume, deren Beeren ein grünes hartes Wachs geben, woraus man Lichte macht; Gummibäume, die vortreffliche Harze liefern, wozu auch der Heuschreckenbaum gehört; Karolinische Thee-, Zimmt- und Papier-Maul-

beerbäume; schwarze Eichen, die 40 bis 50 Fuß hoch und am Boden über 8 Fuß dick werden, und deren Rinde eine gute gelbe Farbe verschafft; Tulpenbäume, die einen hohen, majestätischen, starken Wuchs, große, vorn abgestutzte Blätter, grüngelbe und rothe, tulpenähnliche, große Blüthen, und ein leichtes, weißes Holz haben, dessen Rinde medizinische Kräfte besitzt; und Zucker-Ahornbäume, aus deren Saft nicht nur Syrup und Zucker, sondern auch Bier, Essig und Branntwein gemacht wird. Im ganzen Staate beschäftigen sich etwa 60000 Menschen mit Zubereitung des Ahornzuckers. Der Baum wächst in allen Ländern nördlich von Virginien, auch im westlichen Gebiete, nur südlich nicht. Ein Ahornbaum von 20 Zoll im Durchmesser giebt jährlich fünf Pfund Zucker. Nach 6 Jahren sind die Bäume zwar noch saftreicher, als in den ersten Jahren, allein sie haben nicht so viel Zuckerstoff. Um den Saft zu erhalten, bohrt man die Bäume im Frühjahre schräg an, oder macht mit einer Art Einschnitte, und leitet ihn durch Röhren in hölzerne Tröge, worauf er in Kesseln erst bei gelindem, und dann bei verstärktem Feuer gesotten wird. Jeder Landmann macht sich seinen Zukker ohne sonderliche Mühe selbst; er betrachtet diese Beschäftigung nur als eine Nebensache, und kann mit 5 Kindern in 3 bis 4 Wochen bequem 1500 Pfund Zucker gewinnen. Er kocht den Saft gleich am folgenden Tage, nachdem er ihn erhalten hat, in einem Kessel, thut etwas Kalk zur Verdickung des Saftes hinzu, nimmt den Schaum ab, und wenn der zehnte Theil der Masse eingekocht ist, preßt er sie durch ein Tuch, setzt das Kochen fort, bis der Saft die Zähigkeit des Leims bekömmt. Dann gießt er ihn in eine hölzerne Kühlwanne, schlägt ihn, damit er sich körne, und füllt ihn in irdene Formen. Läutert man den Ahornzucker, so wird er so weiß, wie Rohrzucker. Die Indianer machen

weni-

weniger Umstände. Sie breiten ein Fell aus, gießen den Saft hinein, und lassen die wässrigen Theile von der Sonne ausziehen, wobei der Zuckerstoff zurück bleibt. Einige kochen auch den Saft zu harten dicken Kuchen ein, die aber eine gelbliche, bräunliche Farbe und einen Beigeschmack haben. Zu Cooperstown am Otsego-See, betreibt man die Zukkerfabrikation schon im Großen und zur Ausfuhr. In Neu-York wächst der Zucker-Ahorn so häufig, daß man sämmtliche vereinigte Staaten mit dem daraus gewonnenen Zucker versorgen könnte, wenn man die Bäume mehr schonen, und die Fabrikation regelmäßiger betreiben wollte. Außerdem nutzt man die kleinen Zweige des Ahorns zum Winterfutter, und das Holz zu verschiedenen Arbeiten und zu Pottasche. Überhaupt verschaffen die Wälder den Einwohnern mancherlei Vortheile. Sie schwelen aus den harzreichen Fichten Theer, indem sie das Holz in Gruben verbrennen. Der Theer träufelt heraus, und sammelt sich auf dem Boden der Grube, von wo er nur weggenommen, und von den Kohlen gereinigt werden darf. Soll Pech daraus gemacht werden, so leitet man den Theer in eine mit Thon bedeckte Grube, steckt die Masse an, und läßt sie so lange verdunsten, bis sie dick genug ist. In Virginien gewinnt man von den Fichten Terpentin. Eine große Menge Holz giebt Pottasche, Mastbäume, Bretter, Faßreifen, Tonnenstäbe etc., Bauholz, Kohlen; vieles wird von Tischlern, Drechslern, Wagnern und auf andere Art verarbeitet; und endlich benutzt man die Rinde mancher Baumarten in den Gerbereien.

In Absicht anderer Gewächse, die man in den südlichen Provinzen antrifft, beziehe ich mich auf Florida, um noch etwas von einem Amerikanischen Gewächse, dem Taback, sagen zu können. Der Anbau desselben hat bisher in den südlichen Staaten viel Menschen beschäftigt,

und den Negerhandel begünstigt; er nimmt aber, hauptsächlich in Virginien, sehr ab, seitdem man eingesehen hat, daß der Ackerbau mehr Vortheile bringt. Der Taback saugt das Land sehr aus; daher sieht man in Virginien und Maryland so viele verlassene Stellen, die mit gelbem Riedgrase bewachsen sind. Um ein neues Stück Land besser nuzzen zu können, ziehn jetzt die Pflanzer, (so nennt man nemlich diejenigen, welche sich mit dem Tabacksbau beschäftigen) nur Eine Ärnte von demselben, besäen es die folgenden 2 Jahre mit Weizen und zulezt mit Klee. Der Taback hat einen geraden, haarigen, zähen, 4 bis 5 Fuß hohen Stengel, und gelblich grüne Blätter, die am untern Ende des Stengels sehr groß sind. Die Gewinnung derselben erfordert viel Mühe. Nachdem kein Frost mehr zu befürchten ist, verbrennt man auf einem Raume von 20 bis 100 Quadratfuß, eine Menge Holz, um das Unkraut und die Insekten zu vertilgen. Die warme Asche wird sogleich untergegraben, und das Land besäet. Die jungen, von der Zerstörung einer großen schwarzen Fliege übrig gebliebenen Pflanzen, werden in Felder, 3 bis 4 Fuß von einander verpflanzt. Wenn sie 1 Fuß Höhe erreicht haben, werden sie gekappt, von den Schößlingen und untern Blättern befreit, und wöchentlich ein paarmal von Unkraut und Würmern gereinigt. Im August sind die Pflanzen reif; man schneidet sie ab, läßt sie die Nacht über, zum Schwitzen, in Haufen liegen, hängt sie den andern Tag zum Trocknen in ein luftiges Haus, das den Regen abhält, wirft sie dann bündelweise in Haufen zusammen, damit sie schwitzen, trocknet sie aufs neue, sortirt sie und packt sie ein. Die obern Blätter geben den besten Taback. Die Pflanzer schicken ihren Gewinn nach der nächsten Seestadt, wo derselbe vor der Ausführung von beeidigten Aufsehern beschaut wird. Finden sie ihn gut, so stellen sie darüber dem

Pflanzer ein Certifikat aus, welches so gut wie baares Geld ist, und als solches im Lande circulirt. Virginien ärntete sonst 80000 Faß, jedes von 1000 Pfund, und die Ausfuhr, welche England größtentheils erhielt, betrug über 100000 Centner. Jetzt aber beträgt die Ausfuhr höchstens 55000 Fässer, und nimmt immer mehr ab, jemehr die Landleute Getreide anbauen.

Die fetten Wiesen und Weiden, die man in allen Provinzen antrifft, die grasreichen Savannen, und die Landstriche, die ganz aus Marschland bestehen, sind der Viehzucht sehr vortheilhaft. In den nördlichen Staaten ärntet man von einem Morgen Wiesenland gewöhnlich einen Centner gutes Heu. Die Pferdezucht ist fast überall, Pensylvanien ausgenommen, welches besonders schöne und dauerhafte Pferde zieht, mittelmäßig. Dagegen ist die Hornvieh-, Schaf- und Schweinezucht beträchtlicher. In Virginien füttert man die Schweine auch mit Pfirsichen. Die Wälder sind voll Wild; auch Beutelthiere, Bären, Wölfe, Luchse, Füchse, wilde Katzen, Jaguare sind nicht selten. Gegen Norden zeigen sich noch das Elenn, der Bison und der Biber, welche aber durch die häufigen Nachstellungen sehr abgenommen haben.

Das Geflügel ist ungemein mannigfaltig. Außer dem bei uns gewöhnlichen sieht man hier Adler, Geier, wozu auch der Türkische Buzzard gehört, der sich in den südlichen Theilen aufhält, und sich vom Aas nährt, wodurch er zur Gesundheit der Luft beiträgt; daher hat man in Carolina durch ein Gesetz verboten, ihn zu tödten; — Papageien, Colibris, den muntern Spottvogel, der den Gesang anderer Vögel mit hellerer Stimme nachahmt; den dunkelgelben Feuervogel, den orangegelben Hängevogel, der sein Nest an das Ende eines hohen Zweiges durch einige Hanffäden befestigt, um seine Jungen vor feindlichen An-

griffen zu schützen; Blau- und Rothvögel, die von der Hauptfarbe ihres Gefieders den Namen führen; den Wipperwill, welcher von seinen klagenden Tönen, die er des Nachts hören lässt, benannt ist; Kriech-, Sommer- und andere Änten; bunte Finken, Tauben, Reißvögel, sehr schöne Bachstelzen, Wachteln, Rephühner, Truthüner rc. Diese letztern sind viel größer, als die Europäischen, und wiegen zuweilen 30 bis 40 Pfund. Sie werden gemeinlich auf die Art gefangen. Man setzt einen viereckigen Zaun, den man oben bedeckt, gräbt einen Weg von der Mitte des Vierecks nach der Außenseite, belegt ihn so, daß der Vogel leicht hindurch kommen kann, und streut um den Eingang, auf den Weg und innerhalb des Zaunes, Mais. Die Vögel fangen an, die äußere Leckspeise zuerst zu fressen, dann gehn sie weiter, und statt den ordentlichen Rückweg zu nehmen, fliegen sie in die verdeckte Höhe, und lassen sich auf solche Weise zu Dutzenden fangen.

See- und Flußfische sind im Überflusse, und werden nicht nur der Nahrung, sondern auch des Handels wegen häufig gefangen. An den Küsten befinden sich Austernbänke. Die hiesigen Austern schmecken aber, roh, nicht so gut als die Europäischen. In den südlichen Gegenden giebt es eine Art kleiner Krebse, welche sich in den Flüssen pyramidenförmige Hügel von Kiessand erbauen, wohin sie sich vor den Angriffen ihrer Feinde, der Goldfische, zurückziehn.

Bienen sind vor mehr als hundert Jahren von England nach Boston gebracht worden. Sie haben sich so stark vermehrt, vornemlich in den mittlern Strichen, daß nunmehr Honig und Wachs zu den vornehmsten Landesproducten gehören. In den nördlichen Theilen hält man aber nicht so viel Bienenstöcke, als in Pensylvanien, wo jeder Landmann 7 bis 8 und mehr hat. In den südlichen und westlichen Gegenden

findet man viel Maulbeerbäume und Seidenraupen; der Seidenbau aber ist nicht von Belang. Man kennt hier auch einige Arten beschwerlicher Insekten, als die Muskiten; die Holzmilben, die einer Wanze ähnlich sind, auf Bäumen und Gesträuchen sitzen, und nicht nur dem vorübergehenden Viehe, sondern auch den Menschen durch ihren heftigen Stich lästig werden; die kleinen Saamenmilben, welche sich im Grase aufhalten, in die Schweißlöcher der Menschen eindringen, und einen empfindlichen Reiz verursachen, die man aber durch Tabacksrauch am besten vertreiben oder tödten kann, denn das Kratzen zieht eine gefährliche Entzündung nach sich; der Kornwiebel, der seine Eier in die Hölung des Korns, besonders in die des Weizens legt; und die Hessische Fliege, welches Insekt, wie man glaubt, mit dem Getreide für die im Englischen Dienste gestandenen Hessischen Truppen, während dem Nordamerikanischen Kriege, hieher gebracht worden ist. Es sitzt in den Getreidehalmen, so lange sie noch grün sind, und verwüstet in einigen Tagen das schönste Kornfeld. Allein sowol der Wiebel als diese Fliege sind jenseit der Gebirge nicht bekannt. Nicht schädlich sind die leuchtenden Insekten, deren Schwänze in den Sommernächten ein Licht von sich geben, das sie auch beliebig zurückhalten können. Ein ähnliches Insekt ist der Feuerkäfer, der vermöge zweier Drüsen hinter dem Kopfe Lichtstrahlen ausfließen läßt. Ein Dutzend dieser kleinen Thiere geben so viel Licht, daß man dabei lesen und schreiben kann.

Endlich findet man auch in diesen Ländern Schildkröten von ansehnlicher Größe, Alligatoren in den südlichen Strichen, und Schlangen, von denen ich schon bei Florida gesprochen habe, die jedoch meistentheils durch den vermehrten Anbau in die Gebirge getrieben sind.

Diese Gebirge enthalten mehrere Schätze, von denen aber die Einwohner noch nicht den Gebrauch machen, den ein verbesserter und vermehrter Bergbau ihnen verschaffen könnte: Sie liefern Eisen, Kupfer, selbst gediegenes, Blei, etwas Silber, Marmor, Schiefer, Kalk, Schleifsteine, Edelsteine, Porzellanerde, Bergöl, Steinkohlen, Schwefel u. s. w. Salzquellen sind bis jetzt noch in geringer Anzahl vorhanden; aber gewiß hat der Staat deren viele, vornehmlich Kentucky und andere Theile des Westgebietes; dies erhellt aus den Lickplätzen, oder großen flachen Landstrecken, wo zahmes und wildes Vieh begierig tiefe Hölungen ausleckt, und aus den Salzmorästen, welche fast zwei Drittel des Raums zwischen den kleinen Inseln und der Küste von Carolina und Georgien, einnehmen. Salpeter verfertigt man, vornehmlich in den westlichen Theilen, und in Virginien, aus der Erde, die man auf dem Boden vieler Hölen findet. Kentucky handelt mit diesem Salpeter. Mineralische Gewässer finden sich an mehrern Orten, z. B. bei Saratoga in Neu-York. Eine von den dortigen Quellen, die eine 5 Fuß hohe, felsige Einfassung von 9 Zoll im Durchmesser hat, wirft beständig Blasen auf, und fließt im Anfange des Sommers über. Das Wasser schmeckt scharf, und wirkt, nach der Verschiedenheit der Natur derer, die davon Gebrauch machen, als Abführungs- oder als Brechmittel. Hinein gehaltene Thiere ersticken, wenn man sie nicht schnell an die freie Luft zurückbringt; ein brennendes Licht erlischt, sobald man es in die Vertiefung hält. Füllt man das Wasser in eine gläserne Flasche, und pfropft sie zu, so springt sie entweder beim Schütteln, oder der Pfropf fliegt mit Gewalt heraus. Läßt man das Wasser aber in einem unbedeckten Gefäße stehn, so ist es in einer halben Stunde schal. Im westlichen Theile von Virginien sind verschiedene Quellen, die zum Trinken und Baden

in der warmen Jahreszeit stark benutzt werden. Besonders wird der eine Brunnen, das süße Wasser genannt, am Fuße des Alleghany-Gebirges stark besucht, und man sorgt gegenwärtig für mehrere Bequemlichkeit der Gäste. An einer Stelle des Jackson-Gebirges, zwischen den blauen und Alleghany-Bergen, sind 4 Quellen nahe bei einander: die eine giebt warmes, die andere sehr heißes, die dritte ganz kaltes, und die vierte schwefliges Wasser. In Pensylvanien, ohnweit Bristol, bei Bath, sind heiße, mineralische Quellen, und 3 Bäder, und in der Nähe von Frankfurt sind mineralische Brunnen, wohin man von Philadelphia zum Vergnügen geht.

Die Einwohner sind theils Europäer und deren Nachkommen, als Britten, Irländer, Schweden, Deutsche, Niederländer, Franzosen und Schweizer, theils Neger, Mulatten, Meßtizen und Indianer. Im Jahr 1796 belief sich die Bevölkerung des ganzen Staats, nach einer Zählung, auf 5,250600 Köpfe, mit Inbegriff von beinahe 600000 Negern und Mulatten. Nehmen wir nun die Größe des Staats zu 62500, oder besser, nach Abzug der 4980 Quadratmeilen Gewässer, zu 57520 Quadratmeilen an: so werden kaum 92 Menschen auf eine solche Meile zu rechnen sein; mithin ist der Staat sehr schwach bevölkert, und hat noch Raum genug zum Anbau. Es lassen sich auch wirklich von Zeit zu Zeit neue Ankömmlinge hier nieder, die mit ihrem Europäischen Vaterlande unzufrieden sind, und glauben, in Amerika größere Reichthümer mit geringerer Mühe zu erwerben. Aber auch die alten Einwohner breiten sich allmälig immer weiter aus, denn man pflegt hier ziemlich jung zu heirathen, und dann sein eignes Haus zu bauen und zu bestellen. Aus verschiedenen Listen ergiebt sich, daß die Volksmenge in den neuern Zeiten sehr zugenommen; daß sie sich in Rhodeisland in 12 Jahren verdoppelt,

in Neu-Jersei, ohngeachtet des Amerikanischen Krieges, in 40 Jahren verdreifacht hat, und man sagt, daß sie sich überhaupt im Ganzen Staate in 20 Jahren verdoppele. Wenn dies seine Richtigkeit hat, so müßte von jetzt an, wenn keine allgemeine Unglücksfälle dazwischen kommen, die Volkszahl in hundert Jahren auf mehr als 168 Millionen steigen; und so würde dieser Staat in der Folge sehr mächtig werden. Daß aber die einzelnen Staaten, wie in der Größe, so in der Bevölkerung verschieden sind, zeigt folgende ältere Angabe:

Staaten.	Größe. In □Meil.	Volkszahl. Im Jahr 1790.	
Georgien	936	82548	
Süd-Carolina	1160	249073	
Nord-Carolina	1760	393751	
Tenessee	—	50000	Der Staat ist 360 Engl. Meilen lang und 105 breit.
Kentucky	2143	73677	jetzt 15000
Virginien mit Frankland	5300	747611	
Maryland	532	319728	oder 422764.
Delaware	65	59094	oder 68094.
Pensylvanien	2148	434873	
Neu-Jersei	317	184139	
Connecticut	222	237946	
Rhodeisland	60	68825	

Masse-

Staaten.	Größe. In □Meil.	Volkszahl. Im Jahr 1790.	
Massachusets	513	378787	
Main und Sagadahok	1522	96540	
Neu-York mit dem Geneseeland	2470	340120,	im Jahr 1794 — 441343.
Vermont	414	85539	
Neu-Hampshire	447	141885,	im Jahr 1794 — 160000.

das Congreßland hat 25600 Quadratmeilen, und im Jahr 1790 hatte es kaum 40000 Einwohner. Wenn nun gleich diese Angaben jetzt nicht mehr richtig sind, weil die Menge der Menschen sich über 5 Millionen vermehrt hat: so dienen sie doch zu einer Vergleichung des stärkern oder schwächern Anbaus.

Da die Einwohner so verschiedenen Ursprung haben, so muß ihr Charakter auch sehr gemischt sein; doch leuchten, besonders in den nördlichen Staten, die Züge des Brittischen Nationalcharakters hervor, und man findet im Allgemeinen an ihnen sehr lobenswerthe Eigenschaften, als Muth, Unerschrockenheit, Thätigkeit, Arbeitsamkeit; sie sind gutmüthig, freimüthig, offen, höflich und gastfrei, gegen Fremde freundschaftlich, ihrem Vaterlande und der Freiheit — so scheint es wenigstens — ergeben. Aber sie sind zugleich sorglos, lieben den Trunk, vornehmlich die niedere Klasse, die im Rausche grausam und rachsüchtig wird, die Arbeit scheut, unruhig und lärmend und äußerst roh ist; sie besitzen nicht Festig-

keit genug, ein angefangenes Werk mit Eifer zu vollenden; fallen mit einer zu weit getriebenen Neugierde, besonders Fremden, lästig; scheinen mit ihrer Regierung nie zufrieden zu sein; drängen sich mit vielem Eigensinne und Mißtrauen zur Theilnahme an Staatsangelegenheiten; werden vom Partheigeiste in ewige Streitigkeiten verwickelt; pralen mit ihrer Freiheit und Verfassung; sind stolz, dem Spiel und der Zerstreuung ergeben; zeigen im Gespräche viel Leichtsinn; scheinen hauptsächlich von Veränderlichkeit und Eigennutz beherrscht zu werden, und die besten mit den schlimmsten Grundsätzen, Feinheit mit Rohheit zu verbinden. Treffen Privat-Interesse und Gemeinwohl zusammen, so muß letzteres nachstehen. Auch bei den dortigen Deutschen ist Liebe zum Gewinn die Haupttriebfeder ihrer Handlungen; aber sie sind geruhiger, mäßiger, fleißiger und religiöser, als die Amerikaner, worunter man die Nachkommen der Britten und andern Europäer versteht. Sie behalten ihre Deutschen Sitten und Sprache bei, gehören zu den schätzbarsten Landwirthen, besorgen ihre Geschäfte, ohne Andern zur Last zu fallen, bekümmern sich wenig um Politik und Neuerungen, und halten treulich zusammen. Auch Leute von guten Familien lassen sich nicht die gewöhnlichen Fehler der niedern Klassen zu Schulden kommen; sie genießen größtentheils eine gute Erziehung, zeigen Feinheit, Weltkenntniß, und ein ungezwungenes, anständiges Betragen. Überhaupt ist die Moralität nach den Ständen verschieden, denn es giebt hier eben so viele Abstufungen des Ranges, als bei uns. — Gewöhnlich sind Mannspersonen und Frauenzimmer gut gewachsen; jene kraftvoll und stark; diese gefallen durch ihre Bildung, durch ihren Anzug und Putz. Die Virginier und südlichern Bewohner sehen sehr bleich aus, desto muntrer und gesunder aber die Einwohner in den obern Gegenden. Die Pensylvanier sind ab-

gehärtete, fleißige und wohlhabende Leute. Im Allgemeinen haben sich die Sitten sehr verschlimmert. Die Lebensweise ist nicht überall so einfach, als vormals. Unter allen Speisen ist Fleisch die beliebteste und häufigste. Das Frauenzimmer trinkt übermäßig Thee; die Männer aber Branntwein, Punsch und Wein. Der Luxus nimmt zu, und betrifft gewöhnlich Gegenstände der Eitelkeit. Hausgeräthe erfordern den größten Aufwand, man findet sie in vornehmen und geringen Häusern von Mahagonyholz. Aber es fehlt den Amerikanern an gutem Geschmack. Der Ton in den Städten, besonders in den größern, ist völlig Europäisch. Die Mannspersonen gehn in Clubs, und gesellschaftliche Belustigungen werden, bei der Neigung zu Zerstreuungen, nicht aus der Acht gelassen. Dahin gehören: langweilige Theegesellschaften, Schauspiele, Concerte, Bälle, Wasserfahrten, Land- und Fischereipartien, Schildkrötenschmausereien auf dem Lande, Schlittenfahrten, Schlittschuhlaufen, Jagen, Hahnengefechte, Pferderennen, und für den Pöbel Baxereien, wobei man ausmacht, ob alle Vortheile, als Beißen, Augenauskratzen und dergleichen Barbareien, gelten sollen. Jedes Haus von Bedeutung hält Equipage. Ein wohlhabender Mann wird nicht leicht ein Landhaus oder einen angenehmen Garten missen. So gefällig aber der Umgang in den größern Städten durch die verfeinerten Sitten geworden ist, mit so vielen Kosten ist auch der dortige Aufenthalt verknüpft, und eben so gewiß erzeugt die Neigung zur Üppigkeit und Zerstreuung, manche bösartige Übel. Im Sommer pflegt man zu Pferde, in Kariolen und Whiskeys; im Winter aber auf bedeckten großen Schlitten zu reisen.

Die Posten bestehn nicht allein in Fuhrwerken, sondern es werden auch Reitpferde für die Reisenden gehalten. Allein bei dieser Bequemlichkeit, fehlt es in vielen Gegenden noch an guten Landstraßen. Rei-

ner von den Staaten hat sie schlechter als Maryland. Bald führen sie über dürre, hüglige Strecken, wo man jeden Augenblick Gefahr läuft, umzuwerfen; bald durch morastige Gründe, wo der Wagen bis über die Axe einsinkt. Man legt zwar Baumstämme über diese Vertiefungen, aber eine solche Hülfe ist nur von kurzer Dauer, weil sie bald einsinken und durchgefahren werden. Maryland sorgt wenig für Verbesserung der Wege. Ist einer ganz unbrauchbar geworden, so öffnet man lieber einen neuen, als daß man den alten ausbessern sollte. Daher durchkreuzen sich oft die Wege, in ganz verschiedener Richtung, und die Plantagenbesitzer lenken sie auch wol nach ihrer Bequemlichkeit ab. In einigen Gegenden werden indeß die Landstraßen verbessert, z. B. zwischen Philadelphia und Lancaster. Die Brücken, woran es im Ganzen noch sehr fehlt; bestehn, wenn sie über kleine Flüsse führen, meist in losen Brettern, die den Einsturz drohen. Es giebt freilich auch dauerhaftere und schönere, aber sie sind selten. Den Vorzug vor allen hat die, welche in Neu-Hampshire über den Piscatagua führt. Sie ist 1795 fertig geworden. Man stößt auch wol auf schwimmende Brücken, z. B. nicht weit von Philadelphia, wo ihrer drei über den Schuylkill geschlagen sind. Es werden zuerst große Bäume über das Wasser gelegt, und zusammen gekettet; darüber legt man Balken, und über diese Bretter. An beiden Seiten ist ein Gelender. Ketten und Anker halten die Brükke in gleicher Richtung. Um Schiffe hindurch lassen zu können, ist der Theil derselben über dem Fahrwasser so eingerichtet, daß man ihn wegnehmen kann. Belastete Wagen drücken zwar die Brücke einige Zoll tief ins Wasser hinein, demohngeachtet ist die Überfahrt nichts weniger als gefährlich. Dies ließe sich eher von den Fähren sagen, in welchen man gemeinlich über die größern Flüsse setzen muß, und die besonders

in Virginien nicht die besten sind. Ein Reiter kann sich immer darauf gefasst machen, daß sein Pferd beim Ein- oder Ausgehen auf den Brettern die Beine bricht oder ertrinkt. Zu diesen Ugemächlichkeiten aber kommt noch ein Übel. Der Reisende findet entweder keine Wirthshäuser, wo er sie sucht, oder sie sind in jämmerlichem Zustande. In Carolina und Virginien, wo man alle Gasthöfe außer den Städten, Speisehäuser nennt, und nach ihnen die Meilen bestimmt, (denn es sind nur wenige Landstraßen ausgemessen und mit Meilenzeigern besetzt) liegen sie gewöhnlich einsam. Die Bewirthung in diesen kleinen Häusern ist armselig, höchstens sind Eier, Speck, halbverdorbene Fische, und Maisbrod, Pfirsichbranntwein, und Whisky, ein aus Korn gebranntes Getränk, und an vielen Orten auch das nicht einmal, zu haben. Demohngeachtet lässt sich der Wirth theuer genug bezahlen. Eben so schlimm kommen auch die Pferde weg; statt sich in Heu zu sättigen, müssen sie mit trocknen Maisblättern vorlieb nehmen, und zuweilen können auch diese nicht herbeigeschafft werden. In Pensylvanien taugen die Wirthshäuser eben so wenig. Frisches Fleisch und Gemüse werden selten aufgetragen, es müßte denn gekochtes Rübenkraut sein, und das Brod ist schwer und sauer. Oft findet man keinen Hausknecht, der die Pferde striegelt oder füttert, und keinen Menschen, der den Reisenden bedienen will. Zeigt sich ja einer, so ist er grob und mürrisch, und doch nach dem Trinkgelde begierig. Zwischen dem Susquehannah und Potowmak sind die Anstalten besser. Die Häuser sind gut gebaut, und die Bewirthung ist nicht schlecht; aber Frühstück, Mittag- und Abendessen haben ihre bestimmte Zeit, außer welcher niemand etwas erhalten kann, so dringend er auch darum bitten sollte.

Unter den Einwohnern machen die Neger immer noch eine abgesonderte Klasse aus, ob man gleich schon längst an der Abschaffung der Sklaverei gearbeitet hat. Diese Bemühungen haben zwar die gute Folge gehabt, daß in den nördlichen Staaten der Neger ein freier Mensch geworden ist, aber in den übrigen sind ihm die Fesseln noch nicht abgenommen worden; daher hat auch der Negerhandel, worin sich Georgien am meisten ausgezeichnet, noch nicht aufgehört. In Savannah sowol als in Charleston werden die Neger öffentlich versteigert. Schiffe, die den nördlichen Staaten, besonders Rhodeisland gehören, führen sie aus Afrika hieher. Der Congreß hat aber die Einführung der Neger nur bis zum Jahr 1808 erlaubt. Da man in den nördlichen Theilen schon viel für diese Menschen gethan hat, so unterscheiden sich auch die dortigen von den südlichen gar sehr. Dort sind sie Dienstboten, oder treiben einen Kleinhandel, ein Handwerk oder den Landbau. Allein sie werden doch immer noch herabgewürdigt, denn sie dürfen den Handel nicht ins Große treiben, können keine große Pflanzungen anlegen, und ihre Kinder sind zwar nicht von den öffentlichen Schulen, aber von Gymnasien und Universitäten ausgeschlossen. An Fähigkeiten fehlt es ihnen gar nicht, und sie haben mehrmals gezeigt, daß sie uns an Verstandeskräften nichts nachgeben. Auf die Fragen, wie viel Sekunden in 1½ Jahr verfließen; und wie viel Sekunden ein Mensch von 70 Jahren 17 Tagen und 12 Stunden gelebt habe? gab ein junger Neger in 2 Minuten die richtige Antwort; und ein Greis beantwortete die Frage: wie viel Schweine ein Wirth von 6 Mutterschweinen in 8 Jahren gewönne, wenn jedes im ersten Jahre 6 Jungen würfe, und diese Vermehrung in dem gegebenen Verhältnisse bis zu Ende des achten Jahres bliebe? nach wenigen Minuten ohne Fehler. Es kommt nur darauf an, daß man den Negern

eine gehörige Erziehung giebt, sie würden — und davon hat man Beispiele — unsre Sprachen, Wissenschaften und Künste lernen. In Philadelphia ist wenigstens eine eigne Schule für sie errichtet worden, worin auch die Mädchen zu weiblichen Handarbeiten angeleitet werden. In Virginien sind die Neger nicht frei. Hier müssen sie für ihre Herren, die Pflanzer, täglich bestimmte Stunden arbeiten, werden aber im Ganzen, besonders auf den großen Gütern, gut genährt, gelinde behandelt, anständig gekleidet, und in eignen Häusern einquartirt, die gewöhnlich einige hundert Ruthen vom herrschaftlichen Wohnhause entfernt sind. Daher sieht ein solches Landgut wie ein Dorf aus, und wenn es zu groß ist, so theilt man es auch wol in mehrere Meierhöfe ab. Überhaupt findet man, in diesen Staaten, auf dem Lande nicht immer Dörfer, sondern die Bauerhäuser liegen einzeln zerstreut, häufig an den Landstraßen, und jeder Landwirth hat sein Eigenthum, das etwa in 2 bis 300 Äckern besteht — außer in den nördlichen Gegenden, wo, wegen der kleinern Anzahl von Niederlassungen, die Besitzungen, womit die Eigenthümer handeln, größern Raum einnehmen — um sich herum, und gewöhnlich am Hause einen Obst-, aber selten einen Krautgarten. Diese findet man bei den Städten in größerer Anzahl. Die Lebensart dieser Landleute, die Virginischen Pflanzer ausgenommen, ist nach unsern Begriffen schlecht. Doch ich komme auf die Sklaven zurück. Gewöhnlich haben sie neben ihren Hütten kleine Gärten und Hühnerhöfe, und es ist ihnen Zeit genug vergönnt, dies ihr Eigenthum zu besorgen. Außerdem erhalten sie von ihren Herren hinlängliche Vorräthe an Mais und eingesalzenem Schweinefleisch. In den beiden Carolinen und in Georgien ist die Lage der Neger auf den Plantagen weit elender. Man läßt sie fast nackend gehen, giebt ihnen elende Kost, schlechte Hütten, worin ein Bund Stroh

die Lagerstätte ausmacht, und erhält sie in Dummheit und tiefer Erniedrigung; daher sind diese Menschen unthätig, und arbeiten wenig und nachlässig. Diejenigen, welche die Städtebewohner zum häuslichen Dienste gebrauchen, haben es in allen Stücken besser. Die Pflanzer selbst verleben ihre Tage in Gemächlichkeit und Unthätigkeit. Sie haben auf ihren Gütern alles, was sie brauchen, und unter ihren Sklaven verschiedene Handwerker. Sie überlassen die Wirthschaft ihren Verwaltern, stehn um 8 Uhr auf, trinken sodann ihren Julep, d. h. Rum mit Zucker versüßt, besehen ihre Plantagen, frühstücken um 10 Uhr, gehn spatzieren, essen um 2 Uhr, schlafen bis fünfe, und trinken bis sie zu Bette gehn. Sie verlassen ihre Wohnungen nur, um Gerichtstage abzuwarten, oder einem Pferderennen oder Hahnengefechte beizuwohnen; und gewöhnlich kommen sie berauscht nach Hause. — Außer den schwarzen, giebt es in den mittlern Staaten auch weiße Sklaven. Amerikanische Schiffe nehmen aus Deutschen und Niederländischen Seestädten überredete Menschen unentgeldlich mit, deren Ankunft und Geschicklichkeiten sie durch die Zeitungen bekannt machen. Wer nun Leute braucht, geht auf ein solches Schiff und kauft sie von dem Eigenthümer desselben. Diese armen Betrogenen werden negermäßig behandelt, doch dienen sie, nach ihren Talenten, nur eine gewisse Zeit, und sind dann frei. Ein Handwerker hat weniger Dienstjahre als ein Tagelöhner.

In den Städten halten sich sowol Handwerker, als Manufakturisten auf; aber auf dem Lande desto weniger, da macht man sich alles Benöthigte selbst. In den neuern Zeiten hat man angefangen, besonders in den nördlichen Staaten und in Pensylvanien, die Fabriken und Manufakturen eifriger zu betreiben. Außerdem daß sich fast jede Familie ihren Cyder selbst verfertigt, wird dies Geschäft, so wie die

Ahornzucker-Siederei, auch im Großen betrieben; vornehmlich gewinnt Neu-York den mehrsten Ahornzucker. Rum- und Branntwein-Brennereien sind an mehrern Orten, vornehmlich in Massachusets. Von jenen unterhielt dieser Staat im Jahr 1783, 60, wovon sich die Hälfte in Boston befanden, und man führte im Jahr 1787 an Rum 600000 Gall. aus. Boston unterhält eine Rohrzucker-Siederei, die 1787 an 6375 Pfund Zucker auswärts verkaufte. Die Bierbrauereien nehmen in neuern Zeiten so zu, daß Philadelphia schon über 4 zählt; daher bauen die Pflanzer jetzt mehr Gerste und Hopfen, als sonst. Die Pott- und Perlasch-Siederei ist hie und da ein einträglicher Nahrungszweig der Landwirthe. Massachusets führt für mehr als 200000 Dollars Asche aus. Man verfertigt, und vorzüglich auf dem Lande, viel Hausleinwand, in Connecticut von besonderer Güte. In Ipswich werden Spitzen, und in Boston und andern Orten Segeltuch und Tauwerk gemacht. Eine solche Manufaktur für Hanf und Flachs beschäftigte in Boston vor einigen Jahren 150 Personen, meist Weiber und Kinder. Die Papiermühlen liefern zwar für den ganzen Staat nicht Waare genug, aber einige einzelne Länder liefern mehr, als sie gebrauchen; z. B. Connecticut, welches jährlich an 5000 Rieß ausführt. Pensylvanien, Neu-Jersei und Delaware haben zusammen 63 Papiermühlen, welche für 250000 Piaster Papier verfertigen sollen. In Massachusets sind 13 solcher Mühlen. Bunte Papiere und Papiertapeten werden ebenfalls, aber nicht hinlänglich gemacht. Man hat viele und gute Buchdruckereien, als in Connecticut, Massachusets, Neu-York, Pensylvanien rc. Es werden schon verschiedene baumwollene Zeuge verfertigt, unter andern in Neu-York, wo im Jahre 1790 für Kattun achtzehn Stühle im Gange waren. Der Landmann webt sich das Tuch zu seinen Kleidern selbst; aber man macht auch schon in mehrern Städten

breites und feineres. Doch diese Manufakturen verfallen, so wie andere, weil das Arbeitslohn zu hoch ist, und die Arbeiter nicht zu haben sind. Die Hutmanufakturen in Connecticut und Massachusets sind schon im Gange, und 300 Hutmacher in Pensylvanien liefern jährlich über 54 Kastor- und 161000 wollne Hüte. Auch hat man in Connecticut mit Verfertigung guter Atlasse und seidner Bänder den Anfang gemacht. Leder wird viel bereitet, besonders in Neu-Jersei, aber nicht alle Sorten von Europäischer Güte. In Massachusets zeichnen sich zwei Städte in der Schuhmacher-Arbeit aus, Reading und Lyen; jene liefert viel Mannsschuhe zur Ausfuhr, und diese soll jährlich an 100000 Paar Frauenzimmer-Schuhe nach den südlichen Staaten und nach den Inseln verschicken. (Ein Paar zu 18 Groschen). Die Glasfabriken mehren sich, und liefern mit unter gutes Glas. Die Virginische Glashütte, ohnweit Alexandria, gab im Jahr 1787 schon für 10000 Pfund Sterl. Waaren. Die Thranbrennereien, vornehmlich in Massachusets, sind ansehnlich. Sie bringen diesem Staate jährlich über 2 Mill. Doll. ein. Von Wallrath werden hin und wieder Lichte gemacht. Massachusets führete im Jahr 1787 für 10488 Pfd. Sterl. aus. Die Quellsalz-Siedereien in Neu-York, die Salzwerke zu Yarmouth in Massachusets, und die Salzfabrikation in den westlichen Ländern sind um so wichtiger, je weniger der Staat damit versehen ist. Die Indigofabrikation ist für die südlichen Gegenden so vortheilhaft, als die Holznutzungen und der Schiffbau es für die nördlichen sind. Die mittlern Staaten treiben ihn nicht so stark; doch betrugen die in Pensylvanien im Jahr 1793 erbauten Schiffe, 8145 Tonnen. Weit beträchtlicher sind in Pensylvanien andere Holzbenutzungen, vorzüglich die Kunsttischler-Arbeiten. An verschiedenen Flüssen sind Sägemühlen angelegt, die viel einbringen; nur müssen sie gegen die Fluthen

gesichert werden. In den Kornmühlen ist der Mechanismus, besonders in Delaware, so verbessert worden, daß fast alle Handarbeit überflüssig ist. In diesem Staate liegen auf einem Punkte 13 verschiedene Mühlen, ohnweit Wilmington am Brandewine-Fluß. Einige sind zum Kornmahlen, andere zum Holz- und Steinsägen bestimmt, und beschäftigen 200 Menschen. In dem Canton Newcastle sind über 60 Kornmühlen. Überhaupt machen sie den vornehmsten Nahrungszweig der Einwohner von Delaware aus. Es fehlt nicht an Ziegeleien und Töpferwaaren, aber die Steingutfabrik in der Stadt Neu-York möchte wol nicht für das Ganze hinreichend sein. Die Anzahl der Pulvermühlen ist zwar beträchtlich, und Pensylvanien hat allein zwanzig; allein die meisten sind, aus Mangel an Salpeter, nicht im Gange. Es giebt hier einige Eisengießereien, Fabriken für grobe Eisenwaaren, für Nägel und Drathwaaren, Stahlöfen, etliche Klockengießereien, Kupferhämmer und Eisenspaltungen. In Pensylvanien, Neu-Jersey und Delaware macht man jährlich 350 Tonnen Stahl und 600 Tonnen Nägel, und andere eiserne Waaren. Die Eisenwerke in Neu-Jersey allein liefern jährlich 1200 Tonnen Stangeneisen, und 80 Tonnen Nägelstangen, außer den Gußwaaren. Massachusets hat 76 Eisenwerke, und die in Rhodeisland sind ebenfalls von Bedeutung. Pensylvanien zählt 16 Schmelzen und 37 Schmieden. Doch reichen alle diese Anstalten für den Bedarf der Einwohner noch nicht zu. In verschiedenen Städten findet man Goldschmiede, Uhrmacher, Büchsen-, Messer- und Kupferschmiede, Gelbgießer, Gürtler, Knopfmacher und andere Metallarbeiter.

Allein fast allen diesen Zweigen des Kunstfleißes stehen noch immer viele und große Hindernisse entgegen, welche die Einfuhr ausländischer Fabrikate in dem Grade unentbehrlich machen, als sie jene von

ihrer Vollkommenheit und weitern Verbreitung abhalten. Zu diesen Hindernissen gehört vorzüglich der hohe Arbeitslohn, den die Leichtigkeit, Landeigenthum zu erhalten und sich zu nähren, die damit verbundene Auswanderung nach Westen, und die von der Producten-Ausfuhr bewirkte Theurung verursachen. Der Staat kann also der ausländischen Waaren nicht entbehren; vielmehr hat die Einfuhr Englischer Waaren seit der Revolution zugenommen. Zu den Einfuhr-Artikeln gehören, Hüte, Strümpfe, Schuhe und andere Lederwaaren, baumwollene und seidene Zeuge, Gläser und Spiegel, Seife, Metall- und Galanteriewaaren, mehrere Arten von Instrumenten, und vor dem Jahre 1790 an 4 Millionen Galonen geistiger Getränke, 1 Mill. Gal. Wein, weit über 1 Mill. Pfd. Thee, 20 Mill. Pfd. Zucker, 5 Mill. Pfd. Syrup, 1½ Mill. Pfd. Kaffee, Cacao und Schokolade, und 1 Mill. Scheffel Salz. Außer diesen Producten wurden die obigen Fabrikate nebst mehrern andern, mit 20 Mill. Piaster bezahlt. Dagegen überlassen diese Staaten den Ausländern Getreide (im Jahr 1794 bis 95 — 969378 Dresdner Scheffel, ohne Mehl und Brod; im Durchschnitt jährlich für 8 bis 10 Mill. Thaler); Holz (im Jahr 1794 über 34 Mill. Faß Nutzholz, 491 Klafter Brennholz, über 56 Mill. Stück an Stäben, Faßboden, Schindeln, Fässern, Rudern rc.); Flachs 8665 Pfd.; Leinsaat, 38620 Faß; Leinöl 6997 Gal.; Färbeholz, 682 Tonnen; Sassafras, 59 Tonnen; Reis 55000 Tierces; Indigo, über 280000 Pfd.; Taback in Blättern fast 73000 Oxhoft, und verarbeiteten über 19000 Pfd.; Wachs 830871 Pfd.; Talg 130012 Pfd.; Seife über 15000 Kisten; Lichte über 20000, und Wallrathlichte über 5000 Kisten; Wolle, medicinische Kräuter, und darunter 22232 Pfd. Ginseng; ferner 38776 Stück Pelzwerk; 35146 Stück Häute; über 2800 Tonnen Eisen; über 700000 Barrel Pech, Theer und Terpentin; 7191 Tonnen Pott- und

Perlasche; 418900 Centner Stockfisch, 970000 Gal. Thran, 313467 Pfd. Fischbein; 21930 Stück Rindvieh, Pferde, Maulthiere, Schafe und Schweine; über 5000 Dutzend Geflügel; 274000 Galionen Branntwein, 18185 Pfd. Puder, 23920 Pfd. Stärke, 37415 Pfd. Schnupftaback; 746853 Pfd. Leder, und außerdem viel Böckel- und andere Fleisch- und Fettwaaren; unter andern 995935 Pfd. Schinken und Speck, 36931 Tonnen Butter, 576957 Pfd. Käse, über 1 Mill. Pfd. Schmalz. Ich habe nur die vornehmsten Ein- und Ausfuhr-Artikel angegeben, und zwar von frühern Jahren, weil ich keine neuere Angaben besitze; indeß erhellt daraus doch, daß der Handel dieser Staaten nicht unbeträchtlich ist, und sehr wahrscheinlich hat er seit 1794 in dem Maaße zugenommen, als sich die Volksmenge vergrößert hat, und mit derselben die Bedürfnisse und der Luxus gestiegen sind. Eben so dienen solche Angaben zum Überschlage der Consumtion des Landes und dessen, womit sie bezahlt wird. Im Jahr 1795 betrug der Werth der sämmtlichen Ausfuhr 47,155556 Dollars. Von dieser Summe kommen auf

Neuhampshire	330420	Doll.	Pensylvanien	10,518268	Doll.
Massachusets	7,025707	—	Delaware	158046	—
Rhode-Island	1,222890	—	Maryland	5,810857	—
Connecticut	4,029447	—	Virginien	3,490283	—
Neu-York	10,261356	—	Nord-Carolina	492429	—
Neu-Jersei	130818	—	Süd-Carolina	4,999077	—
			Georgien	695969	—

Diese Summen zeigen den Antheil, den jede der alten Provinzen an dem Handel nimmt, und beweisen, daß ein großer Theil der Einwohner

vom Kaufmannsgeiste beseelt sein muß. Und wirklich ist auch der Trieb, sich zu bereichern, in den Staaten nicht klein, nnd in den großen Städten, besonders in den nördlichen, treibt fast jeder Handelsgeschäfte. Vorzüglich sind auch die nördlichen Staaten zum Handel recht aufgelegt. Fast sie allein gehn auf den Wallfisch- und Stockfischfang aus. Zu jenem schickt Massachusets im jährlichen Durchschnitte 121 Schiffe mit 1671 Mann ab, und gewinnt dadurch an Thran, Fischbein und Wallrath fast 1,300000 Dollars; zu diesem bestimmt jener Staat 540 Schiffe mit 3290 Mann, und der Fang beträgt über 354000 Centner. Man fährt nicht allein nach den Europäischen Ländern, deren Küsten vom Meere bespült werden, sondern auch nach West- und Ostindien, nach China, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, nach dem Nutka-Sunde, wohin der Pelzhandel die Seefahrer ruft, und man hat sogar schon ein Paar Reisen um die Erde unternommen. Die Schiffahrt der Amerikaner ist also sehr ausgebreitet. Sie haben aber auch verschiedene Vortheile für sich. Ihr Land liefert ihnen die verschiedenen Schiffsbaumaterialien in Menge; sie können also ihre Schiffe, wozu meist Eichen- und Cedernholz genommen wird, und welche leicht und doch dauerhaft gebaut werden, fast zwei Drittel wohlfeiler haben, als die Europäer; sie gebrauchen weniger Matrosen, haben nicht so viel Kosten als wir, und zugleich findet der Matrose in der Aussicht, selbst einmal bis zum Schiffscapitain steigen zu können, viel Aufmunterung. Die vereinigten Staaten liegen am Meere, in welches sich mehrere große Flüsse ergießen, die von ihrer Mündung an eine ansehnliche Strecke mit großen Schiffen befahren werden können. So ist der Nord- oder Hudson-Fluß 39 Deutsche Meilen für große Schiffe, bis Albany für Schaluppen von 50 Tonnen, und für kleine Fahrzeuge noch weiter hinauf schiffbar. Der Delaware ist

fast 35, und der Potowmak 65 Deutsche Meilen von der Mündung an zu befahren. Dazu kommt die innere Wasserbindung, von der ich schon gesprochen habe. Der Handel wird aber nicht allein über Meere in entfernte Gegenden, sondern auch längs der Küste aus einem Hafen in den andern, auf den Flüssen und zu Lande getrieben, indem eine Provinz der andern ihren Überfluß überlässt, oder sie mit ausländischen Waaren versieht. Die nördlichen Staaten handeln mit Montreal in Canada vermittelst des Nord-Flusses und des Champlain-Sees; Neu-Jersey verschickt einige Waaren ins innere Land, bekommt aber die auswärtigen größtentheils von Neu-York und Philadelphia. Die Virginier sind dem Landbau immer geneigter gewesen, als dem Handel, den unpolitische Gesetze noch mehr zurückgesetzt haben. Sie stehn indeß, von der Stadt Norfolk aus, mit dem innern Nord-Carolina im Verkehr; und um mit diesem Staate desto mehr in Verbindung zu kommen, wird ein Kanal durch den Dismal-Swamp gegraben. Die Mündungen der meisten Flüsse der beiden Carolinen sind verstopft; daher hat Charleston in Süd-Carolina den ganzen Handel dieses, und einen grossen Theil des Handels des nördlich angrenzenden Staats in seiner Gewalt. Die westlichen Theile jenseit der Berge werden von den Seestädten mit fremden Fabrikaten, mit Kaffee, Rum, etwas Zucker und Thee versehen. Dagegen schicken sie ihnen Weizen, Mehl, Reis, Indigo, Taback, Pelzwerk, Häute, Pech, Theer und mehr dergleichen Landesproducte zu. — Zur Beförderung des Handels und Erleichterung der Geldgeschäfte sind nach und nach, außer der Staaten- und der Nordamerikanischen Bank, noch 12 andere errichtet worden. Das Capital der ersten betrug 1794. 10 Mill. Dollars; das der zweiten 750000, und der 12 letztern 5,110000 Dollars. Sie machen aber außer dem Staate wenig Geschäfte, denn ihre Papiere

vom Kaufmannsgeiste beseelt sein muß. Und wirklich ist auch der Trieb, sich zu bereichern, in den Staaten nicht klein, und in den großen Städten, besonders in den nördlichen, treibt fast jeder Handelsgeschäfte. Vorzüglich sind auch die nördlichen Staaten zum Handel recht aufgelegt. Fast sie allein gehn auf den Wallfisch- und Stockfischfang aus. Zu jenem schickt Massachusets im jährlichen Durchschnitte 121 Schiffe mit 1671 Mann ab, und gewinnt dadurch an Thran, Fischbein und Wallrath fast 1,300000 Dollars; zu diesem bestimmt jener Staat 540 Schiffe mit 3290 Mann, und der Fang beträgt über 354000 Centner. Man fährt nicht allein nach den Europäischen Ländern, deren Küsten vom Meere bespült werden, sondern auch nach West- und Ostindien, nach China, nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, nach dem Nutka-Sunde, wohin der Pelzhandel die Seefahrer ruft, und man hat sogar schon ein Paar Reisen um die Erde unternommen. Die Schiffahrt der Amerikaner ist also sehr ausgebreitet. Sie haben aber auch verschiedene Vortheile für sich. Ihr Land liefert ihnen die verschiedenen Schiffsbaumaterialien in Menge; sie können also ihre Schiffe, wozu meist Eichen- und Cedernholz genommen wird, und welche leicht und doch dauerhaft gebaut werden, fast zwei Drittel wohlfeiler haben, als die Europäer; sie gebrauchen weniger Matrosen, haben nicht so viel Kosten als wir, und zugleich findet der Matrose in der Aussicht, selbst einmal bis zum Schiffscapitain steigen zu können, viel Aufmunterung. Die vereinigten Staaten liegen am Meere, in welches sich mehrere große Flüsse ergießen, die von ihrer Mündung an eine ansehnliche Strecke mit großen Schiffen befahren werden können. So ist der Nord- oder Hudson-Fluß 39 Deutsche Meilen für große Schiffe, bis Albany für Schaluppen von 50 Tonnen, und für kleine Fahrzeuge noch weiter hinauf schiffbar. Der Delaware ist

fast 35, und der Potowmak 65 Deutsche Meilen von der Mündung an zu befahren. Dazu kommt die innere Wasserbindung, von der ich schon gesprochen habe. Der Handel wird aber nicht allein über Meere in entfernte Gegenden, sondern auch längs der Küste aus einem Hafen in den andern, auf den Flüssen und zu Lande getrieben, indem eine Provinz der andern ihren Überfluß überlässt, oder sie mit ausländischen Waaren versieht. Die nördlichen Staaten handeln mit Montreal in Canada vermittelst des Nord-Flusses und des Champlain-Sees; Neu-Jersey verschickt einige Waaren ins innere Land, bekommt aber die auswärtigen größtentheils von Neu-York und Philadelphia. Die Virginier sind dem Landbau immer geneigter gewesen, als dem Handel, den unpolitische Gesetze noch mehr zurückgesetzt haben. Sie stehn indeß, von der Stadt Norfolk aus, mit dem innern Nord-Carolina im Verkehr; und um mit diesem Staate desto mehr in Verbindung zu kommen, wird ein Kanal durch den Dismal-Swamp gegraben. Die Mündungen der meisten Flüsse der beiden Carolinen sind verstopft; daher hat Charleston in Süd-Carolina den ganzen Handel dieses, und einen grossen Theil des Handels des nördlich angrenzenden Staats in seiner Gewalt. Die westlichen Theile jenseit der Berge werden von den Seestädten mit fremden Fabrikaten, mit Kaffee, Rum, etwas Zucker und Thee versehen. Dagegen schicken sie ihnen Weizen, Mehl, Reis, Indigo, Taback, Pelzwerk, Häute, Pech, Theer und mehr dergleichen Landesproducte zu. — Zur Beförderung des Handels und Erleichterung der Geldgeschäfte sind nach und nach, außer der Staaten- und der Nordamerikanischen Bank, noch 12 andere errichtet worden. Das Capital der ersten betrug 1794, 10 Mill. Dollars; das der zweiten 750000, und der 12 letztern 5,110000 Dollars. Sie machen aber außer dem Staate wenig Geschäfte, denn ihre Papiere

haben im Auslande nicht den Credit einer Europäischen Bank. Man rechnet hier nach Dollars, eine Münze, die dem Speciesthaler oder etwa 1 Thlr. 8 Gr. 3 Pf. gleich ist. Danach werden die übrigen bestimmt. Sie sind

1) in Kupfer.

1 Cent = $\frac{1}{100}$ eines Dollars,

$\frac{1}{2}$ Centstücke.

2) In Silber.

1 Dollar = 1 Thlr, 8 Gr. 3 Pf., halbe und Viertel Dollarstücke;

Dismes = $\frac{1}{10}$ eines Dollar, und halbe Dismes.

3) in Gold.

1 Eagle (Adler) = 10 Dollars.

halbe und Viertel-Adler.

Die Geistesbildung der Amerikaner ist nicht in allen Staaten gleich. Überhaupt stehn sie in der Cultur den Europäern nach. Die Bewohner des platten Landes und der kleinen Städte sind noch sehr zurück, und da, wo sich Schulen befinden, bedürfen diese einer großen Verbesserung. Das Volk in Neu-Jersey, Rhodeisland und Maryland ist sehr unwissend, in Virginien und Südcarolina ist für Volkserziehung wenig gesorgt, und in allen Staaten zeigt sich eine gewisse Trägheit in den Wissenschaften. In verschiedenen großen Städten, als in Boston, Neu-York, Philadelphia ꝛc. findet man Bibliotheken, Naturalien- und Kunstsammluugen, Buchdruckereien und Buchhandlungen. Nicht selten sind wohlerzogene Damen in Wissenschaften, selbst in den höhern, wohlerfahren: denn verschiedene Lehr- und Erziehungsanstalten erreichen doch ihren

ihren Zweck. Außer den gewöhnlichen Lese- und Schreib-, den lateinischen oder gelehrten Schulen, welche man hier Akademien nennt, und welche von Privatpersonen errichtet, gewöhnlich mit Pensionen verbunden, und, sobald sie einschlagen, vom Staate privilegirt, auch demselben einverleibt werden; außer den Mädchenschulen und Frauenzimmer-Akademien, den Frei-, Sonntags- und Negerschulen, giebt es für den Unterricht in Wissenschaften und Künsten 14 Collegien und 5 Universitäten. Neu-Hampshire, Massachusets, Neu-York, Pensylvanien und Connecticut zeichnen sich vor allen übrigen Staaten in Betrieb und Beförderung wissenschaftlicher Kenntnisse und Anstalten aus; und unter den Städten, Boston, Neu-York und Philadelphia. Der Staat Connecticut hat allein 300 öffentliche Bibliotheken, und wendet den meisten Fleiß auf den unentgeldlichen Unterricht der Jugend. Rhodeisland und Maryland haben keine Freischulen, daher ist das dortige Volk noch so roh. Um nur einige der höhern Anstalten anzuführen, bemerke ich das Dartmouth-Collegium in Neu-Hampshire; die Universität zu Cambridge in Massachusets, die eine Bibliothek von mehr als 12000 Bänden, einen schätzbaren Vorrath von mathematischen, physikalischen und astronomischen Instrumenten, ein Naturalien-Cabinet, und eine Sammlung von Indianischen Gewächsen besitzt. Das Yale-Collegium in Connecticut, welches mit jener Universität glücklich wetteifert; Columbia-Collegium in Neu-York; Nassau-Hall und das Collegium der Königinn, zwei Universitäten in Neu-Jersey; die Universität zu Pensylvania in Philadelphia, und Washington-Collegium in Maryland. Allein die Einrichtung dieser und anderer Institute, und die Lehrmethode haben noch das Gepräge der Englischen Universitäten, und stehen, ohngeachtet der neuern Verbesserungen, den guten Deutschen Universitäten nach. Neben diesen

Hülfsmitteln zur Gelehrsamkeit finden sich in den vornehmsten Städten verschiedene gelehrte Gesellschaften, als, eine Amerikanische Akademie der Künste und Wissenschaften in Massachusets, welche auch Europäische Mitglieder hat; historische, Deutsche und medicinische Gesellschaften, von welchen letztern auch eine in Südcarolina bestehet, das einzige wissenschaftliche Institut in diesem Staate; ferner eine Societät der Wissenschaften in Connecticut; mehrere Gesellschaften zur Beförderung nützlicher Kenntnisse, des Ackerbaues, der Künste und Manufakturen, der Schiffahrt, der politischen Aufklärung und des gemeinen Bestens, der Landwirthschaft; und vornehmlich die Amerikanische philosophische Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Kenntnisse in Philadelphia. Der berühmte Franklin hat auch eine Bibliothek-Gesellschaft gestiftet, die schon über 10000 Bände besitzt. In allen Staaten werden Journale, tägliche und wöchentliche Zeitungen gedruckt, wozu im Jahre 1789, 16353 Rieß verbraucht und 76 Druckereien unterhalten wurden. Die herrschende Landessprache ist die Englische, man spricht aber auch deutsch, französisch und holländisch.

Mit den bildenden Künsten hat man an einigen Orten den Anfang gemacht, aber meist sind sie noch ganz unbekannt, und im Ganzen zeigen die Amerikaner wenig Geschmack, wenig Gefühl für Künste. Und wie sollte dies auch bei den Grundsätzen der Quäker, der Presbyterianer und der Methodisten, jener schwärmerischen Religionssekten, die alles, was Kunst heißt, hassen, anders sein können! In den großen Städten sind zwar Schauspielhäuser, aber wenig gute Schauspieler, welche man überdies verachtet. Das Theater wird besucht, aber man verlässt es auch zwischen den Akten, um in einem nahen Hause zu essen und zu trinken. Ein Glas Punsch soll für den Amerikaner mehr Reiz

haben, als ein schönes Gemälde oder eine schöne Statüe. In der Musik sind sie noch nicht weit gekommen. Ihre Baukunst hat den Anstrich des Gothischen: indeß giebt es hier doch verschiedene schöne Gebäude und geschmackvolle Landsitze. Viele Häuser sind von Steinen erbaut, die meisten aber von Holz. Auf dem Lande haben sie auf der Vorderseite, zuweilen auch auf den übrigen, ein Wetterdach, das auf hölzernen Pfeilern ruht, und vor Regen und Sonnenhitze schützt. Die Höhe der Häuser ist so verschieden, als bei uns; gewöhnlich sieht man sie von zwei Geschoß. Man deckt sie schräg mit Cederschindeln, und füllt die Fugen der hölzernen Wände mit Lehm aus. Die Landwirthe pflegen auf ihre Scheunen und Ställe mehr Sorgfalt zu verwenden, als auf ihre Wohnungen. Gemeinlich ist in der Mitte des Wirthschaftsgebäudes die Dreschtenne, darüber der Kornboden, an der einen Seite der Pferde-, und an der andern der Kuhstall. Über den Wohngebäuden ist vorn heraus ein Giebel, unten ein Keller, vor der Hausthür sind einige Stufen, und an jeder Seite der Thüre zwei Schiebefenster. In den größern, und fast in jedem bedeutenden Hause findet man einen gut meublirten Saal, der durch das ganze Haus läuft, viel Luftzug hat, und daher der gewöhnliche Sommeraufenthalt der Familie ist. Übrigens sind die meisten Wohnungen zwar nicht sehr geräumig, aber reinlich und angenehm.

Kein Staat hat wol eine größere Menge verschiedener Religions-Partheien, als dieser. Hier findet man Katholiken, Lutheraner, Reformirten, Episcopalen, oder Anhänger der Englisch-bischöflichen Kirche, Presbyterianer, Quäker, Dümpler, Mährische Brüder, Methodisten, Mennonisten, Unitarier, Anabaptisten, Juden etc. Nach den Gesetzen ist keine von allen Kirchen die herrschende, sondern alle Einwohner, sie mögen sich zu dieser oder jener Kirche bekennen, haben völ-

lige Religionsfreiheit und, so fern sie Bekenner eines wahren Gottes sind, gleiche bürgerliche Rechte, und sollen sich einander brüderlich ertragen. Allein das Gesetz wird leider nicht immer beobachtet. Unter andern findet die gerühmte Gewissensfreiheit in Connecticut nicht statt, denn hier herrscht der Presbyterianismus. Religiöse Aufklärung darf man in Amerika nicht suchen, wo, wie in Massachusets und Connecticut, die Geistlichen auf die öffentliche Meinung den größten Einfluß haben, und es noch im Jahr 1794 dahin bringen konnten, daß alle Belustigungen, Spaziergänge und sogar Reisen an Sonntagen bei Geldstrafen verboten wurden. Selbst die Lutheraner und Reformirten stehen weit hinter uns Deutschen. Die Geistlichen werden von ihren Gemeinden erwählt und besoldet, und sind nicht arm. Die Quäker und Dümpler haben etwas Auszeichnendes. Die Lieblings-Tugend der Quäker ist Simplicität, welche in ihren Wohnungen, Kleidungen, Speisen, Reden, in ihrem Betragen und Gottesdienste hervorleuchtet. Sie tragen gewöhnlich ein tuchnes Kleid und einen runden Hut, den sie vor niemanden abnehmen. Ihr Haar ist abgeschnitten und ungepudert; wer den Puder gebraucht, wird von den Rechtgläubigen verachtet. Junge Mädchen weichen aber von der Regel der Einfachheit in den Städten sehr ab; sie putzen sich eben so gut, wie andere Frauenzimmer. Den Quäkern werden Kaltblütigkeit, Ordnung, Reinlichkeit und Sparsamkeit, vermöge ihrer Religions-Grundsätze, zur andern Natur. Sie nehmen keine Bedienung an, meiden Pracht und Luxus; zeigen Billigkeit und Uneigennützigkeit; schwören nie, streiten nicht über Glaubenslehren; halten das Gewissen oder, wie sie sich ausdrücken, das innere Licht, für den einzigen Führer aller Handlungen; verheirathen sich nicht mit Personen von andern Religionspartheien; halten besondere Versammlungen, die sich in

monatliche, vierteljährliche und jährliche theilen, und welche für die Armen und die Erziehung sorgen, diejenigen prüfen, welche in ihre Gesellschaft aufgenommen sein wollen, die Religion aufrecht zu erhalten suchen, und die Prozesse unter den Mitgliedern schlichten. Sie brauchen daher keine Advokaten, die sonst in diesen Ländern sehr häufig sind; und wer sich der Entscheidung der monatlichen Versammlung nicht unterwirft, wird ausgestoßen, wenn ihm nicht die Appellation an die vierteljährliche Versammlung erlaubt ist. Die Ober-Aufsicht auf die ganze Quäker-Gesellschaft haben siebenjährliche Versammlungen, wovon eine in London, die übrigen in diesen Staaten gehalten werden. Sie haben keine besoldete Geistliche, aber wol gottesdienstliche Zusammenkünfte. Wer in diesen den Trieb fühlt, einen moralischen Vortrag zu halten, tritt auf, es sei Mann oder Weib. An Kriegen nehmen sie keinen Antheil, denn sie halten den Frieden für die größte Glückseligkeit, und lassen sich daher auch nicht zu Soldaten gebrauchen. Die Schütter-Quäker machen eine besondere und von jener verschiedene Sekte aus, die aus lauter Unverheiratheten besteht. — Die Dümpler wohnen in der Stadt Ephrata in Pensylvanien. Ihre Religion macht sie unempfindlich gegen Beleidigungen, aber auch duldsam und uneigennützig. Sie leiden lieber das größte Unrecht, als daß sie klagen oder sich rächen sollten. Der Dümpler trägt nichts als ein grobes Hemde, einen langen weißen Rock mit einer Kappe, statt des Huts, weite lange Beinkleider und dicke Schuh. Der Bart wird nicht abgenommen. Seine Lebensart ist streng. Fleisch kommt nicht auf die Tafeln, weil das Christenthum alles Blut verabscheut. Nur bei den Liebesfesten wird es nicht verschmäht. Beide Geschlechter wohnen von einander abgesondert, und kommen nur in den gottesdienstlichen Versammlungen zusammen, welche zweimal am Tage,



und eben so oft in der Nacht gehalten werden. Wer sich in denselben für begeistert hält, hat ein Recht zu predigen. Diejenigen, die sich verheirathen, ziehen nach einem andern Orte. Die Dümpler sind übrigens nicht müßig. Die Zeit, die ihnen vom Gebet und vom Schlafe übrig bleibt, ist der Arbeit gewidmet. Die Männer pressen Öl, verfertigen Papier, Pergament, Leder, Leinwand, Tuch, und die Frauenzimmer vorzüglich Wachslichter und Blumen. Der Landbau wird nicht versäumt, und der Überfluß gegen Europäische Waaren umgesetzt. — Daß die Schwärmerei den Menschen bis zum Ungereimten bringen kann, sieht man hier zu Lande täglich. Die Zitter-Quäker glauben Gott einen Dienst zu thun; wenn sie sich in der kältesten, unfreundlichsten Nacht auf freiem Felde oder im Walde versammeln, auf einem Absatze herumdrehen, in die Runde tanzen und heulen. Die Methodisten-Prediger durchstreifen das Land, und wo sich ein Volkshaufe versammelt, fangen sie sofort ihre Predigt an. Die Hölle, ewige Verdammniß und unnennbare Qualen der Gottlosen, sind der gewöhnliche Inhalt ihrer Reden. Die Quäker sitzen Stunden lang in ihren Bethäusern stumm, mit verschlossenen Augen, und wiegen sich hin und her. Auf einmal entsteht ein innerliches Wimmern, und nun tritt ein Begeisterter auf und spricht ein paar Worte oft ohne Zusammenhang. Die Presbyterianer affektiren strenge Sitten, und sind dabei die größten Heuchler. Bei ihnen macht der Glaube allein selig; gute Handlungen sind nur glänzende Sünden, und der Mensch ist entweder zum Himmel, oder zur Hölle, unwiderruflich verdammt. Sie zwingen die Juden, ihre Läden am Sonntage zu verschließen. Die Anabaptisten oder Wiedertäufer tragen aus lauter Religiosität einen langen Bart. Die Herrenhuter suchen zu bekehren, zu herrschen und Geld zu sammeln; als gute Arbeiter sind sie gute

Staatsbürger. Unter der vornehmsten Klasse sind viele Deisten und sogenannte Atheisten, wenn es dergleichen geben kann. Wohlthätiger, als jene und verschiedene andere Ausschweifungen der Phantasie, sind die milden Stiftungen, die Gesellschaften zur Rettung der scheinbar Todten, zur Unterstützung der Nothleidenden, zur Versorgung armer Schifferwittwen, zur Hülfe der Schuldner, zur Unterstützung der Prediger-Wittwen und Waisen, und zur Beförderung der Freilassung der Neger-Sklaven.

Jeder der vereinigten Staaten ist von dem andern unabhängig, ist souverain in seinen eignen Angelegenheiten; hat also auch seine eigne Regierung, seine Gerichte, Gesetze, theils die Englischen, theils aus ihnen entstandene, wovon die Pensylvanischen die besten sind; hat seine Einkünfte und Ausgaben, und sein eignes Militär; aber alle 16 sind durch die Conförderationsacte von 1778 zu einem Ganzen verbunden. Die Regierung ist demokratisch, und wird von der Generalversammlung eines jeden einzelnen Staats geführt. Diese Versammlung besteht aus einem Ober- und Unterhause, oder Senate und Volksrepräsentanten, welche zusammen die gesetzgebende Gewalt ausmachen, und jährlich vom Volke gewählt werden. Die Anzahl der Mitglieder des Senats richtet sich nach der Anzahl und Größe der Grafschaften oder Cantons, worin die Staaten, als in Provinzen und Distrikte getheilt sind. Jeder Canton wählt, nach seiner Größe, einen oder einige Deputirte zur Versammlung. Die Zahl der Repräsentanten richtet sich nach der Stärke der Bevölkerung. In Neu-Hampshire wählt man für 150 beschatzte Mannspersonen von 21 Jahren einen Repräsentanten, für 450, 2, für jede folgende 300 noch einen mehr; in

Massachusets aber für 150, 1, für 375, 2, für 600, 3, und für jede 225 einen mehr. In einigen Staaten hat jeder Wahldistrikt eine bestimmte Anzahl Stellvertreter, z. B. in Maryland hat jeder Canton 4, in Virginien aber 2. Die Zeit der Wahl ist verschieden, in einigen Staaten halbjährlich, in andern jährlich, und in Südcarolina zweijährlich. Eben so verschieden sind das Wahlrecht und die Wählbarkeit. In den meisten Staaten hat jeder das Recht, an der Wahl Antheil zu nehmen, der 21 Jahr alt ist und ein Gut von 40, 50 oder 60 Pfd. Sterling besitzt; und wählbar ist jeder, der nicht unter 100 Pfd. Sterling im Vermögen, und in Neu-York und Connecticut, jeder, der das Wahlrecht hat. Die Wahl selbst geschieht durch Stimmzettel, welche durch dazu bestellte Personen von den Familien abgeholt werden; oder durch mündliche Stimmen, wie in Maryland. Eben solche Verschiedenheiten finden auch in Ansehung des Senats statt. Man wählt ihn zu eben der und auf eben so lange Zeit, als die Repräsentanten, jedoch mit einiger Ausnahme. In Rhodeisland und Connecticut wird er jährlich; in Neu-York, Pensylvanien und Virginien nur der vierte, und in Delaware der dritte Theil, in Südcarolina die Hälfte, und in Georgien alle 3 Jahr erneuert. Vermont hat gar keinen Senat. Das Wahlrecht hat gemeinlich der, welcher einen Repräsentanten wählen darf; wählbar ist jeder, der über 24 Jahr alt, und dessen Gut ein Freigut und nicht unter 200 Pfd. Sterling an Werth ist. Zugleich muß der Wählbare eine, nach den Gesetzen bestimmte, Zeitlang im Staate und im Wahldistrikte gewohnt haben. Die Wahl geschieht auf die oben erwähnte Art. — Diese beiden Häuser haben das Recht, Gesetze zu geben, und Einrichtungen zum Besten des Staats, so wie Auflagen zu machen.

Die vollziehende Gewalt hat der Gouverneur oder Präsident. Ihm kommt das Recht zu, die Schlüsse beider Häuser zu bestätigen, wenn sie gesetzkräftig sein sollen; die Begnadigung, das Commando der Truppen, die Ernennung aller Staatsbedienten, und die Aufsicht über alle Collegien und Regierungszweige. In den meisten Staaten wird er jährlich, in Südcarolina aber alle zwei; in Neu-York, Pensylvanien und Delaware alle drei Jahre gewählt. Sein Alter darf nicht unter 30 Jahr sein; er muß ein Freigut von wenigstens 100 Pfd. Sterl. besitzen, und eine bestimmte Anzahl Jahre Bürger und Einwohner des Staats gewesen sein. Er hat einen zugeordneten Rath oder Conseil, und zuweilen auch einen Substituten oder Stellvertreter, der auf die Art wie der Gouverneur erwählt wird. Das Conseil wird in Neu-Hampshire, Delaware, Maryland, Virginien und Nord-Carolina aus beiden Häusern, in Massachusets aus dem Senat, und in Vermont, so wie der Gouverneur, vom Volke erwählt. Neu-York hat einen Ernennungsrath, der die Ämter besetzt; und die übrigen Staaten haben gar kein Conseil. Wo sich aber ein solches befindet, da muß der Gouverneur dessen Einwilligung haben, oder doch dessen Gutachten anhören. Außerdem hat jeder Staat noch besondere Staatsbediente, als einen Secretair, Schatzmeister, Generalkommissair, öffentliche Notarien, Seeamtsbediente rc., welche in einigen Staaten durch beide Häuser nach einer gewissen Zeit gewählt, oder vom Gouverneur eingesetzt werden.

Die richtende Gewalt führen drei Tribunäle. 1) Das Obergericht, welches aus einem Oberrichter und 5 Assessoren besteht, und jährlich 2 Sitzungen im Orte der Regierung halten muß. 2) Das Landgericht, welches ein Richter des Obergerichts und ein Distriktrichter bildet, und das in jedem Distrikte eines jeden Gerichtskreises jährlich

zweimal gehalten wird, weshalb sämmtliche Staaten in 3 Kreise getheilt sind, worin jeder besondere Staat einen Distrikt ausmacht, und für sich einen Richter hat, der 3) das Distriktgericht hält. Die letzte Instanz hat gewöhnlich der Senat, als in Connecticut; in einigen auch der Gouverneur und das Conseil, als in Neu-Jersey. Die Justizstellen werden theils durch den Gouverneur allein, theils von ihm mit Zuziehung des Conseils, oder der Legislatur, oder von dieser allein, theils auch vom Ernennungsrathe besetzt. Eine Justizperson bleibt in einigen Staaten mehrere Jahre, in den meisten aber so lange im Amte, als sie sich gut beträgt. Zur Entscheidung geringer Streitigkeiten hat jeder Staat einige untergeordnete Gerichte, die nach der Verschiedenheit ihrer Bestimmung auch verschiedene Namen führen. Für das platte Land werden besondere Friedensrichter ernannt, die jährlich in ihren Bezirken umher reisen müssen, kleine Zwistigkeiten zu entscheiden und über die Erhaltung der Ruhe und Ordnung zu wachen. Verlangen es beide Häuser, so kann der Gouverneur alle Gerichtspersonen absetzen.

Der Congreß, oder die Gesammtregierung aller Staaten, welche jetzt ihren Sitz in der Bundesstadt Washington hat, und die höchste Gewalt ist, besteht ebenfalls aus einem Präsidenten, dem Senate und der Repräsentanten-Versammlung. Jeder Staat schickt von 33000 Menschen einen Deputirten zum Unterhause, welcher alle 2 Jahr erwählt wird, 25 Jahr alt und 7 Jahr Bürger gewesen sein muß. Zum Oberhause schickt jeder Staat zwei auf 6 Jahr gewählte Senatoren. Jeder, der dazu gelangen will, muß das gesetzmäßige Alter von 30 Jahren und 9 Jahr das Bürgerrecht gehabt haben. Der Präsident wird jede sechs Jahr auf die Art erwählt. An einem bestimmten Tage ernennt jeder Staat so viele Wahlmänner, als er Senatoren und Deputirten im Con-

greß hat, welche für 2 Personen stimmen. Wer die meisten Stimmen für sich hat, ist Präsident, und der ihm an Stimmenmehrheit am nächsten kommt, Vicepräsident. Beide müssen aber 35 Jahr alt, und 14 Jahr ansäßig gewesen sein. Der Präsident hat ebenfalls ein Conseil zur Seite, hat die ausübende Gewalt, und kann gleich nach Ablauf seiner Amtsjahre wieder gewählt werden. Allein es mag in dieser republikanischen Verfassung manches Fehlerhafte liegen, das zu Mißbräuchen führt. Wie es in allen Republiken mehrere Partheien giebt, so sind hier vornehmlich zwei: die Föderalistische, welche die Regierung, so wie sie jezt besteht, in aller Kraft und in ihrem ganzen Umfange zu erhalten, ihr Gewicht zu vermehren, und deshalb die anerkannte Staatsschuld zu ihrer beständigen Hülfe, und Frieden und Bündniß mit Großbritannien zu haben wünscht; und die Gegenparthei, welche französisch gesinnt ist, und auf Volksregierung und auf Tilgung der Schulden dringt. Die Föderalisten haben sich förmlich in Aristokraten, und ihre Gegner in Demokraten verwandelt; jene herrschen in den Städten, diese auf dem Lande; und beide drohen der bisherigen Ruhe den Untergang. Dazu kommen die Eitelkeit, der Stolz, die Pralerei, und der Antirepublicanismus der großen Länderbesitzer, die jeden andern mit Verachtung ansehn, ihre Kutschen mit Wappen schmücken, und nur Geld schätzen und herrschen wollen. Das Mißvergnügen über diese Klasse, welche sich als die erste ansieht, wird immer lauter. Gleichheit findet nicht statt, und kann auch nicht statt finden, so lange die Seelenkräfte, Arbeitsamkeit und einerlei Neigungen nicht gleich vertheilt sind; aber das Freiheitsgefühl des größten Theils dieser Republikaner sollte doch nicht schon so sehr abgestumpft sein. Ihre Freiheit beruht auf der Unbekanntschaft mit dem Lehnswesen, auf dem Genusse des Rechtes, seine Meinungen bekannt



machen, und seinen Lebensunterhalt beliebig erwerben zu können, und auf dem Gesetze, daß Niemand, ohne Ausspruch des Gerichts der zwölf Geschwornen, eines Verbrechens schuldig befunden, und weder seiner Güter beraubt, noch persönlich bestraft werden kann, als nach vorhergegangenen, öffentlich bekannt gemachten Gesetzen.

Die Quellen der Staatseinkünfte sind bestimmt. Die erste unter allen ist das Tonnengeld, oder eine fixirte Abgabe von der ein- und ausgehenden Schiffsfracht. Im Jahr 1796 brachte sie, nach Abzug der Hebungs-Kosten, einen reinen Ertrag von 6,567987 Dollars; ferner, die ebenfalls nicht unbeträchtlichen Zölle, die Abgaben von dem im Lande destillirten Branntwein, vom fabricirten Taback und Zucker, vom Verkauf des Weines und gebrannten Wassers, von Auctionen, von Equipagen; die Einnahmen von der Briefpost, welche in den neuesten Zeiten steigen, und noch mehr steigen würden, wenn man nicht zuweilen in solchen Gegenden Posten anlegte, die menschenleer sind, und die Kosten nicht herausbringen; und die Staats-Dividenden der Bank-Actien. Jeder einzelne Staat hat seine besondern Einkünfte. Zu den Quellen derselben gehören unter andern die Land-, Kopf- und Vermögenssteuer, der Verkauf unangebauter Ländereien, und die Lotterie. Die Summe der jetzigen Staatseinkünfte weiß ich nicht; sie muß aber 7 Millionen Dollars übersteigen; denn im Jahr 1789 betrugen sie etwas über $1\frac{1}{2}$ Mill., im Jahr 1795 schon 6,552300 Doll.; und im Jahr 1796 belief sich der Ertrag von dem Tonnengelde schon höher. Man kann die übrigen Einkünfte nach dem Jahre 1794 schätzen. In dem Jahre brachte die Accise ein, 400000 Dollars, das Fuhrwerk, 150000, der Zucker und Taback 90000, die Auctionen 40000, der Wein- und Branntweinhandel 100000, die Post- und die Bank-Actien 70000 Dollars. Die Ausgaben des

Staats belaufen sich nicht so hoch, als die Einkünfte. Im Jahr 1794 berechnete man sie zu 7,753830 Dollars, worin aber die Zinsen der National-Schuld von etwas über 2,800000 Dollars einbegriffen sind. Zur Tilgung dieser durch den Nord-Amerikanischen Krieg größtentheils veranlaßten Staatsschuld, bleibt immer noch viel übrig. Man kann sie in die auswärtige und einheimische Schuld theilen. Jene besteht aus den Capitalien, die der Staat von fremden Mächten oder Privatleuten entlehnt hat; diese aber aus Amerikanischen Anleihen. Die erstere ist der Staat den Franzosen, Holländern und Spaniern schuldig, und sie betrug im Jahr 1792 auf 11,710378 Dollars. Die einheimische Schuld belief sich mit den Interessen auf mehr als 42 Millionen. Aber jeder einzelne Staat hat außerdem noch besondere Schulden, welche im Jahr 1792, 1,267604 Dollars ausmachten, außer 21½ Million, welche der ganze Staat übernommen hat: und so entstände dann eine Summe von beinahe 79 Millionen Dollars für die ganze Amerikanische Staatsschuld im Jahr 1792. Zwei Jahre später betrug sie 64,853208 Dollars, und bis 1796 hat sie, ohngeachtet 2,307661 Dollars zur Tilgung derselben verwendet worden, wieder um einige Millionen zugenommen; sie soll aber, nach einer neuern Berechnung, im Jahr 1823 ganz getilgt sein.

Die Armee besteht aus 3400 Mann, ist aber selten vollzählig, und Rekruten sind schwer zu bekommen. Außerdem hat jeder einzelne Staat seine eigene Miliz, wozu alle wehrhafte Mannspersonen von 16 bis 40 Jahren gehören, sobald es ihnen ihre Geschäfte nicht durchaus untersagen. Diese in Infanterie und Kavallerie, in Divisionen und Brigaden abgetheilte und mit Offizieren versehene Miliz, welche der Obergeneral (der jedesmalige Präsident eines Staats) mit dem Conseil ernennt, ist gar nicht unbeträchtlich; denn allein in Virginien be-



trägt sie 62000 Mann, wird auch alle Vierteljahr in den Waffen geübt; und überdies haben die meisten Städte noch freiwillige Corps. Allein, da einem jeden die Bekleidung und die Bewaffnung überlassen bleibt, so sind auch die mehresten mit beiden schlecht, und oft gar nicht versehen. Danach zu urtheilen, müssen die Waffenübungen sehr mangelhaft sein. Obgenannte 3400 Mann sind stehende Truppen. Die Generalität besteht aus einem Generalmajor und Ober-Befehlshaber, einem Brigade-General, und einem General-Quartiermeister. Die Kavallerie hat einen Major, 4 Capitains, 4 Lieutenants und 4 Cornets. Bei der Artillerie und dem Ingenieur-Corps stehen ein Oberstlieutenant und Commandeur, 4 Majors, 16 Capitains und 31 Lieutenants. Die Infanterie ist in 4 Legionen getheilt, wovon jede einen Oberst-Lieutenant, 3 Majors, 12 Capitains und 12 Lieutenants hat, alle viere aber 45 Fähnriche haben. Die Artillerie und Ingenieure machen beinahe den vierten Theil der Armee aus, und garnisoniren in Westpoint am Hudson in New-York. Hier ist auch ein kleines Zeughaus, das sich aber nebst einigen andern nicht in dem besten Zustande befindet. Zwei Kanonengießereien sind für alle hinreichend. Die Staaten denken überhaupt wenig an Vertheidigungsmittel. Unter andern besitzt Südcarolina kein Pulvermagazin, weder Kanonen, noch Kugeln; dem Mangel müßte denn durch das Gesetz von 1795 nunmehr einigermaßen abgeholfen sein. Die Seemacht hat bis jetzt auch noch keine vorzügliche Stärke erreicht. Im Jahr 1799 hatte der Staat 23 Kriegsschiffe im Dienste, wovon die größten nur 44 Kanonen führten. Damals baute man noch 16 solcher Schiffe.

Doch es ist Zeit, daß wir uns auch etwas in den Städten umsehen. Wir fangen mit dem südlichen Staate, mit

Georgien

an, der zwischen dem St. Mary- und dem Savannah-Flusse liegt, kaum zum vierten Theile angebaut, und überhaupt in schlechtem Zustande ist; denn die Regierung vernachlässigt die Geschäfte, die Gesetze werden nicht befolgt, und die Kaufleute haben keinen Kredit. Wir finden hier am Ausflusse des Savannah, die Stadt Savannah, welche einigen Handel treibt, und im Jahr 1787, — 227 Häuser und 837 weiße Einwohner hatte. Ihr Hafen ist geräumig und sicher, und kann Schiffe von 300 Tonnen aufnehmen. — Die Regierung hat ihren Sitz in der Stadt Augusta, welche an demselben Flusse, 144 Engl. Meilen von seiner Mündung entfernt, in einer sehr angenehmen, fruchtbaren Gegend liegt. Diese vortheilhafte Lage verschafft der Stadt einen bedeutenden Handel sowol nach den obern Gegenden, als den Fluß abwärts.

Südcarolina

reicht vom Alleghanny-Gebirge bis ans Meer, ist ein flaches und sandiges, nach dem Gebirge zu aber fruchtbares und gesundes Land. Die am Meere gelegene Hauptstadt Charlestown ist ein ansehnlicher, fester, regelmäßig gebauter Ort von 1540 Häusern und 11 bis 12000 Einwohnern. Sie hat einen Hafen, der durch Befestigungen geschützt wird, sicher und geräumig, aber für Schiffe über 200 Tonnen, wegen der am Eingange befindlichen Sandbank, unzugänglich ist; ferner finden wir an diesem Orte eine Bank, starken Handel und ausgebreitete Schifffahrt. Ihre vortheilhafte Lage macht sie zum Haupt-Handelsplatz in den drei südlichen Staaten, und zum vierten in der Union. Die wohlhabenden Einwohner, die größtentheils Kaufleute sind, zeichnen sich durch Gastfreiheit, Gefälligkeit, feine Lebensart und Luxus sehr aus. Die Regierung befin-

det sich in der Stadt Columbia an dem schiffbaren Santee, durch welchen sie mit dem Meere in Verbindung steht, so wie durch die Nebenflüsse jenes Stromes mit den innern Gegenden.

Nordcarolina

lehnt sich westlich auch an das Alleghanny-Gebirge, hat eine starke Bewässerung, viel sandige Ebnen, verschiedene Moräste, starke Waldungen, und schlechte Häfen. Wir kommen zunächst nach Wilmington, einer Handelsstadt von 250 Häusern, an der Mündnng des Cap-Fear oder Black-Flusses. Nordöstlich liegt Neuborn, nicht weit vom Ausflusse des Neus. Sie ist die größte Stadt in diesem Staate, hat beinahe 400 hölzerne Häuser und treibt einigen Handel. Die vereinigten Brüder, deren Hauptort Salem heißt, und die Quäker haben in diesem Staate noch einige andere Colonien. Beide sind in der Hauptstadt Wartenberg zahlreich. Die Regierung hält sich in Raleigh, landeinwärts, nicht weit vom Ursprunge des Neus, auf.

Westlich von Nordcarolina liegt der 1796 in die Union aufgenommene neue Staat

Tenessee,

welcher nördlich von Virginien und Kentucky, westlich vom Ohio und Missisippi, und südlich von Georgien begrenzt wird. Er hat ein mildes, gesundes Clima, eine hohe Lage, viele Berge, in den Niederungen sehr ergiebigen Boden, und viele Waldungen. Die Einwohner beschäftigen sich jetzt größtentheils noch mit dem Ackerbau und der Viehzucht. Die Hauptstadt ist Knoxville.

Nörd-

Nördlich vom Tenessee, und zwischen Virginien, dem Ohio und dem Missisippi liegt der Staat

Kentucky,

dessen mildes, gesundes Klima und fruchtbarer Boden sehr gerühmt werden. Die Hauptstadt heißt Frankfort. Beträchtlicher ist Lexington, an einem Arme des Kentucky-Flusses. Sie hat über hundert Häuser.

Virginien

liegt zwischen Kentucky, Nordcarolina, Maryland und dem Meere. Es hat zwar viele fruchtbare und angebaute, aber auch noch viele wüste und waldige Gegenden. Die meisten Städte sind regelmäßig angelegt. Die erste, die sich uns zeigt, ist Columbia, am Zusammenflusse des Rivanna und Fluvanna. Sie besteht etwa aus 40 Häusern. Ihr gegenüber auf einer Landzunge liegt das Virginische Zeughaus, worin 12000 Rüstungen, nebst 30 Tonnen Pulver verwahrt werden. — Östlich kommen wir nach Petersburg, einer Stadt von 300 unregelmäßig gebauten Häusern, am Appamatuck-Flusse. Sie wird größtentheils von Fremden bewohnt, die vorzüglich mit Taback handeln. Die Zahl der Einwohner beträgt 3080. Vier bis fünfmal im Jahre werden hier Pferderennen gehalten. Die Virginier lieben diese Lustbarkeit sehr, und führen dazu Englische Renner ein. — Noch weiter gegen Osten, nicht weit von der Mündung des James, liegt Norfolk, eine Stadt, die 500 meist hölzerne, schlecht gebaute Häuser enthält. Der obere Theil hat breite, der untere aber enge, winklige Straßen, wovon weder diese, noch jene gepflastert, vielmehr alle kothig sind. Dieser Mangel an Reinlichkeit ver-

ursacht im Sommer einen unausstehlichen Gestank, und es ist kein Wunder, wenn das gelbe Fieber sich auch hieher wendet. In Virginien ist Norfolk indeß die größte Handelsstadt. Sie steht vornehmlich mit Westindien in Verbindung, wohin sie hauptsächlich Taback, Korn, Mehl und Holzwaaren sendet. Der nahe Dismal-Swamp verschafft ihr einen starken Vorrath an Holz. Der Handel würde aber noch beträchtlicher sein, wenn nicht der Virginische Staat einige demselben nachtheilige Gesetze gegeben hätte. Durch das eine wurden, im Amerikanischen Kriege, alle Kaufleute und Pflanzer, die in England Gläubiger hatten, von ihren Schulden losgesprochen, wenn sie dieselben baar in den Virginischen Schatz lieferten. Die Engländer wollten nun nicht mehr mit ihnen handeln. Ein anderes Gesetz erklärte alles Landeigenthum für unverletzlich, und verleitete viele, sich in Schulden zu stecken, und dadurch ihren Credit zu verlieren. — Von den beiden Kirchen der Stadt gehört die eine den Episcopalen, die andere den Methodisten. Das Volk denkt aber nicht viel an die Sonntagsfeier, und in ganz Unter-Virginien ist die Religion im Verfall, so wie die Kirchen. — Von hier bringt uns eine Fähre über den James nach Hampton, einer 30 Häuser großen, schmutzigen Stadt, wo jährlich einige Seeschiffe gebaut und für ohngefähr 42000 Dollars Korn und Holzwaaren ausgeführt werden. — Nordwestlich in einer Ebene, 1½ Meile vom James, liegt Williamsburg. Die Stadt besteht aus 3 parallel laufenden Straßen von 400 Häusern, wovon viele nicht mehr bewohnt sind, denn die Stadt verfällt immer mehr, dahingegen besser gelegene kleinere Örter emporkommen. Die Zahl der Einwohner beträgt 1200. Der Bischof von Virginien, der sich hier aufhält, ist Vorsteher des William-Collegiums, das etwa 30 Schüler, und für diese kleine Anzahl zu viel Professoren hat. — Weiter ge-

gen Westen, am James, liegt die Hauptstadt Richmond, ohnweit der Wasserfälle. Der Fluß ist hier etwa 400 Ruthen breit. Es gehn zwei Brücken hinüber, die durch eine Insel getrennt, und oft von den Eismassen zertrümmert werden. Daher wendet man nicht viel Kosten auf die Erbauung neuer. Die Stadt hat etwa 700 Häuser und 4000 Einwohner, wovon die Hälfte aus Sklaven besteht. Der obere Theil hat die besten Häuser, und eine angenehme Aussicht nach den Wasserfällen. Er ist mit der untern Stadt, die längs dem Ufer fortläuft, und meist von Kaufleuten bewohnt wird, durch eine Straße verbunden. Der größtentheils von Fremden getriebene Handel würde größer sein, wenn der Fluß bei der Stadt tiefer wäre. Schiffe, die über 7 Fuß tief gehen, können nicht herankommen, sondern müssen die Waaren auf kleinern Fahrzeugen heranbringen. — Von hier geht der Weg nördlich über Mount-Vernon nach Alexandrien. — Mount-Vernon war der Landsitz des ohnlängst verstorbenen Generals und Präsidenten, Washington, der den Amerikanern die Freiheit errang. Er war groß, hager, stark und gesund. Sein Gesicht hatte keine charakteristische Züge. Sein sonst feuriger Blick war liebreich und gütig, und seine, zwar angenehme Miene, verrieth doch den scharfen Denker. Er flößte durch sein zurückhaltendes, aber doch gefälliges Betragen, so wie durch seine Person, Achtung und Ehrfurcht ein. Weisheit, Mäßigung, Selbstbeherrschung, Uneigennützigkeit, Bescheidenheit, Festigkeit bei gefaßten Entschlüssen, Muth, edle Simplicität, unbestechliche Rechtschaffenheit und freiwillige Aufopferung für das Gemeinwohl, sind die Eigenschaften, die diesen ehrwürdigen Mann, den die Amerikaner mit Recht ihren Vater nannten, auszeichneten. Er sorgte für seine Untergebenen, achtete keiner auch noch so großen Beschwerlichkeit; arbeitete nicht des Lohnes wegen; glaubte nicht sich,

sondern dem Staate dienen zu müssen; beförderte, so lange er das höchste Staatsamt bekleidete, keinen seiner Verwandten zu einem wichtigen und reichen Amte, obgleich fähige Köpfe darunter waren; liebte sein Vaterland über alles, erfüllte seine Pflichten mit gewissenhafter Treue; sprach wenig, aber überlegt, und was er sagte, verrieth geraden Sinn. Am wenigsten waren seine Thaten der Gegenstand seines Gesprächs, und wenn er sie berühren mußte, so geschah es mit Bescheidenheit, ohne sie wichtig zu machen. Jeder fand in seinem Hause die freundschaftlichste Aufnahme, aber nur wenigen schenkte er seine Freundschaft. In seiner Wohnung war alles einfach, regelmäßig, prunklos; und so lebte er auch. „Glück," sagte er einst zu einem Reisenden, der ihn besuchte, „Glück muß man nicht in Ruhm und Ehre, auch nicht im Ge„räusche dieses Lebens suchen." Seinem Grundsatze getreu, legte er seine Würden nieder, zog sich von Staatsgeschäften zurück, und beschäftigte sich mit der Landwirthschaft. So verlebte er seine noch übrigen Jahre in keiner müßigen Ruhe. Er ist 67 Jahr alt geworden, aber man sah ihm sein Alter nicht an, denn er lebte mäßig. — Ihm an Tugenden gleich war der 1707 zu Boston gebohrne und 1790 gestorbene, berühmte Franklin. Auch er hat bleibende Verdienste um sein Vaterland. Als Gesandter unterhandelte er in London und Paris, wurde Gesetzgeber seiner Mitbürger, regierte sie eine geraume Zeit mit Weisheit und Tugend, und erfand zum Wohl der Menschheit die Ableiter des zerstörenden Blitzes. Sein ganzes Leben war Studium und Ausübung einer geläuterten Philosophie. Wohl selten empfand ein Mensch die Liebe zum Menschen in einem so hohen Grade, als er. Nicht allein für seine Mitbürger, sondern für das ganze Menschengeschlecht arbeitete er mit rastlosem Eifer, mit unermüdeter Thätigkeit. Seine Kenntnisse waren

eben so ausgebreitet, als rein seine Sitten und einfach sein Betragen. — Doch es ist Zeit, daß ich wieder einlenke. Meine Leser werden mir diese kleine Abweichung von unsrer Bahn verzeihen; ich glaubte sie dem Andenken dieser beiden Edlen schuldig zu sein. — Die Stadt Alexandria liegt ohnweit der Mündung des Potowmak. Sie ist gut gebaut, hat gerade, bequeme und gut gepflasterte Straßen, 400 Häuser und ein paar tausend Einwohner, die von dem Schiffbau und Handel viel Nahrung haben.

Der westliche Theil von Virginien hatte sich unter dem Namen Frankland schon einmal zu einem neuen Staate erhoben, denn er hat über 25000 Einwohner, und nach dem Gesetze wird jeder Distrikt der neu angebauten Länder in die Union aufgenommen, sobald er die bestimmte Anzahl Einwohner hat, die erforderlich werden, um die Mitglieder der Regierung und die Deputirten zum Congresse wählen zu können. Frankland konnte sich aber aus eignen Mitteln nicht erhalten, und vereinigte sich daher wieder mit Virginien.

Maryland

liegt an beiden Seiten der Chesapeakbai und am Potowmak, ist ein gut angebautes, fruchtbares, in Plantagen getheiltes Land, besonders zwischen der Bai und jenem Flusse. Es hat ergiebige Eisengruben und viele Schmelz- und Hüttenwerke. Das Eisen ist sehr zähe. Die daraus verfertigten Gefäße sind besonders dauerhaft. Bei den Feueressen und Hammerwerken wird alle Arbeit von den Negern betrieben.

Setzen wir über den Potowmak, so sind wir in Washington, der Bundes- oder Hauptstadt des ganzen Nordamerikanischen Freistaats. Sie liegt unter dem 38' Gr. 53 Min. N. Br., in der Landschaft Co-

sondern dem Staate dienen zu müssen; beförderte, so lange er das höchste Staatsamt bekleidete, keinen seiner Verwandten zu einem wichtigen und reichen Amte, obgleich fähige Köpfe darunter waren; liebte sein Vaterland über alles, erfüllte seine Pflichten mit gewissenhafter Treue; sprach wenig, aber überlegt, und was er sagte, verrieth geraden Sinn. Am wenigsten waren seine Thaten der Gegenstand seines Gesprächs, und wenn er sie berühren mußte, so geschah es mit Bescheidenheit, ohne sie wichtig zu machen. Jeder fand in seinem Hause die freundschaftlichste Aufnahme, aber nur wenigen schenkte er seine Freundschaft. In seiner Wohnung war alles einfach, regelmäßig, prunklos; und so lebte er auch. „Glück," sagte er einst zu einem Reisenden, der ihn besuchte, „Glück muß man nicht in Ruhm und Ehre, auch nicht im Geräusche dieses Lebens suchen." Seinem Grundsatze getreu, legte er seine Würden nieder, zog sich von Staatsgeschäften zurück, und beschäftigte sich mit der Landwirthschaft. So verlebte er seine noch übrigen Jahre in keiner müßigen Ruhe. Er ist 67 Jahr alt geworden, aber man sah ihm sein Alter nicht an, denn er lebte mäßig. — Ihm an Tugenden gleich war der 1707 zu Boston gebohrne und 1790 gestorbene, berühmte Franklin. Auch er hat bleibende Verdienste um sein Vaterland. Als Gesandter unterhandelte er in London und Paris, wurde Gesetzgeber seiner Mitbürger, regierte sie eine geraume Zeit mit Weisheit und Tugend, und erfand zum Wohl der Menschheit die Ableiter des zerstörenden Blitzes. Sein ganzes Leben war Studium und Ausübung einer geläuterten Philosophie. Wohl selten empfand ein Mensch die Liebe zum Menschen in einem so hohen Grade, als er. Nicht allein für seine Mitbürger, sondern für das ganze Menschengeschlecht arbeitete er mit rastlosem Eifer, mit unermüdeter Thätigkeit. Seine Kenntnisse waren

eben so ausgebreitet, als rein seine Sitten und einfach sein Betragen. — Doch es ist Zeit, daß ich wieder einlenke. Meine Leser werden mir diese kleine Abweichung von unsrer Bahn verzeihen; ich glaubte sie dem Andenken dieser beiden Edlen schuldig zu sein. — Die Stadt Alexandria liegt ohnweit der Mündung des Potowmak. Sie ist gut gebaut, hat gerade, bequeme und gut gepflasterte Straßen, 400 Häuser und ein paar tausend Einwohner, die von dem Schiffbau und Handel viel Nahrung haben.

Der westliche Theil von Virginien hatte sich unter dem Namen Frankland schon einmal zu einem neuen Staate erhoben, denn er hat über 25000 Einwohner, und nach dem Gesetze wird jeder Distrikt der neu angebauten Länder in die Union aufgenommen, sobald er die bestimmte Anzahl Einwohner hat, die erforderlich werden, um die Mitglieder der Regierung und die Deputirten zum Congresse wählen zu können. Frankland konnte sich aber aus eignen Mitteln nicht erhalten, und vereinigte sich daher wieder mit Virginien.

Maryland

liegt an beiden Seiten der Chesapeakbai und am Potowmak, ist ein gut angebautes, fruchtbares, in Plantagen getheiltes Land, besonders zwischen der Bai und jenem Flusse. Es hat ergiebige Eisengruben und viele Schmelz- und Hüttenwerke. Das Eisen ist sehr zähe. Die daraus verfertigten Gefäße sind besonders dauerhaft. Bei den Feueressen und Hammerwerken wird alle Arbeit von den Negern betrieben.

Setzen wir über den Potowmak, so sind wir in Washington, der Bundes- oder Hauptstadt des ganzen Nordamerikanischen Freistaats. Sie liegt unter dem 38' Gr. 53 Min. N. Br., in der Landschaft Co-

lumbia, die nur den Gesetzen und Anordnungen des Congresses unterworfen ist, ohne einem einzelnen Staat einverleibt zu sein. Bei der Gründung der Stadt nahm man vorzüglich darauf Rücksicht, daß sie, wo möglich, im Mittelpunkte der Staaten, und für den Handel vortheilhaft liegen möchte. Beide Absichten sind durch die Wahl des Generals Washington glücklich erreicht. Sie ist nach dem Plane des Franzosen l'Enfant, auf einer Landzunge angelegt, die von zwei Ärmen des Potowmak gebildet wird, und hat 14 Engl. Meilen im Umfange, 90 bis 100 Fuß breite gerade Straßen, ohne die Hauptstraßen, die nach den einzelnen Staaten ihre Namen führen, 160 Fuß breit sind, und sich in runden freien Plätzen endigen, die in der Folge zum Andenken großer, um den Staat verdienter Männer, mit Statüen und Säulen verziert werden sollen. Auf dem erhabensten Theile der Stadt liegt das Capitol, worin der Congreß seine Sitzungen hält, und die Gerichtshöfe befindlich sind. Das Präsidentenhaus ist ebenfalls auf einer Anhöhe, an der Pensylvania-Straße von Quadern, 3 Stock hoch erbaut, und ist das beste Gebäude im ganzen Lande. Hinter demselben liegen Gärten, bis an den Fluß, von welchem sich ein großer Park östlich nach dem Capitol hinzieht. An beiden Seiten des Parks werden ansehnliche Gebäude für die Minister und andere Staatsbediente aufgeführt. An dem östlichen Flusse steht das Marien-Hospital mit einem Garten. Verschiedene Plätze sind für Kirchen, Theater, Collegien und andere öffentliche Gebäude bestimmt. Zwei Kanäle gehn durch die Stadt, die auch mit gutem Quellwasser reichlich versehen ist. Die Häuser sollen insgesammt von Steinen erbaut werden. Jetzt sind zwar die meisten von Holz, allein sie werden mit der Zeit in steinerne verwandelt. Nicht weit vom Capitol ist ein großes, aber nicht schönes Hotel. Im Anfange des Jahrs 1796 hatte die junge

Stadt erst 5000 Einwohner. Jetzt muß ihre Zahl schon stärker sein, da der Congreß sich im vorigen Jahre von Philadelphia hieher begeben hat. Der Hafen im Potowmak ist 280 Engl. Meilen vom Meere entfernt, und doch für große Schiffe zugänglich. Auch hat Washington eine vortheilhafte Wasserverbindung mit den innern Landschaften. Es lässt sich daher vermuthen, daß sie in der Folge die merkwürdigste Stadt in ganz Amerika werden kann. Der Rock-Fluß trennt sie von Georgetown, einer Stadt am Potowmak, von etwas über 250 Häusern, deren Handel bedeutend ist. — Nordwestlich liegt Frederiktown. Diese Stadt enthält etwa 700 meist steinerne Häuser, 5 Kirchen, über 2000 größtentheils deutsche Einwohner, die einen lebhaften innern Handel treiben, und das Zeughaus dieses Staats. — Südöstlich an der Chesapeakbai finden wir die Hauptstadt von Maryland, Annapolis. Sie hat nur 342 Häuser und 1750 Einwohner, und ist überhaupt nicht bedeutend, weil sich der Handel von hier weg, nach der nördlichern Stadt Baltimore gezogen hat. Diese hat zum Handel eine herrliche Lage, und einen Hafen, der 2000 Handelsschiffe fassen kann. Längs den Flüssen liegen die Kaien und Waarenhäuser, und vor dem Hafen ist eine sichere Rhede für Schiffe von 600 Tonnen. Mehrere Einwohner, vornehmlich See- und Kaufleute, haben sich hier angebaut, und ihre 700 Häuser bilden eine eigne Stadt, Fells-Point genannt, die aber gewöhnlich unter dem Namen Baltimore mit begriffen ist, obgleich beide Örter eine Englische Meile aus einander liegen. Der Waaren-Verkehr ist hier ungemein stark, weil Baltimore einen großen Theil von Amerika mit ausländischen Waaren versieht. Nach Philadelphia und Neu-York ist sie die größte Handelsstadt im ganzen Freistaate, und in Maryland kommt ihr keine Stadt an Größe gleich. Ihre 2800 meist steinerne, aber kleine und unbequeme

Häuser sind in geraden, 40, 60 bis 80 Fuß breiten Straßen erbaut, die aber nicht alle gepflastert, und daher bei starkem Regen fast ungangbar sind. Die verschiedenen Religionspartheien haben 10 Kirchen, worunter die Presbyterianische die schönste ist. Sie hat auf der Vorderseite einen Porticus von 6 steinernen Säulen. Man findet hier endlich drei Banken, 2 Theater und 16000 Einwohner. — Belfast ist auch ein guter Handelsplatz und hat 1200 Einwohner.

Östlich an Maryland stößt der kleine Staat

Delaware,

welcher zum Landbau eben so geschickt ist, als ihn der Delaware-Fluß und die gleichnamige Bai zum Handel bestimmen. Gleichwol ist noch nicht die Hälfte des Bodens urbar gemacht.

Der Hauptort heißt Newcastle, von 245 Häusern und 1100 Einwohnern. Bedeutender ist Wilmington, eine gut gebaute Stadt von beinahe 500 Häusern und 3000 Einwohnern, die größtentheils Quäker sind. Ihr Handel, den sie auf dem Delaware, von dessen Mündung sie nicht weit abliegt, bequem führen kann, besteht vorzüglich in der Mehl-Ausfuhr nach Westindien. Aus dem ganzen Staate Delaware werden jährlich 265000 Fässer Mehl, 300000 Buschel Weizen und 170000 Buschel Mais ausgeführt. — Von hier geht die Straße nordöstlich längs dem Delaware-Flusse hinauf über Chester nach Philadelphia, der Hauptstadt in

Pensylvanien.

Der genannte Strom trennt diese Stadt im Osten von Neu-Jersey; südlich hängt er mit Maryland, westlich mit dem Congreßlande, und

nörd

nördlich mit Geneseeland zusammen. Der Boden ist sehr bergig, aber doch in vielen Gegenden fruchtbar. Indeß ist kaum der sechste Theil des Landes angebaut. Die Einwohner treiben den Landbau und die Viehzucht, gewinnen gutes Eisen, Kupfer und Steinkohlen, und verfertigen in verschiedenen Manufakturen und Fabriken, vornehmlich leinene, baumwollene und wollene Zeuge, Glas, Porzellan und Papier. — Die Stadt Chester handelt etwas, und in ihren Gasthäusern finden Reisende manche Bequemlichkeiten, die in andern Gegenden fehlen.

Philadelphia liegt nicht weit von der Vereinigung des Schuylkill und des Delaware. Diese, tausend Seemeilen von London entfernte Stadt, ist bisher die vorzüglichste unter allen Unionsstädten gewesen. Sie hat über 7000, mehrentheils von Steinen, aber klein und unbequem gebaute, mit Schindeln gedeckte Häuser, worunter etwa zwei oder drei sich durch ihre Größe und Architektur auszeichnen. Die Straßen in der Stadt sind nach geraden Linien angelegt, 50 bis 80 Fuß breit, in der Mitte mit Kieselsteinen, an den Seiten aber für die Fußgänger mit rothen Ziegelsteinen gepflastert. Die Hauptstraße hat hundert Fuß Breite. Mitten in derselben ist ein Markthaus von einer halben Engl. Meile Länge, worin Fleisch, Geflügel und Gartengewächse verkauft werden. Mit Brunnen ist die Stadt reichlich versehen, und in der Hauptstraße sind sie immer 30 Schritte von einander entfernt. Nach dem Schuylkill zu sind die Gassen unregelmäßig und enge. Die öffentlichen Gebäude, wozu 20 Kirchen und Versammlungshäuser verschiedener christlichen Partheien, das Rathhaus, das Präsidentenhaus, das Hospital, das Besserungshaus, das Gefängniß und andere gehören, sind von rothen Ziegelsteinen, ohne Geschmack erbaut, und mit blauem Marmor verziert. Unter den Kirchen nimmt sich die der Presbyterianer am besten aus. Das

Präsidentenhaus, das fehlerhaft und nicht völlig ausgebaut ist, hat, nach der Verlegung des Congresses, eine andere Bestimmung erhalten. Das Hospital hat eine bequeme Einrichtung für Kranke und Schwache, ist luftig und reinlich, 2 Stock hoch, und unterwärts mit Zellen für Wahnsinnige versehen. Sechs Chirurgen und Ärzte besorgen die Hospitaliten, die außerdem gut verpflegt werden. Das Haus hat seine eigne Apotheke, liegt von allen andern Wohnungen abgesondert, und hat für Genesende bequeme Spaziergänge. In dem Besserungshause finden arme Leute Wohnung, Nahrung und Beschäftigung. Überhaupt zeichnet sich Philadelphia durch eine Menge milder Stiftungen aus. Das Gefängniß, das alle Europäischen an guten Einrichtungen übertrifft, ist ein geräumiges, hundert Fuß breites Gebäude, mit großen, durch hohe Mauern gesicherten Höfen. Die innern Zimmer sind, um Feuersgefahr zu vermeiden, gewölbt. Die abgelegensten Theile des Hauses enthalten einsame Zellen für grobe Verbrecher. Der Gefangene muß sich, beim Eintritt in diese Wohnung, waschen, sein Haar abschneiden lassen, und einen reinen Anzug anlegen. Er darf mit keinem, Nothfälle ausgenommen, sprechen; und selbst die Wärter beobachten, wo möglich, gegen ihn ein tiefes Schweigen. Wöchentlich wird das Gefängniß zweimal von 12 dazu bestimmten Personen visitirt, vornemlich um sich von der Besserung der Gefangenen zu überzeugen, und deren Behandlung danach einzurichten. Denn der Verbrecher soll hier nicht allein Strafe leiden, sondern auch zur Besserung angeführt werden. Die Stufenfolge von der gelinden zur härtern Bestrafung ist: die Arbeit in Gesellschaft; Absonderung von allen Andern und Arbeit; Einschliessung in eine durch das Tageslicht erleuchtete; und endlich Einsperrung in eine finstere Zelle. Die Gefangenen müssen sich in der Woche zweimal baden, wozu in der Mauer

des Gefängnisses die nöthigen Bequemlichkeiten angebracht sind, und bekommen oft zu bestimmten Zeiten reine Wäsche. Die einsamen Gefangenen erhalten nur Brod, die übrigen Gemüse, selten und wenig Fleisch, alle aber durchaus kein anderes Getränke als Wasser. Alle Störungen der Ruhe, selbst Lachen und Singen sind verboten, und der Widerspenstige wird bei Wasser und Brod sogleich eingesperrt. Die Arbeiter, welche gemeinlich ihr gewohntes Handwerk treiben, oder auf andere Art beschäftigt werden, sobald sie keines gelernt haben, stehen beständig unter Aufsicht. Der sonntägliche Gottesdienst wird nie ausgesetzt, und für die Erhaltung der Gesundheit der Gefangenen wird eben so sehr gesorgt. So herrschen Ordnung, Reinlichkeit und Anständigkeit in allen Theilen dieser Anstalt; und die Anordnungen sind so gut getroffen, daß der Staat sogar ansehnliche Einkünfte jährlich daraus zieht. — Die Anzahl der Einwohner von Philadelphia beläuft sich auf 50000. Die Stadt hat einen guten Hafen, einen ausgebreiteten Land- und Seehandel; eine 1791 errichtete Staatsbank, die aber vielleicht schon nach Washington verlegt ist; eine Pensylvanische Bank; viele Handwerker und Fabrikanten, besonders starke Strumpfstrickereien; einige Zucker-Siedereien und Schiffswerfte; ferner eine Universität, mehrere gelehrte Institute und Gesellschaften, eine öffentliche, und mehrere Privatbibliotheken. Jene ist von Franklin gestiftet und nach ihm benannt. Sie ist 12000 Bände stark und in einem sehr schönen, 70 Fuß hohen Gebäude von 2 Stockwerken. Das flache Dach desselben ist mit einem steinernen, mit Vasen verzierten Säulengelender eingefasst. Zwei Treppen, woran eiserne Gelender angebracht sind, und die unter einem Portale zusammen kommen, führen hinauf. Über der Thüre steht Franklins Bildsäule. — Man liest in Philadelphia viel Zeitungen, daher werden täglich drei, zwei andere wöchentlich einmal,

und noch zwei andere wöchentlich zweimal ausgegeben. — Daß es in dieser Stadt an Bequemlichkeiten und Unterhaltung nicht fehlen werde, ist leicht zu erachten. Zu jenen gehören auch die Fuhrwerke und Gasthöfe. Unter den letztern zeichnet sich besonders Ollers Hotel aus; aber freilich haben die meisten übrigen das Ansehn und die Bequemlichkeiten dieses Hauses nicht. Zum Vergnügen dienen 2 Theater und ein Amphitheater oder Reitbahn. Die Schauspieler kommen größtentheils aus England und Irland hieher. Die Zuschauer nehmen es sich nicht übel, während der Vorstellung Taback zu rauchen, und zwischen den Akten zu schmausen. Im Winter sind alle 14 Tage Bälle, und gelegentlich Concerte. Im Sommer hören alle öffentlichen und Privatvergnügungen auf, denn der vornehmere Theil der Einwohner bezieht alsdann seine Landhäuser. Der Ton in den Gesellschaften ist steif; man bemerkt in den höhern Zirkeln Stolz und Prahlsucht; Kälte und Zurückhaltung selbst in Privatgesellschaften. Gastfreiheit und Höflichkeit, besonders gegen Fremde, vermissen die Reisenden sehr. Der Putz, besonders des zweiten Geschlechts, die Veränderlichkeit der Moden, und der Luxus können in den größten Europäischen Städten nicht stärker sein, als hier; und man ahmt in diesen Stücken den Europäern nach. Die Gegend um die Stadt ist gut angebaut und voll Landhäuser, aber von Bäumen entblößt. Öffentliche Gärten und Gasthöfe außerhalb der Stadt bieten den Einwohnern Sommer-Vergnügungen dar. — Die Quäker machen etwa den fünften Theil der Einwohner aus. Sie haben noch mehrere Örter in Pensylvanien angelegt. Der Hauptort der vereinigten Brüder, die sich auch zu Nazareth, Gnadenthal, Gnadenhütten ꝛc. niedergelassen haben, heißt Bethlehem, nördlich von Philadelphia. Er hat eine reizende Lage auf einer Anhöhe, in der Nähe zweier Bäche, einen regelmäßigen

Bau, 80 steinerne Häuser, wovon 3 für unverheirathete Mannspersonen und Frauenzimmer, und für Wittwen bestimmt sind. Die jungen Leute arbeiten in diesen Fabrikhäusern, jedes Geschlecht nach seiner Bestimmung, und jeder nach seiner Neigung und seinen Kräften. Die Ältern führen die Aufsicht und halten Ordnung. Der Ertrag für die hervorgebrachten Waaren fließt in eine gemeinschaftliche Kasse, und wird zum Besten der Gemeinde verwendet. Man macht sehr gute Arbeiten an diesem Orte, als: wollene und leinene Zeuge, Hüte, baumwollene Mützen und Strümpfe, Handschuhe, Schuhe, Tischler-, Drechsler-, Metall- und verschiedene recht künstliche Waaren. An dem Bache außer der Stadt liegen eine Korn-, Öl- und Walkmühle, eine andere zum Mahlen der Baumrinde und Farbestoffe, eine Gerberei und Ledermanufaktur; und die große Brauerei am Leleigh-Flusse, versorgt die Stadt mit gutem Biere, so wie eine Quelle vermittelst einer Maschine, die das Wasser in Röhren treibt, jedes Haus mit vortrefflichem Wasser. Der Gasthof in dem Orte ist vielleicht der beste im ganzen Freistaate, und man würde ihn in Europa nicht besser finden. Die hiesigen Schulen, worin man Sprachen und Wissenschaften lehrt, stehn in solchem Ansehn, daß Auswärtige, auch von andern Religionssekten, ihre Kinder hieher schicken. Die Einwohner leben in der vollkommensten Übereinstimmung, als wenn sie nur eine große Familie ausmachten, und haben ihr Land umher vortrefflich angebaut. Der Bischof dieser Sekte, die sich durch ihre Bemühungen, die christliche Lehre auszubreiten, so sehr auszeichnet, hält sich auch hier auf.

Die Deutschen vorzüglichsten Niederlassungen sind, Germantown und Lancaster, westlich von der Hauptstadt. Lancaster hat 800 größtentheils steinerne Häuser, 6 Kirchen mehrerer Sekten, gerade Straßen,

und 5000 Einwohner. Nach einem Gesetze sollte sich vom Jahr 1797 an, die Legislatur von Pensylvanien hier versammeln, um dem Mittelpunkte der bewohnten Theile des Staates näher zu sein. Deutsche Mechaniker verfertigen hier sehr gute Arbeiten. Dahin gehören auch die gereifelten Gewehre, welche häufig gesucht werden. Die innere Seite dieser Werkzeuge ist gewunden, wodurch die Kugel eine wirbelnde Bewegung bekömmt, und dem, den sie trifft, das Fleisch aufreißt. Ein guter Schütze trifft mit diesem Gewehre ein Thalerstück in einer Entfernung von hundert Ruthen. Es trägt aber kein Schroot, und keine Kugel mit Gewißheit weiter als 105 Ruthen. Im Jahr 1786 befanden sich unter den 700 Familien dieser Stadt 234 Fabrikanten verschiedener Art, und in der Nähe der Stadt 17 Eisenwerke, 46 Korn-, Säge-, Hanf-, Öl-, Walk- und Bohrmühlen, nebst 8 Gerbereien. Pittsburgh, ganz im Westen, am Zusammenflusse des Alleghany und Monongahela, hat etwa 200 Häuser und 900 Einwohner, die sich vornehmlich durch Handel mit Pelzwerk und Häuten, und von Reisenden nähren: denn durch diese Stadt geht der Weg von den östlichen Staaten nach den westlichen Niederlassungen. Dadurch wird der Ort sehr lebhaft.

Gehn wir über den Delaware, so kommen wir nach

Neu-Jersey.

Dieser Staat wird westlich durch den genannten Fluß, östlich durch den Hudson und das Meer, südlich- und südwestlich durch die Delawarebai begrenzt. Der nördliche Theil ist gebirgig, der südliche hingegen flach und sandig und wenig angebaut. In besserm Zustande befindet sich der mittlere Strich. Allein es giebt noch große Strecken unangebauten Lan-

des und Moräste. Unter andern ist zwischen dem Posaik und der Stadt Newark ein Morast, der nicht weniger als 20 Engl. Meilen Länge hat. Außer der Bearbeitung der Getreide-, Flachs- und anderer Felder, finden wir auch einige Kupfer- und Eisengruben, welche wiederum Hammerwerke nothwendig machen, und eben so Korn-, Säge- und Walkmühlen, besonders am Posaik, und Lederbereitungen.

Die nächste Stadt an der westlichen Grenze ist Trenton, die Hauptstadt, am Delaware, welche etwa 2000 Einwohner hat, die durch Reisende und inländischen Handel vorzügliche Nahrung haben. Ihre 200 Häuser sind gut gebaut, und die Straßen nach der Schnur angelegt, so daß sie ein gutes Ansehn hat. Zwölf Engl. Meilen nordöstlich liegt Princetown, deren 80 Häuser nur eine Straße bilden. Die Stadt ist wegen einer gelehrten Erziehungs-Anstalt merkwürdig, die in großem Ansehn steht. Das Gebäude des Collegiums hat 4 Geschoß, 25 Fenster auf der Vorderseite, 2 Flügel von 180 Fuß Länge und 54 Breite, und in der Mitte eine Kuppel. Die Zahl der Studirenden beläuft sich auf mehr als 70. In Deutschland würde indeß diese Anstalt wenig Aufsehen machen. Sie besitzt zwar eine Bibliothek, ein Naturalien-Kabinet und einen physischen Apparat; allein diese Hülfsmittel zum Unterrichte könnten in besserm Stande sein. — Weiter nordöstlich an der Baritanbai liegt die ehemalige Hauptstadt Amboy mit 160 Häusern und 800 Einwohnern. Die hiesigen Kaufleute haben zwar viele Aufmunterungen erhalten, aber ihre Geschäfte sind immer noch nicht von Belange, weil ihnen der inländische Handel fehlt. — Newark liegt nicht weit davon, Staaten-Island gegenüber. Die Stadt ist weitläuftig gebaut, die Straßen sind sehr breit, und die 150 Häuser werden durch große Gärten und leere Plätze von einander getrennt. In den hie-

und 5000 Einwohner. Nach einem Gesetze sollte sich vom Jahr 1797 an, die Legislatur von Pensylvanien hier versammeln, um dem Mittelpunkte der bewohnten Theile des Staates näher zu sein. Deutsche Mechaniker verfertigen hier sehr gute Arbeiten. Dahin gehören auch die gereifelten Gewehre, welche häufig gesucht werden. Die innere Seite dieser Werkzeuge ist gewunden, wodurch die Kugel eine wirbelnde Bewegung bekömmt, und dem, den sie trifft, das Fleisch aufreißt. Ein guter Schütze trifft mit diesem Gewehre ein Thalerstück in einer Entfernung von hundert Ruthen. Es trägt aber kein Schroot, und keine Kugel mit Gewißheit weiter als 105 Ruthen. Im Jahr 1786 befanden sich unter den 700 Familien dieser Stadt 234 Fabrikanten verschiedener Art, und in der Nähe der Stadt 17 Eisenwerke, 46 Korn-, Säge-, Hanf-, Öl-, Walk- und Bohrmühlen, nebst 8 Gerbereien. Pittsburgh, ganz im Westen, am Zusammenflusse des Alleghany und Monongahela, hat etwa 200 Häuser und 900 Einwohner, die sich vornehmlich durch Handel mit Pelzwerk und Häuten, und von Reisenden nähren: denn durch diese Stadt geht der Weg von den östlichen Staaten nach den westlichen Niederlassungen. Dadurch wird der Ort sehr lebhaft.

Gehn wir über den Delaware, so kommen wir nach

Neu-Jersey.

Dieser Staat wird westlich durch den genannten Fluß, östlich durch den Hudson und das Meer, südlich- und südwestlich durch die Delawarebai begrenzt. Der nördliche Theil ist gebirgig, der südliche hingegen flach und sandig und wenig angebaut. In besserm Zustande befindet sich der mittlere Strich. Allein es giebt noch große Strecken unangebauten Lan-

des und Moräste. Unter andern ist zwischen dem Posaik und der Stadt Newark ein Morast, der nicht weniger als 20 Engl. Meilen Länge hat. Außer der Bearbeitung der Getreide-, Flachs- und anderer Felder, finden wir auch einige Kupfer- und Eisengruben, welche wiederum Hammerwerke nothwendig machen, und eben so Korn-, Säge- und Walkmühlen, besonders am Posaik, und Lederbereitungen.

Die nächste Stadt an der westlichen Grenze ist Trenton, die Hauptstadt, am Delaware, welche etwa 2000 Einwohner hat, die durch Reisende und inländischen Handel vorzügliche Nahrung haben. Ihre 200 Häuser sind gut gebaut, und die Straßen nach der Schnur angelegt, so daß sie ein gutes Ansehn hat. Zwölf Engl. Meilen nordöstlich liegt Princetown, deren 80 Häuser nur eine Straße bilden. Die Stadt ist wegen einer gelehrten Erziehungs-Anstalt merkwürdig, die in großem Ansehn steht. Das Gebäude des Collegiums hat 4 Geschoß, 25 Fenster auf der Vorderseite, 2 Flügel von 180 Fuß Länge und 54 Breite, und in der Mitte eine Kuppel. Die Zahl der Studirenden beläuft sich auf mehr als 70. In Deutschland würde indeß diese Anstalt wenig Aufsehen machen. Sie besitzt zwar eine Bibliothek, ein Naturalien-Kabinet und einen physischen Apparat; allein diese Hülfsmittel zum Unterrichte könnten in besserm Stande sein. — Weiter nordöstlich an der Baritanbai liegt die ehemalige Hauptstadt Amboy mit 160 Häusern und 800 Einwohnern. Die hiesigen Kaufleute haben zwar viele Aufmunterungen erhalten, aber ihre Geschäfte sind immer noch nicht von Belange, weil ihnen der inländische Handel fehlt. — Newark liegt nicht weit davon, Staaten-Island gegenüber. Die Stadt ist weitläuftig gebaut, die Straßen sind sehr breit, und die 150 Häuser werden durch große Gärten und leere Plätze von einander getrennt. In den hie-

und 5000 Einwohner. Nach einem Gesetze sollte sich vom Jahr 1797 an, die Legislatur von Pensylvanien hier versammeln, um dem Mittelpunkte der bewohnten Theile des Staates näher zu sein. Deutsche Mechaniker verfertigen hier sehr gute Arbeiten. Dahin gehören auch die gereifelten Gewehre, welche häufig gesucht werden. Die innere Seite dieser Werkzeuge ist gewunden, wodurch die Kugel eine wirbelnde Bewegung bekömmt, und dem, den sie trifft, das Fleisch aufreißt. Ein guter Schütze trifft mit diesem Gewehre ein Thalerstück in einer Entfernung von hundert Ruthen. Es trägt aber kein Schroot, und keine Kugel mit Gewißheit weiter als 105 Ruthen. Im Jahr 1786 befanden sich unter den 700 Familien dieser Stadt 234 Fabrikanten verschiedener Art, und in der Nähe der Stadt 17 Eisenwerke, 46 Korn-, Säge-, Hanf-, Öl-, Walk- und Bohrmühlen, nebst 8 Gerbereien. Pittsburgh, ganz im Westen, am Zusammenflusse des Alleghany und Monongahela, hat etwa 200 Häuser und 900 Einwohner, die sich vornehmlich durch Handel mit Pelzwerk und Häuten, und von Reisenden nähren: denn durch diese Stadt geht der Weg von den östlichen Staaten nach den westlichen Niederlassungen. Dadurch wird der Ort sehr lebhaft.

Gehn wir über den Delaware, so kommen wir nach

Neu-Jersey.

Dieser Staat wird westlich durch den genannten Fluß, östlich durch den Hudson und das Meer, südlich- und südwestlich durch die Delawarebai begrenzt. Der nördliche Theil ist gebirgig, der südliche hingegen flach und sandig und wenig angebaut. In besserm Zustande befindet sich der mittlere Strich. Allein es giebt noch große Strecken unangebauten Lan-

des und Moräste. Unter andern ist zwischen dem Posaik und der Stadt Newark ein Morast, der nicht weniger als 20 Engl. Meilen Länge hat. Außer der Bearbeitung der Getreide-, Flachs- und anderer Felder, finden wir auch einige Kupfer- und Eisengruben, welche wiederum Hammerwerke nothwendig machen, und eben so Korn-, Säge- und Walkmühlen, besonders am Posaik, und Lederbereitungen.

Die nächste Stadt an der westlichen Grenze ist Trenton, die Hauptstadt, am Delaware, welche etwa 2000 Einwohner hat, die durch Reisende und inländischen Handel vorzügliche Nahrung haben. Ihre 200 Häuser sind gut gebaut, und die Straßen nach der Schnur angelegt, so daß sie ein gutes Ansehn hat. Zwölf Engl. Meilen nordöstlich liegt Princetown, deren 80 Häuser nur eine Straße bilden. Die Stadt ist wegen einer gelehrten Erziehungs-Anstalt merkwürdig, die in großem Ansehn steht. Das Gebäude des Collegiums hat 4 Geschoß, 25 Fenster auf der Vorderseite, 2 Flügel von 180 Fuß Länge und 54 Breite, und in der Mitte eine Kuppel. Die Zahl der Studirenden beläuft sich auf mehr als 70. In Deutschland würde indeß diese Anstalt wenig Aufsehen machen. Sie besitzt zwar eine Bibliothek, ein Naturalien-Cabinet und einen physischen Apparat; allein diese Hülfsmittel zum Unterrichte könnten in besserm Stande sein. — Weiter nordöstlich an der Baritanbai liegt die ehemalige Hauptstadt Amboy mit 150 Häusern und 800 Einwohnern. Die hiesigen Kaufleute haben zwar viele Aufmunterungen erhalten, aber ihre Geschäfte sind immer noch nicht von Belange, weil ihnen der inländische Handel fehlt. — Newark liegt nicht weit davon, Staaten-Island gegenüber. Die Stadt ist weitläuftig gebaut, die Straßen sind sehr breit, und die 150 Häuser werden durch große Gärten und leere Plätze von einander getrennt. In den hie-

und 5000 Einwohner. Nach einem Gesetze sollte sich vom Jahr 1797 an, die Legislatur von Pensylvanien hier versammeln, um dem Mittelpunkte der bewohnten Theile des Staates näher zu sein. Deutsche Mechaniker verfertigen hier sehr gute Arbeiten. Dahin gehören auch die gerieffelten Gewehre, welche häufig gesucht werden. Die innere Seite dieser Werkzeuge ist gewunden, wodurch die Kugel eine wirbelnde Bewegung bekömmt, und dem, den sie trifft, das Fleisch aufreißt. Ein guter Schütze trifft mit diesem Gewehre ein Thalerstück in einer Entfernung von hundert Ruthen. Es trägt aber kein Schroot, und keine Kugel mit Gewißheit weiter als 105 Ruthen. Im Jahr 1786 befanden sich unter den 700 Familien dieser Stadt 234 Fabrikanten verschiedener Art, und in der Nähe der Stadt 17 Eisenwerke, 46 Korn-, Säge-, Hanf-, Öl-, Walk- und Bohrmühlen, nebst 8 Gerbereien. Pittsburgh, ganz im Westen, am Zusammenflusse des Alleghany und Monongahela, hat etwa 200 Häuser und 900 Einwohner, die sich vornehmlich durch Handel mit Pelzwerk und Häuten, und von Reisenden nähren: denn durch diese Stadt geht der Weg von den östlichen Staaten nach den westlichen Niederlassungen. Dadurch wird der Ort sehr lebhaft.

Gehn wir über den Delaware, so kommen wir nach

Neu-Jersey.

Dieser Staat wird westlich durch den genannten Fluß, östlich durch den Hudson und das Meer, südlich und südwestlich durch die Delawarebai begrenzt. Der nördliche Theil ist gebirgig, der südliche hingegen flach und sandig und wenig angebaut. In besserm Zustande befindet sich der mittlere Strich. Allein es giebt noch große Strecken unangebauten Lan-

des und Moräste. Unter andern ist zwischen dem Posaik und der Stadt Newark ein Morast, der nicht weniger als 20 Engl. Meilen Länge hat. Außer der Bearbeitung der Getreide-, Flachs- und anderer Felder, finden wir auch einige Kupfer- und Eisengruben, welche wiederum Hammerwerke nothwendig machen, und eben so Korn-, Säge- und Walkmühlen, besonders am Posaik, und Lederbereitungen.

Die nächste Stadt an der westlichen Grenze ist Trenton, die Hauptstadt, am Delaware, welche etwa 2000 Einwohner hat, die durch Reisende und inländischen Handel vorzügliche Nahrung haben. Ihre 200 Häuser sind gut gebaut, und die Straßen nach der Schnur angelegt, so daß sie ein gutes Ansehn hat. Zwölf Engl. Meilen nordöstlich liegt Princetown, deren 80 Häuser nur eine Straße bilden. Die Stadt ist wegen einer gelehrten Erziehungs-Anstalt merkwürdig, die in großem Ansehn steht. Das Gebäude des Collegiums hat 4 Geschoß, 25 Fenster auf der Vorderseite, 2 Flügel von 180 Fuß Länge und 54 Breite, und in der Mitte eine Kuppel. Die Zahl der Studirenden beläuft sich auf mehr als 70. In Deutschland würde indeß diese Anstalt wenig Aufsehen machen. Sie besitzt zwar eine Bibliothek, ein Naturalien-Kabinet und einen physischen Apparat; allein diese Hülfsmittel zum Unterrichte könnten in besserm Stande sein. — Weiter nordöstlich an der Baritanbai liegt die ehemalige Hauptstadt Amboy mit 160 Häusern und 800 Einwohnern. Die hiesigen Kaufleute haben zwar viele Aufmunterungen erhalten, aber ihre Geschäfte sind immer noch nicht von Belange, weil ihnen der inländische Handel fehlt. — Newark liegt nicht weit davon, Staaten-Island gegenüber. Die Stadt ist weitläuftig gebaut, die Straßen sind sehr breit, und die 150 Häuser werden durch große Gärten und leere Plätze von einander getrennt. In den hie-

indischen Produkten versehen werden. Die hiesige Bank hat auch viel Credit. Die Einwohner bezeigen sich höflich, munter, gastfreundschaftlich. Der Luxus ist ganz Europäisch, vornemlich im Englischen Geschmacke. Dieser herrscht auch im weiblichen Anzuge. Die Männer lieben zwar mehr Einfachheit in der Kleidung, aber nicht bei der gewöhnlich mit Wein stark besetzten Tafel. Theegesellschaften gehören zur Tagesordnung. Man pflegt sehr stark Taback zu rauchen, besonders den Spanischen Cigarro, welcher in 6 Zoll langen, wohlriechenden, in Form einer Tute zusammen gedrehten Blättern besteht, die ohne Pfeife geraucht werden. Man steckt das breite Ende an, und nimmt die Spitze in den Mund. Bei uns haben diese Tüten auch Liebhaber gefunden. Zu den Bällen im Winter hat der vornehmere Theil der Einwohner ein eignes Haus einrichten lassen. Die Stadt hat zwar Lebensmittel in Menge, womit sie von Staaten- und Long-Island versehen wird, aber sie sind sehr theuer. Die Aussichten über das Wasser können nicht mannigfaltiger und mahlerischer sein: denn die beiden eben genannten Inseln, deren Ufer vortrefflich angebaut sind, das nahe Jersei, und das beständige Ein- und Auslaufen der Schiffe in und aus dem schönen Hafen, oder der Rhede, die für hundert der größten Schiffe Raum genug hat, gewähren einen reizenden Anblick. — Long-Island, oder die lange Insel, liegt der Stadt gegenüber. Sie ist 26 Deutsche Meilen lang und 3½ breit, auf der Südseite flach und sandig, auf der Nordseite hingegen hoch, bergig, und hat an dem Kanal, der sie von Neu-York trennt, romantische Gegenden und schöne Landhäuser. Eine Kette von Hügeln durchschneidet die Insel der Länge nach. Der Boden ist größtentheils fruchtbar. In der Mitte befindet sich eine große, unangebaute, mit Gras und Gesträuch bedeckte, mit Haselhühnern und Hirschen angefüllte

Ebene, welche man die buschichte nennt. Die Einwohner, meist von Holländischer Abkunft, deren Zahl mit 5000 Sklaven auf 37000 geschätzt wird, sind gute Landwirthe, und setzen ihre Producte auf den Märkten in Neu-York ab. Dadurch wird ihr Wohlstand befördert; dennoch führen sie ein armseliges Leben, weil sie es nicht besser haben wollen. An der Nordwestküste sind mehrere Ortschaften erbaut. Die größte ist Brooklynn, Neu-York gerade gegenüber. — 32 Deutsche Meilen, den Hudson hinauf, liegt die 1783 angelegte Stadt Hudson, welche jetzt schon 323 Häuser und über 2600 Einwohner zählt. Ihren Anwachs und Wohlstand verdankt sie dem Handel, den sie mit den westlichen Ländern treibt. Höher hinauf, ebenfalls am Hudson, finden wir die Handelsstadt Albany, auf einem niedrigen Grunde, dicht am Flusse, der die Stadt im Sommer mit ungesunden Dünsten anfüllt. Sie hat jetzt schon 1100 Häuser und über 4000 Einwohner, und vergrößert sich täglich, weil die Regierung hieher verlegt ist, und der Handel zunimmt, der indeß, bei stärkerm Unternehmungsgeiste der Einwohner, ausgedehnter seyn könnte. Die Straßen haben ein gutes Pflaster und nächtliche Erleuchtung. — Nördlicher, an der südlichen Spitze des Champlain-Sees, befindet sich der kleine Ort Skensborough, der jetzt einen kleinen Zwischenhandel mit den nördlichern und südlichern Gegenden treibt, in der Folge aber bedeutend werden kann, wenn der See mit dem Hudson verbunden werden sollte.

Der westliche Theil von Neu-York, der nördlich an den Ontario-See stößt, heißt Geneseeland, von einem Flusse, der durch seine regelmäßigen Überschwemmungen die natürliche Fruchtbarkeit der Ebenen und Thäler vermehrt. Es soll 20 Deutsche Meilen lang und 10 breit sein. Die hohen hügeligen Gegenden sind weniger fruchtbar. Aber der kleinste Theil der Ländereien ist bis jetzt angebaut; bei weitem der größte noch

mit Waldungen bedeckt, hat aber, bei der jährlichen Zunahme der Einwohner, die im Jahr 1792, 8200 Köpfe ausmachten, die besten Aussichten, in blühende Saatfelder umgeschaffen zu werden. Der vornehmste Ort heißt Bath.

Wir halten uns südöstlich und gelangen nach dem Staate

Connecticut,

der mit der südlichen Seite das Meer berührt. Es ist ein fruchtbares, gut angebautes Land, hat eine starke Viehzucht, Kupfer- und Eisengruben, wichtige Manufakturen und gute Erziehungs-Anstalten. Der Hauptort ist Neuhafen, nicht weit vom Meere, wo sich der Hafen befindet, der aber wegen seiner geringen Tiefe kein Schiff über 200 Tonnen fassen kann. Die mit 400 Einwohnern bevölkerte Stadt liegt auf einer niedrigen Ebene, ist regelmäßig angelegt, bekommt aber durch einige nahe stehende Gewässer eine ungesunde Luft. Die 500 hölzernen Häuser haben ein gefälliges Ansehn. Merkwürdig ist das Yale-Collegium, wo man nicht nur eine Bibliothek, sondern auch einige Cabinette findet, wovon das eine aus verschiedenen Indianischen Seltenheiten besteht. — Nordöstlich am Connecticut liegt Hartford, der Sitz der Regierung. Die mit 500 Häusern besetzten Straßen dieser Stadt sind breit, gerade und gefallend. Die Einwohner, kaum 3000 an der Zahl, befinden sich durch Landwirthschaft und Manufakturen im Wohlstande. Die größte Wollen-Manufaktur aber verfällt.

Diesem Staate gegen Osten liegt

Rhodeisland,

ein kleiner, aber sehr angebauter und, im Verhältnisse zu den übrigen,

stark bevölkerter Staat. Die Regierung hält ihre Versammlungen wechselsweise in Newport und in Providence. — Newport liegt auf einer Insel in einem beträchtlichen Meerbusen, hat 1000 Häuser, in 52 geraden Straßen, 6716 Einwohner, und einen Hafen, den man für einen der besten im ganzen Freistaate hält, denn er hat einen leichten Zugang, viel Raum, ansehnliche Tiefe, guten Ankergrund, und ist vor allen Winden gesichert. Allein der Ort ist sehr im Verfalle; der Handel betrifft nur Kleinigkeiten, viele Häuser stehen leer, die Straßen sind voll Koth, der Markt ist mit Gras bewachsen, und die Einwohner ohne Industrie. — Providence liegt höher hinauf, an der Nordspitze der Bai, hat 840 Häuser und fast 5000 Einwohner. — Sie ist die vornehmste Handelsstadt im Staat, und hat viel Nahrung von ihren Rum- und Brantweinbrennereien, von einigen Zucker-Siedereien, einer Segeltuch-Manufaktur, einigen Seilerbahnen, und dem Schiffbau.

Massachusets

zieht sich um beide oben angeführte Staaten herum, und wird östlich vom Meere bespült. Die Einwohner dieses gut angebauten Staates sind ungemein thätig, und beschäftigen sich mit dem Landbau, mit Manufakturen und Fabriken, worunter die in Wolle die stärksten sind; mit Rumbrennereien, mit dem Schiffbau und der Schiffahrt, mit der Pech-, Theer- und Pottasch-Fabrikation und andern Holzbenutzungen, mit der kleinen und großen Fischerei, und mit dem Handel; und das alles in einem vorzüglichen Grade.

Die Hauptstadt ist Boston, eine der größten, blühendsten und volkreichsten Städte im ganzen vereinigten Staate, die mit Philadelphia,

Neu-York, Baltimore und Charlestown, in Schiffahrt, Handel und Industrie wetteifert. Sie liegt auf einer Halb-Insel am Ende der Massachusetsbai, die hier 8 bis 10 Engl. Meilen ins Land tritt und einen geräumigen Hafen bildet, der 500 Schiffe fassen kann, und dessen Eingang durch Felsen und Inseln vor den Wellen geschützt, aber auch dadurch so enge wird, daß kaum 2 Schiffe auf einmal einlaufen können. Die Inseln werden zur Viehweide benutzt. Auf einer derselben steht ein 60 Fuß hoher Leuchthurm, dessen Laterne 17 Fuß Höhe und 16 Fackeln hat. Zur Bequemlichkeit der Kaufleute beim Ein- und Ausladen der Schiffe hat man auf einer 80 Fuß breiten Halbinsel einen Steindamm angelegt, der sich an 500 Schritt in die See erstreckt; und in der Mitte dieses Werftes befindet sich eine lange Reihe von mehr als 80 Waarenhäusern. An der nördlichen Seite des Hafens stehen auch noch große Magazine. Der Hafen selbst wird durch das Fort William, und durch einige Batterien vertheidigt. Die Stadt besteht, die Vorstadt Charlestown mitgerechnet, wohin eine schöne 1503 Fuß lange, 42 Fuß breite und des Nachts erleuchtete Brücke führt, deren Zug durch einen künstlichen Mechanismus von ein paar Kindern geöffnet werden kann, aus 3 Theilen. Die eigentliche Stadt hatte 1790, 2376 Häuser, 79 Straßen, 38 Gassen, 21 Gänge und 15038 Einwohner. Die mehrsten Straßen sind krumm und enge. Die vorzüglichste, welche fast mitten durch die Stadt geht, und Staatenstraße heißt, ist gerade und 20 Schritt breit. Die Häuser sind mittelmäßig, mit Schindeln gedeckt, aber mehrentheils auf dem Dache mit einem Gelender, zum Trocknen der Wäsche, versehen. Dieser unangenehme Anblick wird in Westboston nicht gefunden. Da sind die Wohnungen von Backsteinen aufgeführt, und fast alle mit schönen Eingängen geziert. Zu den öffentlichen Gebäuden gehören 17 Kirchen, das

Staaten- und Provinzhaus, die Bank, das Almosenhaus für arme Leute, das Zucht- und Arbeitshaus, und das Theater, das für 1200 Personen eingerichtet ist. Unter den milden Stiftungen dürfen wir nicht die Gesellschaft übergehn, deren Zweck ist, Ertrunkene ins Leben zurückzurufen. Eine medizinische Gesellschaft sorgt für die Beförderung der Gesundheit der Einwohner. An Erziehungs-Anstalten fehlt es nicht, die vornehmsten sind aber an andern Örtern dieses Staats. Indeß werden sechs Buchdruckereien unterhalten, die aber auch für drei verschiedene Zeitungen arbeiten, die an gewissen Tagen ausgegeben werden. Die Einwohner scheinen ihre Thätigkeit nach dem Grundsatze: man müsse das Nützliche dem Angenehmen vorziehn, zu stimmen. Ihre Arbeiten zeugen davon. Ich hebe aus der Menge derselben die Glashütte, die Tauwerk- und Segeltuch-Manufaktur, die Rumbrennereien, Zucker-Siedereien, den Schiffbau, die Pottasch-Siedereien, Talg- und Wallrathgießereien aus. Schiffahrt und Handel sind sehr beträchtlich. Letzterer würde aber noch größer sein, wenn die Flüsse, die Boston in der Nähe hat, mehr als 7 Meilen aufwärts zu befahren wären. Dieses Hinderniß macht einen Landtransport der Waaren in das innere Land, folglich eine Vertheuerung derselben nothwendig, und veranlasse daher die innern Landschaften, ihre Bedürfnisse auf einem wohlfeilern Wege zu befriedigen, den sie auf dem Hudson nach der Stadt Neu-York finden. Zur Bequemlichkeit der Einwohner wird die Stadt des Nachts erleuchtet, und 40 Miethkutschen stehn zum Dienst eines jeden bereit, der von ihnen Gebrauch machen will. Die Sitten der Einwohner sind angenehm, höflich, verbindlich und fein. Sie lieben die Reinlichkeit im Anzuge und in den Häusern. Der Putz junger Leute ist nicht übermäßig. Hauptvergnügungen sind die Landpartien und Theegesellschaften, wobei die Unterhaltung

sehr angenehm ist. Man ißt und trinkt gut. Selten fehlen bei den Mahlzeiten wohlhabender Bürger fremde Weine. Vor Tische ist es Sitte, Punsch, und bei Tische vor dem Weine; Cyder und Sprossenbier zu geben. Da es hier so wenig, als in andern Städten, Kaffeehäuser giebt, so hat man zum Ersatz die Klubs eingeführt. Die Aussichten und Gegenden um die Stadt sind mannigfaltig und schön. Vor allen Spaziergängen hat der Wall, ein langer Schattengang, dessen Ende die Aussicht auf die See erlaubt, den Vorzug. Auf einem von den grünen Hügeln außer der Stadt ist eine Freiheitssäule im Jahr 1790 errichtet worden. Die vier Seiten des Postaments enthalten Inschriften von den denkwürdigsten Begebenheiten der Amerikanischen Revolution, mit Anzeige der Männer, die sich um die Freiheit des Vaterlandes verdient gemacht haben.

Die Engländer hatten ihre Herrschaft an der Küste dieser Staaten ausgebreitet, und sie allmälig in Flor gebracht, hatten diesen Colonien eine ordentliche Verfassung gegeben, unterstützten sie aus allen Kräften, und belegten sie daher selten mit Auflagen. Erst im Jahr 1764 verlangte das Englische Ministerium, daß sich die Colonien des Stempelpapiers bedienen, und die daraus gelöseten Gelder als einen Beitrag zur Verminderung der Brittischen Nationalschuld, nach London schicken sollten. Die Amerikaner sahen die Stempeltaxe als einen Eingriff in ihre Rechte an, und widersetzten sich derselben An mehrern Orten entstand Aufruhr, und der Tumult in Boston dauerte, im Jahr 1765, vom 14ten bis 27sten August. Man weihte eine alte Ulme auf dem Gemeinplatze zum ersten Freiheitsbaume. Das Ministerium gab nach, obgleich Britannien die unstreitige Oberherrschaft über die Colonien, diese mehrmals besteuert, und 228 Millionen Thaler in dem Kriege, den es für Amerika mit Frank-

reich

reich kurz zuvor geführt, ausgegeben hatte. Dagegen behaupteten die Amerikaner, die im erwähnten Kriege ihre Kräfte kennen gelernt hatten, und von jeher, besonders im Norden, in politischen und religiösen Dingen Unabhängigkeit liebten, die mit England nicht eng genug verbunden, und in Fabriken und Handel sehr eingeschränkt waren, aber eine der Brittischen Freiheit gemäße Verfassung hatten, nicht verbunden zu sein, Auflagen zu bezahlen, die sie sich nicht selbst auferlegt, und einem Parlament zu gehorchen, worin sie keine Repräsentanten hätten. Die Englische Nachgiebigkeit war ein Versehen; denn die Colonisten sahen darin nur Schwäche der Regierung; und einige andere Brittische Anordnungen flößten den Colonien nur Mißtrauen und Abneigung gegen ihre Oberherren ein. Da endlich im Jahr 1773 die Englische Ostindische Compagnie den Alleinhandel mit Thee erhielt, sollten ihn die Amerikaner zu willkührlichen Preisen kaufen. Diese Forderung erregte eine allgemeine Gährung. Einige Colonien tranken keinen Thee mehr, andere wiesen die Theeschiffe zurück. Die Bostoner konnten, der Lage ihres Hafens wegen, diese Maaßregel nicht ergreifen. Da ihre Vorstellungen nichts fruchteten, drangen 17 als Indianer vermummte Personen auf drei Theeschiffe, brachen 342 Kisten auf, und warfen ihren Inhalt ins Meer. Dies geschah den 16ten December 1773, und war das Signal zur Revolution, und zur Amerikanischen Freiheit. England wollte nicht nachgeben, aber auch nicht alle Macht gebrauchen. Es verstärkte bloß das dasige Militair, und sperrte den Bostoner Hafen. Da nun zugleich im nahen Canada eine dem Anscheine nach monarchische Regierung eingeführt wurde, so besorgten die Colonien eine gleiche Verfassung. Sogleich machten sie Gegenanstalten. Zwölf Provinzen (nemlich die alten, außer Georgien) hielten im September 1774 zu Philadelphia eine Versammlung, und be-

sehr angenehm ist. Man ißt und trinkt gut. Selten fehlen bei den Mahlzeiten wohlhabender Bürger fremde Weine. Vor Tische ist es Sitte, Punsch, und bei Tische vor dem Weine, Cyder und Sprossenbier zu geben. Da es hier so wenig, als in andern Städten, Kaffeehäuser giebt, so hat man zum Ersatz die Klubs eingeführt. Die Aussichten und Gegenden um die Stadt sind mannigfaltig und schön. Vor allen Spaziergängen hat der Wall, ein langer Schattengang, dessen Ende die Aussicht auf die See erlaubt, den Vorzug. Auf einem von den grünen Hügeln außer der Stadt ist eine Freiheitssäule im Jahr 1790 errichtet worden. Die vier Seiten des Postaments enthalten Inschriften von den denkwürdigsten Begebenheiten der Amerikanischen Revolution, mit Anzeige der Männer, die sich um die Freiheit des Vaterlandes verdient gemacht haben.

Die Engländer hatten ihre Herrschaft an der Küste dieser Staaten ausgebreitet, und sie allmälig in Flor gebracht, hatten diesen Colonien eine ordentliche Verfassung gegeben, unterstützten sie aus allen Kräften, und belegten sie daher selten mit Auflagen. Erst im Jahr 1764 verlangte das Englische Ministerium, daß sich die Colonien des Stempelpapiers bedienen, und die daraus gelöseten Gelder als einen Beitrag zur Verminderung der Brittischen Nationalschuld, nach London schicken sollten. Die Amerikaner sahen die Stempeltaxe als einen Eingriff in ihre Rechte an, und widersetzten sich derselben An mehrern Orten entstand Aufruhr, und der Tumult in Boston dauerte, im Jahr 1765, vom 14ten bis 27sten August. Man weihte eine alte Ulme auf dem Gemeinplatze zum ersten Freiheitsbaume. Das Ministerium gab nach, obgleich Britannien die unstreitige Oberherrschaft über die Colonien, diese mehrmals besteuert, und 228 Millionen Thaler in dem Kriege, den es für Amerika mit Frank-

reich

reich kurz zuvor geführt, ausgegeben hatte. Dagegen behaupteten die Amerikaner, die im erwähnten Kriege ihre Kräfte kennen gelernt hatten, und von jeher, besonders im Norden, in politischen und religiösen Dingen Unabhängigkeit liebten, die mit England nicht eng genug verbunden, und in Fabriken und Handel sehr eingeschränkt waren, aber eine der Brittischen Freiheit gemäße Verfassung hatten, nicht verbunden zu sein, Auflagen zu bezahlen, die sie sich nicht selbst auferlegt, und einem Parlament zu gehorchen, worin sie keine Repräsentanten hätten. Die Englische Nachgiebigkeit war ein Versehen; denn die Colonisten sahen darin nur Schwäche der Regierung; und einige andere Brittische Anordnungen flößten den Colonien nur Mißtrauen und Abneigung gegen ihre Oberherren ein. Da endlich im Jahr 1773 die Englische Ostindische Compagnie den Alleinhandel mit Thee erhielt, sollten ihn die Amerikaner zu willkührlichen Preisen kaufen. Diese Forderung erregte eine allgemeine Gährung. Einige Colonien tranken keinen Thee mehr, andere wiesen die Theeschiffe zurück. Die Bostoner konnten, der Lage ihres Hafens wegen, diese Maaßregel nicht ergreifen. Da ihre Vorstellungen nichts fruchteten, drangen 17 als Indianer vermummte Personen auf drei Theeschiffe, brachen 342 Kisten auf, und warfen ihren Inhalt ins Meer. Dies geschah den 16ten December 1773, und war das Signal zur Revolution, und zur Amerikanischen Freiheit. England wollte nicht nachgeben, aber auch nicht alle Macht gebrauchen. Es verstärkte bloß das dasige Militair, und sperrte den Bostoner Hafen. Da nun zugleich im nahen Canada eine dem Anscheine nach monarchische Regierung eingeführt wurde, so besorgten die Colonien eine gleiche Verfassung. Sogleich machten sie Gegenanstalten. Zwölf Provinzen (nemlich die alten, außer Georgien) hielten im September 1774 zu Philadelphia eine Versammlung, und be-

schlossen, keine Englische Waaren weiter anzunehmen, sondern im Lande selbst Fabriken zu errichten. Die Miliz rüstete sich, und Washington, Gates und andere erfahrne Männer traten an ihre Spitze. Die Engländer verloren einige Munitions-Magazine, und den 19ten April 1775 wurde bei Lexington, ohnweit Boston, das erste Bürgerblut vergossen. So nahm ein achtjähriger, für England verderblicher Krieg seinen Anfang. Mehrere Umstände mußten am Ende für die Amerikaner entscheiden. England hielt die Colonien für schwach; das Parlament und die Generale waren uneins; man mußte alle Lebensmittel und Bedürfnisse den Truppen von Europa nachschicken; die Brittischen-Generale Bourgoyne und Clinton begingen Fehler; die Amerikaner kämpften muthig, und wurden von Franzosen, Spaniern und Niederländern unterstützt. Schon den 20sten Mai 1775 schlossen die 13 alten Provinzen eine engere Verbindung, und nach der Schlacht bei Bunkershill, vor Bostons Thoren, erklärte der Congreß, den 4ten Juli 1776, die 13 vereinigten Staaten für unabhängig; und Großbritannien mußte im Pariser Frieden 1783 diese Unabhängigkeit anerkennen. — Cambridge ist eine lebhafte Stadt von 2115 Einwohnern, merkwürdig durch eine Universität, das Havard-Collegium genannt, wo gewöhnlich 300 junge Leute studiren. Sie hat eine gute Bibliothek, und ein physikalisches Cabinet. Salem ist größer. Sie hat 925 Häuser, und 7921 Einwohner, die sich meist von der Schifffahrt, dem Handel, dem Stockfischfange und den Rumbrennereien ernähren. Gleiche Nahrungszweige hat die Stadt Newbury, nicht weit von der Mündung des Merrimak. Sie zählt 618 Häuser, und 4837 Einwohner. Ipswich, das 600 Häuser, und 4562 Einwohner hat, ist nicht mehr so blühend als sonst. — An der südlichen Küste liegen

zwei ansehnliche Inseln, Martins Weinberg und Nantucket, wovon die letztere besser angebaut ist, als die erste.

Die Provinz Main, die Massachusets an Größe übertrifft, und jetzt schon über 100000 Einwohner, auch einige gute Häfen hat, wird noch zu diesem Staate gerechnet. Dies Land ist aber größtentheils noch waldig und wüste, und die Einwohner haben bis jetzt ihre Hauptnahrung aus den Waldungen und vom Fischfange gezogen. Die Hauptstadt heißt Portland. Sie hat 3000 Einwohner, ansehnlichen Handel, Schiffbau, große Fischereien, und eine beträchtliche Holzausfuhr. Der von der Cascobai gebildete Hafen ist gut.

Massachusets und Main sind getrennt durch den Staat

Neu-Hampshire,

der nur an den Küsten angebaut ist, im Innern große Waldungen und Seen hat, und seine Einwohner hauptsächlich durch Viehzucht, Jagd, Fischerei, Schiff- und Häuserbau ernährt. Die hölzernen, bewegbaren Häuser werden auf Westindischen Märkten verkauft. — Die Hauptstadt Portsmouth liegt an der Piscataquabai, die hier einen guten Hafen macht, in dem oft viele Handelsschiffe liegen. In 640 Häusern wohnen 4720 Menschen. Die Thätigkeit ist im Ganzen nicht groß.

Westlich über den Connecticut-Fluß kommen wir zu dem neuen Staate

Vermont,

der im Westen vom Champlain-See, im Norden von Neu-Braunschweig, und im Süden von Massachusets begrenzt wird. Er ist meist gebirgig

und waldig. Die Hauptstadt heißt Bennington, die nordöstlich nicht weit von Albany liegt, und über 4000 Einwohner hat, die viel Leinwand verfertigen. Die Regierung versammelt sich abwechselnd in Rutland und Windsor.

Gehen wir westlich durch Neu-York und Pensylvanien, so kommen wir zu dem

Congreßland,

das von dem Ohio, dem Missisippi und den Canadischen Seen eingeschlossen ist. Die Staaten betrachten es als ihr gemeinschaftliches Staats-Eigenthum. Es ist wenig angebaut. Den größten Theil bedecken Wälder. Der Boden aber ist fruchtbar, und das Clima angenehm. Die Gebirge enthalten verschiedene Mineralien, besonders Kupfer. Es wird noch größtentheils von Indianern bewohnt, denen der Congreß im Jahr 1788 ein Stück Landes abgekauft, und in 4 Cantons getheilt hat. Der Verkauf der Ländereien ist zur Tilgung der Nationalschuld bestimmt. Die Bevölkerung beläuft sich, 65000 Indianer mitgerechnet, auf 105000 Köpfe. Der Präsident des Congresses ernennt das Personale der Regierung. Sobald aber ein Distrikt 5000 freie Männer zählt, soll er als ein für sich bestehender Staat in die Union aufgenommen werden. Die Regierung befindet sich jetzt in der kleinen Stadt Mariette am nördlichen Ufer des Ohio, da, wo der schiffbare Muskingum sich mit ihm vereinigt. Die größte Stadt aber ist Detroit, die einen beträchtlichen Handel treibt. Sie liegt am Lorenz-Flusse, zwischen den Seen, St. Clair und Erie, hat 300 Häuser, gerade, aber ungepflasterte Straßen, eine Einfassung von Pallisaden, und 4 Thore, die von Blockhäusern be-

schützt werden. Außerdem ist hier noch ein kleines Fort mit einigen Kanonen.

Nördlich von diesem Freistaate liegen die vier Englischen Statthalterschaften, Canada, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland und Neu-Foundland. Wir kommen zunächst nach

Canada.

Es wird von den großen Seen, dem Lorenz-Flusse, und den Hudsonsbai-Ländern umgeben, und ist etwa 20000 Quadratmeilen groß. Die Engländer theilen das Land in Ober- und Unter-Canada. Jenes erstreckt sich vom Franzsee im Lorenz- und vom Utawas-Flusse westlich; dieses aber östlich. Obgleich Canada mit Nord-Frankreich und Deutschland unter einerlei Breite liegt, so hat es doch einen längern und strengern Winter. Die Jahreszeiten folgen regelmäßig auf einader. Der Winter fängt gewöhnlich mit dem Oktober an, dann ist der Himmel trübe, und es schneit oft so dicht, daß man kaum 10 Schritte vor sich sehen kann. Im December folgt helles Wetter und Frost, der im Januar am größten ist, und oft so tief in die Erde dringt, daß man keine Gräber machen kann, die Todten zu beerdigen. Man behält sie daher so lange in den Häusern, bis Thauwetter einfällt. Beim Nordwestwinde ist es leicht, um ein Glied zu kommen, und nicht selten gefriert das Quecksilber. Der Schnee bleibt ganzer drei Monate hinter einander, auch wol noch länger liegen; indeß werden zuweilen die kältesten Tage, wie bei uns, durch ge-

lindere, und sogar durch warme unterbrochen. Zu Ende Aprils, auch wol erst im Mai, hört mit dem Schmelzen des Schnees der Winter auf. Dann bricht das Eis der Gewässer mit donnerähnlichem Getöse, und die Eisschollen treiben die Flüsse, besonders den Lorenz-Fluß, mit Gewalt herunter, thürmen sich bei Inseln und Felsen Ellen hoch über einander, und werden mit fürchterlichem Krachen durch die steigenden Fluthen gegen die Ufer und Felsen geworfen. Die Einwohner wissen sich durch gute Öfen und warme Kleidungen gegen die schneidende Kälte zu schützen. In großen Häusern hat der Saal 5 Öfen, und die untern Zimmer sind auch damit besetzt. Von diesen ziehen sich Röhren in verschiedenen Richtungen durch die obern Stuben. Außerdem werden auch Kamine unterhalten. Die Thüren, und bisweilen auch die Fenster sind doppelt. Wenn man ausgeht, so hüllt man sich vom Kopf bis zu den Füßen in Pelz. Man trägt alsdann einen Überrock von Flanell, lange Hosen und darüber einen Pelz; ferner eine Pelzmütze, die nur die Augen und die Nase frei lässt; Pelzhandschuh, Muffen und Schuhe von Rauchwerk. Der Winter hat in Canada auch sein Angenehmes; er ist die Zeit der Vergnügungen. Dann kommen die Einwohner der Städte in gesellschaftliche Zirkel zusammen, und unterhalten sich mit Musik, Tanz und Kartenspiel. Die Märkte werden dann am häufigsten mit Lebensmitteln versehen, und damit die Winter-Fütterung nicht zu kostbar werde, schlachtet man zu Anfange dieser Jahrszeit so viel Hornvieh und Geflügel, als man bis zum Frühjahr zu brauchen gedenkt, vergräbt und bedeckt es mit Schnee. Um Fische zu bekommen, werden bei Zeiten Löcher in das Eis gehauen, und Netze hineingehenkt. Schlittenfahrten sieht man täglich. Der Canadische Schlitten ist entweder offen oder bedeckt, auf 2 Personen und den Fuhrmann eingerichtet, und wird von einem

Pferde gezogen. Man macht mit abwechselnden Pferden 80 Englische Meilen in einem Tage, denn diese Fahrten gehn sehr schnell. Jeder sucht den schönsten Schlitten zu haben. — Der Frühling fängt sich mit dem Mai an; dann lebt die Natur wieder auf, die Erde schmückt sich mit Grün, und der Fleiß des Landmanns bekommt neues Leben. Bei der Fruchtbarkeit des Bodens und der warmen Witterung wächst alles schnell, man möchte sagen, zusehends. Im Mai wird die Saat unter die Erde gebracht, und im Juli schon geärntet. Bis dahin ist die Jahreszeit die angenehmste. So wie es anfängt zu thauen, sind die Wege ungangbar, aber in 14 Tagen schon trocken und staubig. In der letzten Hälfte des Juli und im August ist die Hitze äußerst drückend. Das Fahrenheitische Thermometer steigt oft auf 96 bis 100 Grad. Um Fleischwerk vor der Fäulniß zu bewahren, muß man es in Eiskeller, die unter den Häusern angebracht sind, legen. Angenehmer ist der Herbst. Man hat bemerkt, daß in Montreal und Quebek in der Dauer der Jahreszeiten ein Unterschied von 3 Wochen statt findet. Im Allgemeinen hält man die Luft in Canada für sehr gesund. Einige Gegenden machen allerdings davon eine Ausnahme, besonders in dem seereichen Ober-Canada, wo vom Julius bis September häufige Krankheiten herrschen, vornehmlich das kalte Fieber, wogegen man sich durch China zu sichern sucht, welche mit Branntwein eingenommen wird.

Der Boden hat nicht überall gleiche Beschaffenheit. Der westliche Theil wird von mehrern Bergketten durchschnitten, als, von dem endlosen Gebirge, welches mit den Alleghanny-Bergen, und nördlich mit dem Gebirge Landshaupt zusammen hängt. Der östliche Theil hat mehr Ebenen. Hin und wieder ist der Boden sandig und steinig, größtentheils aber besteht er aus schwarzer, fruchtbarer Erde, die

wenig oder gar nicht gedüngt wird. Der hiesige Dünger ist Mergel, den man am Lorenz-Flusse findet. Die meisten Gegenden sind mit Gewässer, Morästen und Waldungen bedeckt. Am besten sind die Landschaften Montreal und Detroit angebaut. Der Landmann hat seine Felder und Wiesen um seine Wohnung herum, und gewinnt Getreide, Mais, der über 8 Fuß hoch wächst, und zwischen dessen Reihen Kürbisse und Melonen reifen; Reis, Gerste, Flachs, Hanf, Hülsen- und Gartenfrüchte, und Taback, aber nur zum einheimischen Gebrauche. Der Obstbau ist nicht stark, um Montreal und Detroit am stärksten. In Unter-Canada kommen die Pfirsichen nicht zur Reife. Im Innern wächst wilder Reis und wilder Wein, wovon jener eingesammelt wird. Die Waldungen sind ungemein reich an Holzarten. Sie enthalten weiße und rothe Fichten, Cedern und Eichen, Tannen, Buchen, Ulmen, Akazien, Eschen, harte, weiche und dünnrindige Nußbäume, Lorbeer-, Baumwollen- und Zuckerahorn-Bäume, Canadische Rainweiden 2c. Unter den übrigen Pflanzen sind noch zu bemerken, der Canadische Klee, der eine Elle hoch wächst, und ohnweit der Wurzel mit klebrigen Blättern besetzte Ruthen treibt, die sich in eine rothe Blume endigen; Klapperschlangenwurzel, ein 5 Zoll langes und fingerdickes, gelbes Gewächs, das bitter schmeckt, und das beste Hülfsmittel gegen den Schlangenbiß ist, wenn man die gequetschten Blätter sogleich auf die Wunde legt; Canadisches Frauenhaar, eine Pflanze von Veilchengeruch; Ginseng und Drachenblut, dessen rothe Wurzel das Holz roth färbt.

Die Viehzucht ist ansehnlich. Der Landmann, der unter der Englischen Regierung in Wohlstand versetzt worden ist, hat gewöhnlich 20 bis 40 Schafe, 12 Kühe, 6 Pflugochsen, ein paar Gespann Pferde, welche klein, gedrungen, munter und stark sind. Die

Schweine-

Schweinezucht ist auch beträchtlich, aber Ziegen sieht man selten. Die weitläuftigen Waldungen sind mit verschiedenen Thieren stark bevölkert, welche den Einwohnern hauptsächlich durch ihre Bälge und Häute nützlich werden. Zu den Pelzthieren gehören: Bären, Wölfe, Füchse, Fischotter, Biber, Marder, wilde Katzen, Iltisse, Eichhörnchen, Hermeline, Beutel- und Bisamratten. Man sagt, daß jährlich 16000 Marder-, 5000 Wolfs-, 4000 Biber-, 3000 Fuchs-, 2000 Otter-, 1000 Katzen- und 500 Bären-Felle der Hudsonbai-Gesellschaft abgeliefert werden. — Die Elennthiere, Hirsche, Damhirsche, Rehe, und Bison-Ochsen geben gute Häute.

Der Biber ist, ohne den breiten, fleischigen, mit Schuppen besetzten eßbaren Schwanz, 3 Fuß lang. Seine kurzen, fünfzehigen Beine sind mit Krallen besetzt, und die hintern mit einer Schwimmhaut verbunden. Kleine Beutel an den Hinterfüßen unter dem Schwanze enthalten eine Fettigkeit, die unter dem Namen Bibergeil in den Apotheken gebraucht wird. Das kastanienbraune Fell besteht aus weichen, glänzenden Haaren. Die Biber wohnen in einsamen, waldigen und wasserreichen Gegenden, in großen Gesellschaften bei einander. Gemeinschaftlich bauen sie ihre gewöhnlich drei Geschoß hohen und in Kammern abgetheilten Häuser, deren ovaler oder runder Umfang an 30, und die Höhe 8 Fuß und mehr mißt, in tiefen Buchten eines beschatteten, seichten und sanft fließenden Wassers. Sie nagen die größten Bäume ab, und schleppen sie zur Baustelle hin. Damit aber das Wasser nicht zu niedrig werde, führen sie mühsam und künstlich, in einiger Entfernung, quer durch dasselbe, einen dichten, dauerhaften, 5 Fuß dicken Damm von Zweigen und dazwischen gekneteter Erde und Lehm auf, dessen Grundlage aus Baumstämmen besteht. Die Wohnungen selbst liegen theils einzeln,

theils haufenweise bei einander. Der Grund derselben wird von Baumstücken ordentlich gelegt, zwei Fuß dicke Wände werden senkrecht darauf gesetzt, das Dach gewölbt, und das Ganze, zur Abhaltung des Wassers, dicht mit Erde überzogen. Jedes Geschoß, wovon das eine unter, und die beiden andern über dem Wasser sind, hat 2 Zugänge, von der Land- und Wasserseite. Das Innere ist reinlich, und der Fußboden mit Moos belegt. Nach der Größe des Hauses, wohnen 4 bis 20 Biber paarweise, Männchen und Weibchen in einer Zelle beisammen. Sie versehen sich auf den Winter mit ihrer gewöhnlichen Kost, mit jungem Holze, frischer Rinde, mit Blättern, Knospen ꝛc. Sie fressen aber auch Fische und Krebse. Das unterste Stockwerk ist das Magazin. Den Herbst und Winter bleiben sie zu Hause, und um diese Zeit sucht man sie am meisten auf, weil denn ihr Balg das schönste Haar hat. Gegen Frühlingsanfang werfen die Weibchen 3 bis 4 Jungen. Sobald sie ausgehn, fängt man sie in Fallen, oder erlegt sie mit stumpfen Pfeilen, um den Balg zu schonen. Ein glänzend schwarzes Fell ist das theuerste, und kostet über 9 Thaler, der sonst gewöhnliche Preis eines Biberfelles. Das Haar wird zu Hüten, Strümpfen, Handschuhen und Tüchern gebraucht. Ein ausgewachsener Biber hat etwas über 1½ Pfund Haare. Der Schwanz wird als eine Delikatesse angerichtet, und wol mit einem Dukaten bezahlt.

Der Bison ist ein wilder Ochse, groß und stark, hat kurze, schwarze Hörner, auf dem Rücken einen Höcker, und schwarzes, krauses Haar auf dem Leibe. Er flieht den Menschen; ist er aber verwundet, so geht er grimmig auf ihn los. Sein Fleisch ist hart, und wird weniger geschätzt als seine Haut, woraus sich die Indianer kugelfeste Schilde, und die Europäer Sohlenleder verfertigen.

Auf den Höfen werden Hühner, Truthühner und Gänse gehal-

ten. Änten und Tauben sind nicht zahm. Letztere lassen sich zum Schaden der Felder sehr häufig sehen; besonders aber alle sieben oder acht Jahre, welche man daher Taubenjahre nennt. Ferner finden wir Rephühner, Schnepfen, Lerchen, Kraniche, Raben, Schwäne, und andere Land- und Wasservögel, in Menge, obgleich die Adler, Falken, Geier und Habichte jährlich eine beträchtliche Anzahl verzehren.

Die Fischereien sind sehr einträglich. Man fängt Lachse, Forellen, Lampreten, Tonfische, Makrelen, Seeaalraupen, Meeraale, Stockfische, Plateiseн, Heringe, Sardinen etc. — Sehr beschwerlich sind die Muskiten und Schlangen, worunter sich auch Klapperschlangen befinden. — Die Berge enthalten viel Steinkohlen, Eisen, Blei, besonders Kupfer und etwas Silber. Man hat sie aber noch nicht durchgängig untersucht.

Die Niederlassungen in Unter-Canada finden wir längs dem Lorenz-Flusse, nicht über 12 Englische Meilen landeinwärts, außer wo schiffbare Flüsse sind. Denn die Canadier wohnen gern bei einander; daher wird auch das väterliche Landgut so lange unter die erwachsenen Söhne getheilt, bis es für eine fernere Theilung zu klein wird. Dann machen sie erst ein neues Stück Land urbar. In Ober-Canada haben sich die Einwohner vom Ontario- bis an den Huron-See angebaut, am meisten an der Thames, die in den See St. Clair fällt. Wir gelangen zu den Wohnungen der Canadier, wenn wir den Lauf des Lorenz-Flusses verfolgen. Dieser majestätische Fluß, der, wo nicht der größte, doch einer der größten Ströme der Erde ist, und dessen oberer Theil Niagara genannt wird, ist zwar schon 800 Meilen aufwärts befahren worden, aber seine Quellen sind noch unentdeckt. Felsen und Klippen haben bisher den Zugang zu ihnen versagt. Man glaubt, daß sie auf

theils haufenweise bei einander. Der Grund derselben wird von Baumstücken ordentlich gelegt, zwei Fuß dicke Wände werden senkrecht darauf gesetzt, das Dach gewölbt, und das Ganze, zur Abhaltung des Wassers, dicht mit Erde überzogen. Jedes Geschoß, wovon das eine unter, und die beiden andern über dem Wasser sind, hat 2 Zugänge, von der Land- und Wasserseite. Das Innere ist reinlich, und der Fußboden mit Moos belegt. Nach der Größe des Hauses, wohnen 4 bis 20 Biber paarweise, Männchen und Weibchen in einer Zelle beisammen. Sie versehen sich auf den Winter mit ihrer gewöhnlichen Kost, mit jungem Holze, frischer Rinde, mit Blättern, Knospen rc. Sie fressen aber auch Fische und Krebse. Das unterste Stockwerk ist das Magazin. Den Herbst und Winter bleiben sie zu Hause, und um diese Zeit sucht man sie am meisten auf, weil dann ihr Balg das schönste Haar hat. Gegen Frühlingsanfang werfen die Weibchen 3 bis 4 Jungen. Sobald sie ausgehn, fängt man sie in Fallen, oder erlegt sie mit stumpfen Pfeilen, um den Balg zu schonen. Ein glänzend schwarzes Fell ist das theuerste, und kostet über 9 Thaler, der sonst gewöhnliche Preis eines Biberfelles. Das Haar wird zu Hüten, Strümpfen, Handschuhen und Tüchern gebraucht. Ein ausgewachsener Biber hat etwas über 1½ Pfund Haare. Der Schwanz wird als eine Delikatesse angerichtet, und wol mit einem Dukaten bezahlt.

Der Bison ist ein wilder Ochse, groß und stark, hat kurze, schwarze Hörner, auf dem Rücken einen Höcker, und schwarzes, kräuses Haar auf dem Leibe. Er flieht den Menschen; ist er aber verwundet, so geht er grimmig auf ihn los. Sein Fleisch ist hart, und wird weniger geschätzt als seine Haut, woraus sich die Indianer kugelfeste Schilde, und die Europäer Sohlenleder verfertigen.

Auf den Höfen werden Hühner, Truthühner und Gänse gehal-

ten. Änten und Tauben sind nicht zahm. Letztere lassen sich zum Schaden der Felder sehr häufig sehen; besonders aber alle sieben oder acht Jahre, welche man daher Taubenjahre nennt. Ferner finden wir Rephühner, Schnepfen, Lerchen, Kraniche, Raben, Schwäne, und andere Land- und Wasservögel, in Menge, obgleich die Adler, Falken, Geier und Habichte jährlich eine beträchtliche Anzahl verzehren.

Die Fischereien sind sehr einträglich. Man fängt Lachse, Forellen, Lampreten, Tonfische, Makrelen, Seeaalraupen, Meeraale, Stockfische, Plateisen, Heringe, Sardinen ꝛc. — Sehr beschwerlich sind die Muskiten und Schlangen, worunter sich auch Klapperschlangen befinden. — Die Berge enthalten viel Steinkohlen, Eisen, Blei, besonders Kupfer und etwas Silber. Man hat sie aber noch nicht durchgängig untersucht.

Die Niederlassungen in Unter-Canada finden wir längs dem Lorenz-Flusse, nicht über 12 Englische Meilen landeinwärts, außer wo schiffbare Flüsse sind. Denn die Canadier wohnen gern bei einander; daher wird auch das väterliche Landgut so lange unter die erwachsenen Söhne getheilt, bis es für eine fernere Theilung zu klein wird. Dann machen sie erst ein neues Stück Land urbar. In Ober-Canada haben sich die Einwohner vom Ontario- bis an den Huron-See angebaut, am meisten an der Thames, die in den See St. Clair fällt. Wir gelangen zu den Wohnungen der Canadier, wenn wir den Lauf des Lorenz-Flusses verfolgen. Dieser majestätische Fluß, der, wo nicht der größte, doch einer der größten Ströme der Erde ist, und dessen oberer Theil Niagara genannt wird, ist zwar schon 800 Meilen aufwärts befahren worden, aber seine Quellen sind noch unentdeckt. Felsen und Klippen haben bisher den Zugang zu ihnen versagt. Man glaubt, daß sie auf

einem hohen Gebirge, nördlich vom Nipissong-See, entspringen; und so rechnet man den ganzen Lauf des Stroms, gegen den der größte Europäische nur ein Bach ist, auf 900 Meilen. Er fließt durch den Obersee, der 1800 Quadratmeilen Größe, ein schönes, klares Wasser, hohe, felsige Ufer, 2 große und mehrere kleine Inseln, und vortreffliche Fische hat, und an 40 Flüsse aufnimmt; 30 Meilen weiter in den Huronsee, dessen Umfang über 217 Deutsche Meilen, und dessen Fläche 760 Quadratmeilen beträgt. Er ist mit dichten Wäldern umgeben, und steht westlich mit dem See Mitschigan in Verbindung. Der Lorenz bildet, südlich vom Huron, den See St. Clair, der fast 18 Deutsche Meilen im Umfange hat und den schiffbaren Thames-Fluß auf der Ostseite aufnimmt. Hierauf geht jener in den Erie-See durch die Straße Detroit, an deren Ufer der Distrikt Malden stößt. Der Erie-See hat eine elliptische Form, 50 Deutsche Meilen Länge, und 10 Meile Breite, 600 Quadratmeilen Oberfläche, und 20 Faden Tiefe. Sein Wasser ist, wenn keine Stürme wüthen, die sich häufig und fürchterlich erheben, dunkelgrün, doch klar. Die nördlichen Ufer sind felsig, die südlichen meist sandig und flach, und werden überschwemmt. Im westlichen Theile liegen mehrere Insel-Gruppen, wovon die größten an 14 Engl. Meilen im Umfange haben. Sie sind waldig, niedrig, voll Schlangen, und im Innern mit Morästen und Teichen bedeckt, auf welchen sich viel wildes Geflügel aufhält. An dem östlichen Ende, auf der Nordseite, liegt das Fort Erie. Es besteht aus 6 bis 8 Häusern, einigen Speichern, einem Wirthshause, und ist mit Pallisaden umgeben. Die Engländer haben noch einige dergleichen Befestigungen in Canada, die in Europa eine schlechte Figur spielen würden, zur Abhaltung Indianischer Angriffe aber stark genug sind. Vom Erie-See krümmt sich der Lorenzfluß

nach Norden, hat hier 300 Ruthen Breite, und einen unregelmäßigen und reissenden Strom. Weiter hin erweitert er sich, und fließt sanfter. Aber beim Fort Chippeway wird das Bette wieder felsig, wodurch heftige Stromschnellen entstehn. Die Wellen brechen sich furchtbar, seitwärts an die Felsen, der Strom aber ist, seiner Schnelligkeit ohngeachtet, nicht so gefährlich. Nun drängt er sich ungestüm durch Felsen, theilt sich durch 2 Inseln, wovon die eine 350, und die andere 30 Ruthen breit ist, in 3 Ströme, die sich in eine grauenvolle Tiefe hinabstürzen. Der größte Fall, welcher der Hufeisenfall genannt wird, ist 142 Fuß hoch, und 600 Ruthen breit. Der zweite hat 5 Ruthen, und der dritte 350 Ruthen Breite, beide aber 160 Fuß Höhe. Die Inseln mitgerechnet, beträgt also der ganze, Erstaunen und Entzücken erregende Fall 1335 Ruthen, und in jeder Minute stürzt eine Wassermasse von 672000 Tonnen herab. Welche Last! welch ein Anblick! Kein Wunder, wenn der Zuschauer bei der erhabensten Scene der Natur, bei dem schrecklichen Gewühle der schäumenden Wogen, bei dem Anblick jener unvergänglichen Felsen, die noch nach Jahrtausenden der Gewalt des Wassers widerstehn; wenn er, zu schwach das Ganze zu umfassen, und ungewiß, wohin er bei allen diesen Wundern seinen Blick zuerst wenden soll, mit hohen Gefühlen beseelt, in stummem Erstaunen betrachtet, und die Kraft, die hier wirkt, bewundert. Das Brausen des Wassers ist so fürchterlich, daß man es bei stillem Wetter vierzig Englische Meilen weit hören kann. Es spritzt hoch in die Luft, zerstäubt und bildet eine Nebelwolke, die noch weiter gesehen wird. Hat der Zuschauer die Sonne im Rücken und den Fall vor sich, so sieht er in dem Staubregen den prächtigsten Regenbogen. Hierauf fließt der Lorenz vor der siebzig Häuser großen Stadt Niagara oder Newark vorbei, wo sich die Regierung von

einem hohen Gebirge, nördlich vom Nipissong-See, entspringen; und so rechnet man den ganzen Lauf des Stroms, gegen den der größte Europäische nur ein Bach ist, auf 900 Meilen. Er fließt durch den Obersee, der 1800 Quadratmeilen Größe, ein schönes, klares Wasser, hohe, felsige Ufer, 2 große und mehrere kleine Inseln, und vortreffliche Fische hat, und an 40 Flüsse aufnimmt; 30 Meilen weiter in den Huronsee, dessen Umfang über 217 Deutsche Meilen, und dessen Fläche 760 Quadratmeilen beträgt. Er ist mit dichten Wäldern umgeben, und steht westlich mit dem See Mitschigan in Verbindung. Der Lorenz bildet, südlich vom Huron, den See St. Clair, der fast 18 Deutsche Meilen im Umfange hat und den schiffbaren Thames-Fluß auf der Ostseite aufnimmt. Hierauf geht jener in den Erie-See durch die Straße Detroit, an deren Ufer der Distrikt Malden stößt. Der Erie-See hat eine elliptische Form, 50 Deutsche Meilen Länge, und 10 Meile Breite, 600 Quadratmeilen Oberfläche, und 20 Faden Tiefe. Sein Wasser ist, wenn keine Stürme wüthen, die sich häufig und fürchterlich erheben, dunkelgrün, doch klar. Die nördlichen Ufer sind felsig, die südlichen meist sandig und flach, und werden überschwemmt. Im westlichen Theile liegen mehrere Insel-Gruppen, wovon die größten an 14 Engl. Meilen im Umfange haben. Sie sind waldig, niedrig, voll Schlangen, und im Innern mit Morästen und Teichen bedeckt, auf welchen sich viel wildes Geflügel aufhält. An dem östlichen Ende, auf der Nordseite, liegt das Fort Erie. Es besteht aus 6 bis 8 Häusern, einigen Speichern, einem Wirthshause, und ist mit Pallisaden umgeben. Die Engländer haben noch einige dergleichen Befestigungen in Canada, die in Europa eine schlechte Figur spielen würden, zur Abhaltung Indianischer Angriffe aber stark genug sind. Vom Erie-See krümmt sich der Lorenzfluß

nach Norden; hat hier 300 Ruthen Breite, und einen unregelmäßigen und reissenden Strom. Weiter hin erweitert er sich, und fließt sanfter. Aber beim Fort Chippeway wird das Bette wieder felsig, wodurch heftige Stromschnellen entstehn. Die Wellen brechen sich furchtbar, seitwärts an die Felsen, der Strom aber ist, seiner Schnelligkeit ohngeachtet, nicht so gefährlich. Nun drängt er sich ungestüm durch Felsen, theilt sich durch 2 Inseln, wovon die eine 350, und die andere 30 Ruthen breit ist, in 3 Ströme, die sich in eine grauenvolle Tiefe hinabstürzen. Der größte Fall, welcher der Hufeisenfall genannt wird, ist 142 Fuß hoch, und 600 Ruthen breit. Der zweite hat 5 Ruthen, und der dritte 350 Ruthen Breite, beide aber 160 Fuß Höhe. Die Inseln mitgerechnet, beträgt also der ganze, Erstaunen und Entzücken erregende Fall 1335 Ruthen, und in jeder Minute stürzt eine Wassermasse von 672000 Tonnen herab. Welche Last! welch ein Anblick! Kein Wunder, wenn der Zuschauer bei der erhabensten Scene der Natur, bei dem schrecklichen Gewühle der schäumenden Wogen, bei dem Anblick jener unvergänglichen Felsen, die noch nach Jahrtausenden der Gewalt des Wassers widerstehn; wenn er, zu schwach das Ganze zu umfassen, und ungewiß, wohin er bei allen diesen Wundern seinen Blick zuerst wenden soll, mit hohen Gefühlen beseelt, in stummem Erstaunen betrachtet, und die Kraft, die hier wirkt, bewundert. Das Brausen des Wassers ist so fürchterlich, daß man es bei stillem Wetter vierzig Englische Meilen weit hören kann. Es spritzt hoch in die Luft, zerstäubt und bildet eine Nebelwolke, die noch weiter gesehen wird. Hat der Zuschauer die Sonne im Rücken und den Fall vor sich, so sieht er in dem Staubregen den prächtigsten Regenbogen. Hierauf fließt der Lorenz vor der siebzig Häuser großen Stadt Niagara oder Newark vorbei, wo sich die Regierung von

Ober-Canada versammelt. Die Stadt liegt hoch, und kommt durch einen Zwischenhandel empor. Der Ontario-See, in welchen sich der Lorenz-Fluß ergießt, ist 49 Deutsche Meilen lang, 24 breit, hat eine Fläche von 580 Quadratmeilen, und ruhiges, klares, wohlschmeckendes, und tiefes Wasser. An seinem nordöstlichen Ende liegt die Stadt Kingston, die etwa hundert meist hölzerne Häuser, Barracken für 60 bis 100 Mann, und ein viereckiges Fort hat, das von Bruchsteinen erbaut, und mit 4 Bastionen versehen ist. Sie ist die Niederlage der Waaren, womit Unter-Canada das obere Land versieht, und des Pelzwerks, das in den obern Gegenden gesammelt wird. Der Hafen der Stadt ist sicher und bequem, und hat 2 Werfte. — Der Lorenz-Fluß läuft nordöstlich nach Montreal, aber die in ihm befindlichen Inseln machen den Strom reißend. Überhaupt enthält er sehr viele, meist fruchtbare Inseln, wovon die mehrsten noch im Besitze der Indianer sind. Zuweilen liegen diese Inseln in großer Anzahl bei einander, als dicht unter dem Ontario-See, wo sich der Fluß erweitert. Man nennt daher diese Stelle den Tausend-Inseln-See, der 25 Englische Meilen lang und 6 breit ist. Etwa 30 Englische Meilen vor Montreal verursachen die Felsen und Klippen sehr gefährliche Stromschnellen, welche man le long saut nennt. Man kann sie indeß durch einen Kanal umfahren. Montreal liegt auf einer 28 Englische Meilen langen, und 10 Meilen breiten, fruchtbaren, gut angebauten, und stark bevölkerten Insel, auf welcher Thäler und Hügel angenehm abwechseln, von denen einige sehr hoch, bis auf die Mitte angebaut, und oben mit Wald bewachsen sind. Die Insel selbst liegt in dem See St. François, den der Lorenz bildet, welcher hier den von den nördlichen Bergen herabströmenden Utawas-Strom aufnimmt. Die Stadt bildet ein längliches Viereck, und hat 500 steinerne

Häuser, welche durch dicke Mauern, gewölbte Decken und mit Eisen beschlagene Thüren und Fensterläden gegen Feuersgefahr gesichert sind. Die Vorstädte enthalten 700 Wohnungen von Holz. Die Straßen sind gerade, aber enge. Von den beiden freien Plätzen ist einer der Markt, der andere war sonst zum Waffenplatze bestimmt. In der Stadt befinden sich 6 Kirchen, wovon die Kathedralkirche mit drei andern den Katholiken gehört, und 5 Klöster. Drei davon sind weiblich. Das eine ist für arme Kranke, das andere für schwächliche Personen, und das dritte für die Erziehung junger Mädchen bestimmt. Die Barracken sind auf 300 Mann berechnet, und liegen nahe am Wasser. Die Einwohner, Franzosen und Britten, sind sehr gesellig, gastfrei, artig, und lieben gesellschaftliche Vergnügen. Der Handel, der von hier aus mit ausländischen Waaren nach den Seen, und abwärts mit Pelzwerk getrieben wird, ist sehr ansehnlich. Das Fahrwasser ist für die größten Kauffartheischiffe tief genug. — Wir kommen mit dem nordöstlichen Laufe des Flusses nach der Stadt Sorette, die 15 Stunden unter Montreal liegt. Sie hat breite Straßen, aber nur hundert, weit aus einander stehende Häuser. Die Hauptnahrung der Einwohner besteht in dem Schiffbau. Da aber alles Eisen- und Tauwerk in Canada eingeführt werden muß, so gewährt das nahe und vortreffliche Schiffbauholz zum Schiffbau nicht die gewünschten Vortheile. — Der Lorenzfluß setzt seinen Lauf nordöstlich auf Trois Rivieres fort. In diesem Raume ist die Fahrt, besonders aufwärts, mit großen Beschwerlichkeiten und Gefahren verknüpft, wegen verschiedener Stromschnellen, die man theils durch ein Paar Kanäle, theils dadurch vermeidet, daß man zwischen den Inseln nahe am Ufer hinfährt. Die Böte werden an einigen Stellen 7 bis 8, an andern sogar 14 bis 15 Englische Meilen in einer Stunde stromab getrieben. Die

Anstrengung, ein Boot aufwärts zu bringen, ist ganz außerordentlich; zuweilen werden 6 Menschen erfordert, es zu ziehen. Ehe der Fluß jene Stadt erreicht, erweitert er sich zu dem 4½ Meilen breiten und 8 Meilen langen, mit Inseln angefüllten St. Peter-See. Die Stadt Trois Rivieres ist von den drei Ausflüssen des St. Maurice, in den Lorenz, benannt worden. Sie hat etwas über 250 mittelmäßige, meist hölzerne Häuser, enge Straßen, 2 Kirchen, ein Ursulinerinnen-Kloster, worin die Nonnen allerlei Putz, Spielzeug und Taschenbücher, Arbeitskörbe und Kleiderschachteln aus Birkenrinde, sehr künstlich verfertigen, und die Arbeiten mit Stickereien von schön gefärbten Elennshaaren auszieren. Mit dem Kloster ist ein Hospital verbunden. Ein ehemaliges Jesuiter-Kloster ist in ein Gefängniß verwandelt. Die Einwohner belaufen sich auf etwas über 1200 Köpfe. Der Handel ist schwach, und ohne den St. Maurice-Fluß, auf welchem die Indianer Pelzwerk herunter bringen, würde er noch unbedeutender sein. — Von hier fließt der Lorenz-Fluß in obengedachter Richtung, sanfter, indem er sich sehr erweitert, noch etwa 16 Meilen, bis Quebek. Etwa 7 Engl. Meilen vor dieser Stadt nimmt er den Fluß Montmorency auf, der durch eine wilde Gegend und über Felsen fortgeht, bis er sich in einer Breite von 50 Fuß, fast senkrecht, 140 Fuß tief in ein Becken hinabstürzt, aus dem er dem Lorenz-Flusse zueilt. Er schäumt bei seinem Falle so sehr, daß das Wasser wie Schnee aussieht.

Quebek ist die Hauptstadt von Unter-Canada, und die vorzüglichste Handelsstadt im ganzen Lande. Sie liegt auf einer hohen Landspitze, nahe am Flusse, der hier nur drei Viertel Engl. Meilen breit ist, aber vor der Stadt einen Bassin bildet, worin 100 Linienschiffe bequem liegen können. Sie hat also den großen Vortheil, daß, ob sie gleich

noch

noch 120 Engl. Meilen vom Meere entfernt ist, die größten Kauffarthei-schiffe zu ihr gelangen. Sie ist in die untere und obere Stadt abgetheilt. Die letztere liegt auf einem Felsen, und ist mit jener durch Straßen verbunden, die sich allmälig hinaufwinden, und doch an einigen Stellen so steil sind, daß man, zur Bequemlichkeit der Einwohner, in dem Felsen hat Treppen anlegen müssen. Die Stadt enthält 2000 Häuser und etwa 14000 Einwohner, die ein sehr geselliges Leben führen. Der untere Theil ist von Kaufleuten und denen bewohnt, die von den Schiffen ihre Nahrung haben. Er hat enge, dunkle Straßen, hohe Häuser und ungesunde Luft. Die obere Stadt hingegen ist sehr angenehm. Ob sie gleich auch enge Straßen hat, so genießt sie doch, wegen ihrer Lage, einer reinen Luft. Hier liegt auf einem viereckigen, an Sommer-Abenden, wenn die Feldmusik erschallt, sehr stark besuchten freien Platze das Residenzschloß des Statthalters, das nichts Sehenswerthes enthält. Gegenüber zeigt sich ein Franziskaner-Kloster, woran ein Jesuiter-Collegium stößt, das aber bis auf einem alten Bruder ganz ausgestorben ist, der die sämmtlichen Einkünfte des Klosters, jährlich 10000 Pfd. Sterling allein zieht. Diese fallen, nach seinem Tode der Krone anheim, welches vielleicht schon geschehen ist. Ferner finden wir hier 3 Nonnenklöster, wo, von eins außerhalb der Stadt liegt; mehrere Kirchen, worunter die Kathedralkirche sich zu ihrem Vortheile auszeichnet. Das Ingenieur-Modellhaus, ein altes Gebäude, worin Modelle und Plane von Canadischen Festungen verwahrt werden; dicht dabei das Versammlungshaus der Regierung; das Arsenal bei den Artillerie-Barracken, mit 10000 Rüstungen, und die Infanterie-Barracken auf dem Markte, auf welchem beständig Lebensmittel aller Art wohlfeil verkauft werden. Denn Quebek hat starke Zufuhren aus der umliegenden Gegend. Die Landleute pflegen

Hunde vor ihre Karren zu spannen. Diese Hunde sind stark, und müssen auch zu sechsen und drüber, die Schlitten ziehen. Die untere Stadt wird durch eine kleine Batterie vertheidigt; die obere hingegen ist schon von Natur fest, hat daher nur schwache Mauern, und da, wo der Felsen unersteiglich ist, gar keine. Allein nach dem Flusse zu ist sie mit Redouten und Batterien versehen, die mit 32 Stück Geschütz besetzt sind; und landeinwärts ist die Befestigung noch stärker. Die nicht in den Barracken einquartierte Garnison, wohnt in Blockhäusern beim Vorgebirge Diamant, dem höchsten Theile der Landspitze, welches stark befestigt ist, und die Stadt beherrscht. — Man kann bei Quebek die Ebbe und Fluth im Lorenz-Flusse sehr deutlich bemerken. Der Unterschied zwischen beiden beträgt 45 bis 48, beim Neu- und Vollmonde aber bis 57 Fuß. Diese Wasserveränderung ist noch bei Trois Rivieres bemerkbar, obgleich nicht in dem Grade.

Bald unterhalb Quebek erweitert sich der Lorenz-Fluß zu sechs Engl. Meilen, und umfliest die 7½ Seemeilen lange und 2 Meilen breite, hohe, mit steilen und waldigen Ufern umgebene, und bis an dieselben gut angebaute Insel Orleans. Nicht weit oberhalb derselben nimmt er den Fluß Chaudière auf, der von jenem aus, einen sichtbaren, der Jahreszeit nach in der Stärke verschiedenen, 250 Fuß breiten, und ohngefähr 70 Fuß hohen Wasserfall hat. Die Haufen zerbrochener, wild umher liegender Felsen, und die Gruppen schön gewachsener Bäume, verbunden mit dem Rauschen und Schäumen des Wassers, dessen Gewalt die anliegenden Felsen zu zertrümmern drohet, machen einen vortrefflichen, kräftigen Effekt. — Nach einem nordöstlichen Laufe von etwa 120 Englischen Meilen (von Quebek an gerechnet), in welchem der Lorenz an Breite immer mehr zunimmt, und, so wie oberwärts, verschiedene Buch-

ten und Häfen hat, ergießt er sich in einer Breite von 90 Engl. Meilen, beim Vorgebirge Rosier, ins Atlantische Meer. In seiner Mündung liegt die Insel Anticosti, und verschiedene Untiefen und Sandbänke machen die Einfahrt bei nebligem Wetter gefährlich. — Nun wir diesem großen Flusse, bis zu seiner Mündung, die in dem Reisenden die erhabensten Ideen von seiner Größe erwecken muß, gefolgt sind; werden mir meine Leser wol die Anführung der kleinern Flüsse, die ihm in großer aber unbekannter Anzahl ihr Wasser zuführen, eben so erlassen, als die minder merkwürdigen Seen im Innern des Landes.

Wir wollen uns noch etwas mit den Einwohnern beschäftigen, deren Zahl jetzt die Summe von 153000 übersteigt. Es sind Franzosen, Engländer, Schotten, Irländer, und Indianer. Die freien Indianer haben wir schon kennen lernen; die noch in Unter-Canada wohnen, betragen ohngefähr 1200 Köpfe, und vermindern sich in dem Grade, als die Weißen sich ausbreiten. Sie kommen oft in ihren schmutzigen Anzügen nach den großen Städten, um Branntwein und Brod zu erbetteln. Viele von ihnen sind zum äußern Christenthume bekehrt. — Das ganze Land gehört der Brittischen Krone, oder dem Könige des vereinigten Reiches Großbritannien und Irland. Dieser setzt in Ober- und Unter-Canada für jede Provinz einen Gouverneur, und ihm zur Seite einen ausübenden Rath. Beide haben die ausübende Gewalt. Die gesetzgebende kommt dem Gouverneur, dem gesetzgebenden Rathe und einer Versammlung von Volksrepräsentanten zu. Die Gouverneure können den Ort der Repräsentanten-Versammlung, oder des Ober- und Unterhauses bestimmen, auch beide Häuser zusammen rufen und aus einander gehen lassen. Die Berufung muß aber jährlich wenigstens einmal geschehen, und eine Versammlung oder Assemblee darf höch-



stens nur 4 Jahre dauern. Beide Gouverneure sind in Civilsachen von einander ganz unabhängig, aber im Militär hat der Gouverneur in Quebek den Vorrang, denn er ist gewöhnlich General-Capitain, d. h. Ober-Befehlshaber aller Truppen in beiden Provinzen. Der gesetzgebende Rath oder das Oberhaus hat seine bestimmte Anzahl Mitglieder, die nicht verringert werden darf, vom Könige aber, nach Gutbefinden, vermehrt werden kann. In Unter-Canada besteht es aus 15, in Ober-Canada aus 7 Personen. Ein Rathsglied muß 23 Jahr alt, und geborner oder naturalisirter Unterthan sein, wird vom Gouverneur eingesetzt, und behält seinen Posten zeitlebens. Das Unterhaus oder die Assemblee, hat im untern Lande 50, im obern aber 16 Glieder, welche gewählt werden. Wahlmänner und Wahlfähige müssen 21 Jahr alt, eingeborne oder naturalisirte sein. Geistliche und Rathsglieder sind nicht wählbar. Die Wahl geschieht, sowol auf dem Lande als in den Städten, durch Stimmenmehrheit. Den Besitzern freier Lehn- oder Pachtgüter, und jedem, der ein von Abgaben befreites jährliches Einkommen von 40 Schilling hat, kommt das Wahlrecht auf dem platten Lande zu, welches in der Absicht in gewisse größere und kleinere Bezirke getheilt ist. Die städtischen Repräsentanten werden von denen gewählt, deren liegende Gründe nicht weniger als 5 Pfd. Sterling jährlich eintragen, oder die ein Jahr an Ort und Stelle gewohnt, und in dieser Zeit 10 Pfd. Sterl. jährliche Miethe bezahlt haben. — Die Landesangelegenheiten werden zuförderst in beiden Häusern verhandelt, und dann dem Gouverneur vorgelegt, dessen Beistimmung durchaus nöthig ist, wenn sie gesetz- und rechtskräftig sein sollen. Dem Könige aber steht es frei, ein Gesetz oder irgend eine Verhandlung innerhalb zweier Jahre zu bestätigen oder umzuwerfen. Sachen von Wichtigkeit schickt der Gouverneur geradezu an den

König, ohne vorher etwas darüber festzusetzen, und solche Sachen, die die Landesverfassung betreffen, gehören vor das Brittische Parlament. — Durch die Quebek-Bill von 1774, sind die alten Französischen Gesetze und Gewohnheiten überall in ihrer Kraft gelassen, nur nicht auf den Gütern, die der König seit jener Zeit zum neuen Anbau bewilligt hat, denn da gelten die Englischen Gesetze. Das höchste oder das Appellations-Gericht in Quebek, besteht aus dem Gouverneur, dessen Stellvertreter, dem ausübenden Rathe, den Ober-Richtern der Provinzen, und dem Gerichte der Königlichen Bank. Von diesem Tribunale geht die Appellation nur in einigen bestimmten Fällen nach London. In Montreal befindet sich ein Unter-Gericht. Beide schicken im Frühjahr, zur Entscheidung kleiner Streitigkeiten, Richter in die Distrikte und Pfarreien.

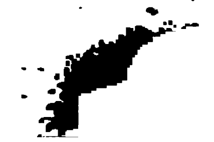
Die Landleute wohnen hier selten in Dörfern, sondern in zerstreut liegenden Häusern, wovon eine bestimmte Anzahl eine Pfarrei ausmacht. Dergleichen Pfarreien gab es im Jahr 1774 hundert acht und zwanzig. Die Ländereien gehören gewissen Lehnsherren, und die Bauern sind ihre Unterthanen. Diese Lehnsherren oder Seigneurs stammen vom ehemaligen Französischen Adel ab, der bei den ersten Niederlassungen solche Landstriche erhielt. Nur wenige Engländer besitzen dergleichen Lehngüter. Allein die Seigneurs haben von ihren Gütern wenig Einkünfte, denn die Bauern sind nur verpflichtet, ihnen jährlich ein Gewisses an Geld und Naturalien zu geben, nnd ihr Getreide auf den herrschaftlichen, gewöhnlich verpachteten, Mühlen mahlen zu lassen. Der ehemalige Glanz dieser Herren hat daher schon sehr abgenommen, ob ihnen gleich ihre Titel, und ihren Wohnungen der Name, Schlösser, geblieben sind. Die meisten dieser Gebäude haben wenig Ansehn, nur ei-



nige, besonders Engländern gehörige, sind im neuesten Geschmacke angelegt. Die Eigenthümer würden vielleicht Aufwand machen, wenn es ihre Börse erlaubte, jetzt aber leben sie sehr einfach. Jagdgerechtigkeiten sind hier so wenig Sitte, als Accise=Verordnungen. Diejenigen, welche seit dem Jahr 1775 wüste Ländereien zum Anbau erhalten haben, (und es kann noch viel Land verliehen werden) besitzen diese Güter nicht eigenthümlich, sondern bloß als Vergünstigung, welche von der Krone zurück gefordert werden kann. Der zeitige Besitzer kann also sein Gut nicht verkaufen. Es soll aber, wie es heißt, in der Folge sein Eigenthum werden. — Die Abgaben an die Krone sind sehr gering, und fließen fast nur aus der Einfuhr gewisser Waaren, von denen ein bestimmter Satz entrichtet wird. Daher muß Großbritannien jährlich zur Besoldung der Civil= und Militairbeamten und zur Erhaltung militairischer Anstalten eine ansehnliche Summe hergeben. Jene Besoldungen betragen jährlich 25000 Pfd. Sterl., wozu Großbritannien die Hälfte giebt; und diese Anstalten erfordern einen jährlichen Aufwand von 100000 Pfd. Sterl. Dazu kommen noch die Geschenke an die Indianer, und die Besoldungen verschiedener Beamten des Indianischen Departements, als der Aufseher, Agenten, Sekretaire, Dolmetscher, Ökonomen rc., welche sich auf 100000 Pfd. Sterl. jährlich belaufen. — Um die freien Indianer in Ober=Canada und weiter gegen Westen, zu Freunden zu behalten, lässt ihnen die Brittische Regierung Geschenke austheilen, welche in wollenen Decken und Zeugen, in Kattun, Taback, Gewehren und Ammunition, in Messern, Kämmen, Spiegeln, Pfeifen, Beilen, Scheeren, Nadeln, Beuteln, Kesseln und Töpfen bestehen. Die Indianer holen sie sich selbst von dem Englischen Waarenlager ab. Sobald sie sich versammelt haben, werden die Geschenke nach der Zahl und Stärke der

Stämme auf einen freien Platz in Haufen gelegt. Der Englische Ober-Aufseher hält eine Rede — denn diese Ceremonie ist in den Augen der Indianer nothwendig — worin er ihnen, durch einen Dolmetscher, die Güte und Liebe des großen und guten Vaters jenseit des großen Sees (so nennen die Indianer den König von Großbritannien) ans Herz legt, sie auf den Gebrauch und die Bestimmung der Geschenke aufmerksam macht, und ermahnt, fernerhin gute Kinder zu sein, so werde ihr großer Vater nicht unterlassen, mit Beweisen seiner Güte fortzufahren. Die Indianer bezeugen ihre Zufriedenheit mit wildem Geschrei, danken, und theilen sich das Empfangene ohne Zank und Neid.

Wenn man von den Canadiern spricht, so muß man die Franzosen von den Britten unterscheiden, denn beide Theile bleiben mehrentheils bei den Sitten ihrer Europäischen Landsleute. Jene machen etwa fünf Sechstel aller Einwohner aus. Die Bewohner der Städte richten sich in allen Stücken nach Englischem und Französischem Geschmack. Im Allgemeinen sind die Canadier gute Leute, zwar nicht zuvorkommend, nicht offenherzig, aber doch artig, ohne Complimente, und ernsthaft im äußern Betragen. Die Französischen Canadier sind besonders gesprächig, munter und lebhaft. Sie machen nicht große Prätensionen, ertragen mit Gelassenheit und Geduld manche Beschwerden, aber keine Grobheiten. Ihre Wirthschaft zeugt von Ordnung, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit. Sie lieben keine Mode-Veränderungen im Hausgeräthe. Mit dem Gelde und den Lebensmitteln gehen sie räthlich um. Im Sommer genießen sie mehrentheils, hauptsächlich auf dem Lande, Milchspeisen und Zugemüse, denn das Fleisch wird für den Winter aufgehoben. Die Gastfreundschaft ist bei ihnen zu Hause. Man macht aber auch mehrern Männern den Vorwurf der Ungefälligkeit, Unverschämtheit und des Über-



muths. Wenige von ihnen können lesen und schreiben (es versteht sich, daß hier die Rede von den niedern Klassen ist). Dagegen lobt man das Frauenzimmer, das in der Jugend fast durchgängig im Äußern gefällt, aber wegen der vielen und harten Arbeiten früh altert, wegen seiner Lebhaftigkeit, Gutmüthigkeit und Reinlichkeit. Da die Weiber besser lesen und schreiben können, als die Männer, so unternehmen diese nichts von Bedeutung, ohne den Rath ihrer Frauen eingeholt zu haben. Im Ganzen herrscht Unwissenheit, Aberglauben und blinde Anhänglichkeit an die Geistlichen. Bei allen Canadiern ist Eitelkeit ein charakteristischer Zug. Die Französischen Abkömmlinge haben musikalisches Gehör, und singen Duetten ziemlich gut, besonders das Ruder-Duett, wobei die Ruder den Takt schlagen. Was der niedere Canadier trägt, ist fast alles das Werk seiner Hände. Die Schuhe haben weder Absätze, noch Riemen. Die Strümpfe werden gestrickt, sind gewöhnlich braun und dick. Die Beinkleider macht man von grobem Tuch oder Leder; den Rock von Tuch, ohne Falten, und so, daß er vorn zugebunden werden kann. Statt der Hüte sind Mützen gewöhnlich. Gemeinlich werden Jacken getragen. Die Haarzöpfe reichen oft bis in die Kniekehlen. Die Frauenzimmer zwingen das Haar unter Hauben, die mit seidenen Bändern verziert sind. Die Kleidung der Französischen Bäuerinnen ist sehr einfach. Sie besteht in einem Leibchen ohne Ärmel, in einem kurzen Rocke, und in einem Strohhute. Von dem Winter-Anzuge habe ich schon gesprochen. In dieser Zeit verhüllen sich beide Geschlechter, so viel sie können, in Wolle und Pelze. — Das Tabackrauchen ist hier so sehr Sitte, daß selbst die Jugend nicht davon ausgeschlossen wird. Die Häuser der Landleute werden mehrentheils ein Stock hoch aus gezimmerten Holzblöcken aufgebaut, welche in einander passen, auswärts geebnet, und

mit

mit Kalk übertüncht sind. Inwendig beschlägt man die Wände und Decken mit Brettern, welche reiche Leute auch wol mit Tapeten überziehen. Der innere Raum ist in 3 bis 4 regelmäßige und ziemlich hohe Stuben abgetheilt. Die Fenster reichen fast vom Fußboden bis zur Decke. Jede Stube hat einen Kamin; aber im Winter wird er zugemacht, und ein eiserner Ofen hingesetzt, dessen Röhre in den Kamin geht. Das Hausgeräth ist nicht überflüssig. Ein paar Tische, einige Schränke, und 8 geflochtene Stühle ist alles, was ein Zimmer enthält. Die Betten sind wie die unsrigen, nur sehr hoch. Kaffee- und Thee-Service von Steingut findet man fast in jedem Hause. Die Thüren sind ohne Schlösser, und die Scheuren unverrammelt, denn die Einwohner setzen kein Mißtrauen in einander. In der guten Jahreszeit bleibt das Vieh unbewacht beständig auf der Weide, und es ist ganz sicher. Die Landleute, welche nicht nur den Acker bestellen, sondern auch jagen, fischen, und, vornemlich im Winter, Holz fällen, bearbeiten, Theer schwelen, und auf andere Art benutzen, bereichern sich durch den Handel nach Westindien, wohin sie Getreide und hölzernen Hausrath verkaufen. Das gebräuchlichste Fuhrwerk ist die Kalesche. Es ist eine leichte, zweisitzige, und in Riemen hängende Chaise, die an beiden Seiten eine Thüre hat.

Die meisten Einwohner bekennen sich zur katholischen Religion; die übrigen zur bischöflichen, presbyterianischen und lutherischen Kirche. Niemand wird seines Glaubens wegen angefeindet, und alle Religionen haben gleiche Rechte. Das Oberhaupt der katholischen Geistlichkeit ist der Bischof von Quebek, unter dem ein Coadjutor, 3 General-Vikarien, und 116 Pfarrer und Missionarien stehn, die sich, bis auf 5 Personen, in Unter-Canada aufhalten. Die Geistlichkeit der Englischen Kirche besteht, mit dem Bischof von Quebek, aus 12 Personen. In den Semina-

rien zu Quebek und Montreal werden junge Leute zu künftigen Geistlichen gebildet. Die Katholiken sind sehr andächtig, und eifrig in Befolgung geistlicher Vorschriften. Auf den Landstraßen stehen häufig hölzerne, zuweilen über 20 Fuß hohe Kreuze, welche man bon dieux nennt, und wovon einige verziert und bemahlt sind. Wer vor ihnen vorbeigeht, nimmt seinen Hut ab, oder kniet sogar vor ihnen nieder, um ein kurzes Gebet herzusagen, und selbst die Postillions lassen sich nur mit Mühe vom Absteigen und Beten zurückhalten. — Die Einrichtung der Posten ist sehr gut. Nirgends kommt wol ein Reisender bequemer fort, als zwischen Quebeck und Montreal. Denn in diesem Raume wird die Landstraße gut unterhalten, und ist mit Posthäusern in abgemessener Entfernung von einander besetzt. Jeder Postmeister muß 4 Kaleschen und eben so viel Schlitten zu allen Zeiten in Bereitschaft haben, und außerdem halten noch andere Leute eben so viele solcher Fuhrwerke, deren sich der Postmeister bedient, sobald die seinigen unterweges sind. Dem Fuhrmann ist es zur Pflicht gemacht, in einer Stunde 1½ Deutsche Meilen zu fahren. —

Die Manufakturen sind ganz unbedeutend. Leinwand, wollene Zeuge und Leder macht sich jede Familie zur höchsten Nothdurft selbst, aber bei weitem nicht die Englische Einfuhr dieser Artikel entbehrlich. Eine Schmiede und eine Gießerei bei Trois Rivières, die meist eiserne Öfen liefert, haben bisher einen kleinen Theil von Canada mit ihren Waaren versehen. Daher besteht die Einfuhr meist in Fabrikaten, als in wollenen und leinenen Zeugen, Hüten, Strümpfen, Handschuhen, Leder und ledernen Manufaktur-Waaren, Papier, Tapeten, Glas, Tauwerk, irdenen und Metall-Waaren; ferner in Gewürzen, Spezereien, Wein, geistigen Getränken, Wachs, Farben, Thee, und in Westindischen

Erzeugnissen. Dagegen schränkt sich die Ausfuhr auf Naturalien ein, auf Weizen, Mehl, Rindvieh, Leinsamen, Pottasche, Bibergeil, Fischbein, Thran, Bau- und Nutzholz, Holzwaaren aller Art, getrocknete Fische, vornemlich aber auf Pelzwerk und Häute. Der Pelzhandel wird nicht nur von der Nordwest-Compagnie in Montreal, die ein ansehnliches Capital besitzt, sondern auch von andern Leuten, vornemlich auf dem Utawa, ob er gleich 32 Trageplätze hat, auf dem Lorenz, und den großen Seen, vermittelst der Canots von Birkenrinde, geführt. Die Rippen dieser Fahrzeuge sind dicke, zähe Ahornstäbe, welche zusammen gebunden werden. Darüber nähet man Birkenrinde, belegt die Nähte mit Pech, und füttert die innere Seite mit einer Lage dünner Kieferplatten aus. In solchem Kahne haben 6 Personen Raum genug, und er ist so leicht, daß ihn zwei Menschen auf ihren Schultern wegtragen können. In Trois Rivières werden viel Birkenkähne von verschiedener Größe und Schönheit verfertigt. Auf dem Lorenz-Flusse und den Canadischen Seen bedient man sich auch der Ever. Dies sind flache, an beiden Enden scharf zugehende Fahrzeuge, deren Seiten 4 Fuß hoch sind. Sie haben 4 bis 5 Ruderbänke, gehn nicht tief, können aber viel laden. — Der Pelzhandel selbst nimmt folgenden Weg. Eine mit Proviant und Tauschwaaren gut versehene Flotte von Canots geht im Mai, wenn die Gewässer vom Eise befreit sind, von Montreal ab, und fährt den Utawa-Strom hinauf. Wenn sie an gefährliche Stromschnellen und Felsen kömmt, so ladet man die Fracht aus, und trägt sie, so wie die Schiffe, über Land bis zum nächsten Fahrwasser. Des Nachts landen die Schiffer. Nach 18 Tagen, nachdem sie 280 Englische Meilen auf dem genannten Flusse stromauf zurückgelegt haben, gehn sie über eine Landstrecke nach dem Nipissing-See, und aus diesem kommen sie

ebenfalls über Land nach dem Grenz-Flusse, der sie in den Huron-See bringt. Aus diesem gelangen sie in den Ober-See, bis an den großen Trageplatz. Hier bekommen diejenigen, welche sogleich Ladungen zurück bringen sollen, das von den Agenten gesammelte Pelzwerk. Die aber über ein Jahr ausbleiben, gehen weiter über den großen Trageplatz, dann über eine Kette von Flüssen und Seen, über den Regen-, Wald- und den großen Winnipeg-See und noch weiter. Die Gesellschaft unterhält im obern Lande etwa 2000 Menschen in Faktoreien, die längs den Seen und Flüssen zerstreut liegen, und durch Militair beschützt werden. Die sehr entfernt wohnenden, führen eine Indianische Lebensart, und verheirathen sich zum Vortheil dieser Gesellschaft mit den Töchtern der Indianischen Häupter. — Außerdem bringen auch die Indianer selbst nach den am Huron-, Erie- und Ontario-See errichteten Posten viel Pelze; und endlich liefern auch die Rauchhändler auf eigene Rechnung eine Menge in die Magazine der drei großen Städte. — Der ganze Handel zwischen Canada und England soll etwa so viel Schiffe beschäftigen, als 7000 Tonnen ausmachen. (Eine Tonne ist ein Gewicht von 20 Centner, und deutet auf einen Schiffsraum von 42 Quadratfuß. Eine Last hält 2 Tonnen.) — Die hiesigen Silbermünzen sind Dollars, ganze, halbe, Viertel-, Achtel- und Sechzehntel-Stücke. Ein Dollar gilt 5 Schillinge oder etwa 1⅓ Thlr. Man hat auch Englische und Französische ganze und halbe Kronen, wovon eine Englische gleich fünf Schillingen. Goldmünzen, wovon die Englischen und Portugiesischen für die besten gehalten werden, bezahlt man nach dem Gewichte.

Östlich vom Lorenz-Flusse liegen die beiden Englischen Statthalterschaften

Neu-Braunschweig und Neu-Schottland,

welche 1847 Quadratmeilen groß, westlich vom Lorenz, nördlich von dessen Meerbusen, östlich vom Meere und südlich von der Fundybai, worin sich der St. John-Fluß ergießt, und von den nördlichsten der vereinigten Staaten umgeben sind, von denen es der Fluß St. Croix trennt. Das Clima ist rauh, die Luft kalt und neblig, der Winter lang und strenge, der Sommer aber heiß. Die Küsten sind mit Felsen besetzt, wüste, öde, unfruchtbar, und fast immer mit dickem Nebel bedeckt. Landeinwärts sind starke Waldungen, die man häufig benutzt; und seitdem sich viele royalistische Familien aus dem südlichen Freistaate hier niedergelassen haben, wird der an sich fruchtbare Boden, der die Canadischen Producte hervorbringt, besser angebaut. Die Viehzucht ist erheblich, besonders im nördlichen Theile, wo man viel Wiesen und Weiden, und Ochsen von 1600 Pfund findet. Wild und Fischereien haben diese Länder mit Canada gemein, und von Mineralien sammelt man Eisen, Steinkohlen, Kalk- und Sandsteine.

Die Anzahl der Einwohner, größtentheils Engländer und Deutsche, ist der Größe der Länder nicht angemessen, denn sie beträgt etwa nur 50000 Seelen. An der Südostküste in Neu-Schottland ist noch ein kleiner Überrest von Eingebornen, Mick-Macks genannt. Sie sind von mittlerer Größe, haben langes, schwarzes Haar, kleine Augen, dunkelgelbe Farbe, und Gesichtszüge, die Dummheit verrathen. Sie sind gutmüthig und gastfrei, aber auch sehr faul, leben zerstreut in einzelnen Hütten, und beschäftigen sich mit der Jagd und dem Fischfange. — Pelzwerk, Holz und Fische sind die Reichthümer beider Länder, und die vornehmsten Handelsartikel. Man führt etwa 5500 Fässer Stockfisch, 3000

Fässer andere Seefische, und über 300 Tonnen Thran jährlich aus. Die Engländer versehen beide Länder mit Europäischen Waaren, für mehr als 934000 Pfd. Sterling. Die Regierung ist so eingerichtet, wie in Canada. Der König von Großbritannien setzt die Gouverneurs, Gouverneurlieutenants und die gesetzgebenden Räthe ein, welche zusammen das Oberhaus bilden. Das Unterhaus besteht aus zwölf von dazu berechtigten Gutsherren gewählten Personen, in jedem Gouvernement.

In Neu-Braunschweig ist die Hauptstadt Shelburne, mit einem Hafen, an dessen Eingang ein Leuchtthurm steht. Sie ist 1772 angelegt, hat 3000 Häuser, und 13 bis 15000 Einwohner. Die Stadt Barrington hat auch einen Hafen.

Gehn wir über die Landenge, so kommen wir nach Neu-Schottland, dessen Hauptstadt, Halifax, an der südöstlichen Küste, am Abhange eines Berges liegt. Sie hat über 1000 Häuser, an 12000 Einwohner, 2 Vorstädte und zur Vertheidigung einige Batterien. Die Häuser sind von Holz, fest und ansehnlich, und die Straßen breit. Bei der nördlichen Vorstadt sind die Werfte, wo Schiffe gebaut und ausgebessert werden. Vor dem Hafen, der 40 Kriegesschiffe fassen kann, (und es liegen hier gewöhnlich einige, zur Vertheidigung dieser Besitzungen) steht ein Leuchtthurm. Die Stadt handelt besonders mit Boston und Westindien. Die hiesigen Quäker bereichern sich durch einen ansehnlichen Wallfischfang in der Südsee. Die Lebensmittel sind theuer, und die gewöhnliche Feurung besteht in Steinkohlen, die größtentheils von der Insel Cap-Breton geholt werden. — Südlich von Halifax liegt Liverpool, sonst Lüneburg genannt. Diese kleine Stadt zieht sich um eine tiefe Bucht herum, hat hölzerne Häuser und 9000 Einwohner, deren Thätig-

keit diese Anlage immer blühender macht. Der Eingang des Hafens wird durch eine Batterie von 4 Kanonen beschützt.

An der Fundybai liegt die befestigte Stadt Annapolis, da, wo ein schiffbarer Fluß sich in die Bai ergießt, und einen vorzüglichen Hafen bildet, der den Einwohnern große Handels- und Schifffahrtsvortheile verschafft. Die Insel St. John, nördlich über Neu-Schottland, ist von mehrern Familien bewohnt, welche sich von Ackerbau, Viehzucht, vornemlich aber von der Seefischerei ernähren. Ein Meeresarm trennt St. John, so wie die Meerenge Kanso Neu-Schottland, von der Insel

Cap Breton, welche 12 Deutsche Meilen lang und 8 breit ist, und vom Meere bis auf eine 800 Schritt breite Landenge in 2 Stücke getheilt wird. Sie hat einige gute Häfen, die sich alle östlich öffnen, und worunter Louisburg sich auszeichnet. Die übrigen Küsten sind fast unzugänglich. Dicke Nebel umschleiern die Ufer, und die See wird von häufigen Stürmen gewaltig beunruhigt. Der sehr strenge Winter hört vor dem Mai nicht auf. Der Boden hat nur wenig fruchtbare Stellen: daher geben die Jagd und der Fischfang den Einwohnern, die noch nicht die Zahl von tausend voll machen, die gewöhnliche Nahrung. Die Engländer bekommen aus den Wäldern gute Masten, und einige Steinkohlenwerke werden gut bearbeitet. Aber vornemlich schätzt Großbritannien diese Insel, welche mit St. John zum Gouvernement Neu-Schottland gehört, wegen ihrer vozüglichen Lage in Rücksicht des einträglichen Stockfischfanges. Diese Fischerei ist am stärksten in den Gewässern um die Insel

Neu-Foundland,

oder Neu-Land, oder Terre neuve, die mit der gegenüber liegenden

Küste von Labrador ein eignes Brittisches Gouvernement ausmacht, von dem Englischen Seefahrer Sebastian Cabot 1497 entdeckt worden, durch 2 Meerengen von Cap-Breton und Labrador getrennt, und 2090 Quadratmeilen groß ist. Die südöstliche Spitze dieser Insel, oder Cap-Raze, ist 511 Deutsche Meilen von London entfernt. Ihre Küsten sind vom Meere tief eingeschnitten, und mit Nebel und Eisschollen, die von Norden herunter schwimmen, bedeckt. Sie ist rauh und unfruchtbar, hat Grönländische Winter, und nur an der Nord- und Westküste heitern Himmel. Die südlichen Gegenden genießen eines warmen Sommers. Längs den Flüssen und Landseen sieht man Bäume, Gras und Kräuter, und da werden auch Gartenfrüchte und Mais nothdürftig gewonnen; aber das übrige Land, und vornemlich die Küsten, gewähren einen traurigen Anblick. Da sieht man nichts als Felsen, Sandflächen, niedriges Gestrüpp und weißes Moos. Die östlichen und südlichen Theile enthalten Wälder, die zur Erbauung neuer Schiffe und Boote, zur Errichtung der zum Trocknen und Einsalzen der Stockfische nöthigen Gebäude, zur Feurung und zu andern Zwecken benutzt werden. — Die Zahl der Einwohner berechnet man auf 26000: Engländer, Franzosen und Eskimoer. Die Hauptstadt Placentia liegt westlich von Cap-Raze an einer Bai. Nördlicher ist die Stadt St. John, die ebenfalls mit einem guten Hafen versehen ist. Beide Städte sind klein. Die erste ist die Residenz des Gouverneurs und des Kanzlers.

Südlich und östlich von der Insel befinden sich 9 Sandbänke, wovon die ansehnlichste die große Bank heißt. Es sind Untiefen, oder Berge, 5 bis 60 Faden unter der Wasserfläche, worauf beständig ein dicker, kalter Nebel ruht. Rings herum ist die See sehr unruhig, auf den Bänken aber nicht, außer bei starkem Winde. Auf diesen Bänken

der Stockfisch sowol mit Netzen, als mit Angeln gefangen. Der Fisch ist 2 bis 6 Fuß lang und wiegt 14 bis 20 Pfund und mehr. Wenn die Schiffe, wovon jedes 12 oder 20 Mann an Bord hat, hieher kommen, welches im März oder April geschieht, so bleibt die Hälfte der Mannschaft zur Zubereitung des Fisches auf dem Lande, und die andere Hälfte geht in kleinern Schiffen vom Morgen bis zum Abend auf den Fang aus. Die Fischer machen auf dem Schiffe eine Gallerie, welche sie mit Fässern besetzen, deren oberster Boden ausgeschlagen ist. In diese Fässer setzen sie sich, und werfen die Angeln aus. Den gefangenen Fischen schneiden sie sogleich die Zunge aus, und reichen sie andern, welche die Köpfe ablösen. Die Ausweider nehmen hierauf die Leber und Eingeweide, und die Bereiter den Rückgrad heraus, und werfen sie den Einsalzern zu. Alle diese Verrichtungen gehen äußerst schnell von statten. Bei der letztern muß auf die gehörige Menge an Salz besonders Rücksicht genommen werden, denn zu wenig oder zu viel verdirbt den Fisch. Nach 3 bis 4 Tagen wäscht man sie rein ab, und trocknet sie auf Gerüsten. Werden sie nach der Spaltung ungesalzen zum Trocknen auf Stangen gehängt, so heißen sie Stock- oder Kloppfische; salzt man sie aber, und lässt sie auf Klippen trocknen, so werden sie Klippfische genannt; und behandelt man sie wie Heringe, so führen sie den Namen Laberdan. Diese drei Arten getrockneter Seefische sind also ein und derselbe Fisch, nemlich der Kabeljan, und nur die Behandlung bringt eine Verschiedenheit im Werthe und im Geschmacke hervor. Aus der Leber bereitet man einen Thran, der dem vom Wallfische vorgezogen, und zum Lederbereiten und Brennen gebraucht wird. England erhält jährlich etwa tausend Tonnen solches Thrans, wozu, nach einer Berechnung, 46,080,000 Stockfische gehören. Wenn wir dazu nehmen, daß die Eng-

lische Fischerei auf diesen Bänken jährlich etwa 20000 Matrosen beschäftigt, und daß auch seit dem Jahr 1783 die Franzosen und freien Nordamerikaner, vom Vorgebirge St. John nördlich herum bis Cap Raze, den Fang betreiben, so muß man über die außerordentliche Vermehrung dieser Fische erstaunen. Man hat aber auch gefunden, daß jedes Weibchen 4 bis 9 Millionen Eier bei sich habe. Außer dem Gewinne, den die Britten davon haben, daß sie die katholischen Länder während der Fastenzeit mit gedörrtem Kabeljau reichlich versehen, ist diese Fischerei für die Englische Marine eine vortreffliche Pflanzschule, die gute Matrosen bildet.

Setzen wir über den Lorenz-Meerbusen, so kommen wir in

die Hudsonsbai-Länder,

welche die Engländer ebenfalls als ihr Eigenthum ansehen. Sie liegen um die Hudsonsbai, welche die Ostsee an Größe wenigstens viermal übertrifft, und mit dem Atlantischen Ocean durch drei nach ihren Entdeckern benannte Meerengen, durch die Hudson-, Frobischer- und Cumberland-Straße, zusammen hängt. Der nördliche Theil des Meerbusens heißt Baltonbai, der südliche aber Jamesbai. Die Länder, welche dieses Meer umgeben, sind sehr groß, mehrentheils unbekannt, und reichen, um etwas bestimmtes anzunehmen, vom 50sten bis über den 70sten Grad nördlicher Breite, und vom 265sten bis 325sten Grad der Länge. Was dem Meerbusen östlich liegt, heißt Labrador oder Neu-Britannien, wovon East (Ost) Main, an der Jamesbai, einen Theil ausmacht, der zum Gebiete der Englischen Hudsonsbai-Compagnie gehört. Das Land, was dem großen Meerbusen gegen Westen liegt, haben die

Engländer in Neu-Nord- und Neu-Süd-Wallis getheilt. Der Churchill-Fluß trennt beide Theile, welche obgedachte Gesellschaft auch besitzt. Diese hat hier 6 Faktoreien angelegt, wovon das Fort York die vornehmste ist, und mehrere sogenannte Häuser tiefer landeinwärts. Diese Gesellschaft hat sich schon weit nach Westen ausgebreitet, und ist dadurch mit der Nordwest-Gesellschaft in Streit gerathen. Eine Faktorei ist hier ein kleiner Ort, worin 40 bis 50 Personen, theils Civilisten im Dienste der Compagnie, theils Soldaten zu ihrer Beschützung, unter einem Befehlshaber beisammen leben. Sie sind die Stapelplätze für das Pelzwerk, das in diesen Ländern gesammelt wird, und versehen die innern Gegenden mit Europäischen Waaren. Außer dem Pelzwerke besteht die Ausfuhr in Federn, Gänsespulen, Fischbein, Thran, Reh- und Elennshäuten und in Labradorsteinen. Die Einfuhrartikel werden nicht die vollkommensten sein; und überdies sollen die Eingebornen, die weder Geld, noch Maaß und Gewicht kennen, bei diesem Tauschhandel sehr hintergangen werden; wenigstens ist der Vortheil auf Seiten der Britten. Denn was sie jährlich abholen, ist etwa 9000 Pfund Sterl., was sie bringen aber ein Drittheil weniger werth. Der Handel wird durch die große Wasserverbindung sehr erleichtert. In Labrador heißt die Englische Colonie Chateaubai, und die Herrnhuter, welche die dortigen Eingebornen zu bekehren suchen, haben auch einige Plätze angelegt, als Nain, Hoffenthal und Okkack. Das Land nördlich von der Hudsonsbai, heißt Prinz Wilhelms-Land.

Die Größe aller dieser Länder ist nicht bestimmt. Man sagt, daß Neu-Wallis 166000, und Neu-Britannien 24000 Quadratmeilen enthielten; aber schwerlich sind diese Angaben richtig. Eine Bergkette, Trinity genannt, durchstreicht Neu-Britannien bis an den Lorenz-Fluß, und im

westlichen innern Lande ziehen sich die 3520 Fuß hohen Steinberge nach Norden. Wälder, Moräste und Seen bedecken große Landstriche. Unter den letztern bemerken wir den Mistassin und Kunipi in Neu-Britannien; in Neu-Wallis aber den Waldsee, den kleinen und großen Winnipeg-See, der durch die Flüsse Albany, Haye, Severn und Nelson mit der Hudsonsbai verbunden ist; den Arathapeskow-See, der den gleichnamigen Fluß aufnimmt, und durch den Sklaven-Fluß mit dem Sklaven-See verbunden wird, dessen Ausfluß, nach seinem Entdecker Mac-Kenzie genannt, sich in das Eismeer ergießt. Bis hieher ist Mac-Kenzie, und bis zur Mündung des Koppermine-Stroms Hearne vorgedrungen. — Das Klima ist sehr rauh und kalt. Der Sommer währt in den östlichen Theilen nur 3 Monate, der Winter neune. Aber tiefer ins westliche Land hinein ist das Klima viel milder. Die nördlichen Gegenden sind unfruchtbar, die westlichen und südlichen haben guten Boden, der bei den Englischen Niederlassungen etwas angebaut wird. Man findet dort sogar Gärten, worin Europäische Gewächse recht gut fortkommen. Die Wälder enthalten die nützlichsten Baumarten, die wir in Europa auch zu sehen pflegen, viele Stauden und Gesträuche. Von Mineralien hat man Blei, Eisen, Kupfer, Marienglas, Bergkrystall, Schwefelkies, verschiedene Gattungen Marmor, Asbest, Steinkohlen und den Labradorstein gefunden. Dieser Stein ist eine Art Feldspath von blättrigem Gewebe. Er spielt ins blaue, rothe, violette und grüne, und wird, seiner Seltenheit wegen, theuer bezahlt.

Der Reichthum dieser Länder besteht in Pelzthieren, wozu auch die Wolverene gehört. Dies braunrothe Thier, hat die Größe des Wolfes, der sich vor ihm fürchtet, schwimmt gut, und lebt von Fischen

und Seehunden. Ferner sieht man hier auf dem Lande und auf den Gewässern viel Geflügel, und unter der Menge Fluß- und Seefischen finden sich auch Wallfische und Seewölfe. Die letztern sind 7 Fuß lang, nähren sich vom Raube anderer Fische, bewegen sich langsam, und vertheidigen sich wüthend mit ihren scharfen Zähnen. Wenn sie mit der Fluth in die Bucht kommen, umgiebt man sie mit Netzen oder Pfählen, so daß sie bei der Ebbe auf dem Trocknen liegen bleiben, wo sie dann getödtet werden. Ihr Fleisch wird frisch und getrocknet gegessen, und aus dem Fette preßt man Thran.

Der Wallfisch, besonders der Grönländische, ist das größte bekannte Thier. Er ist 60 bis 70 Fuß lang, in der Mitte 40 bis 50 Fuß dick, und wiegt bisweilen 100000 Pfund. Starke, 12 Fuß lange und breite Knochen sind seine Brustflossen. Der Kopf nimmt das Drittheil des ganzen Körpers ein, und hat kleine, mit beweglichen Augenliedern, Wimpern und Augenbraunen versehene Augen, eine enge Kehle, die kaum einen Hering durchläßt, einen weiten Rachen, in den sechs Menschen mit einem Kahne hineinfahren können; eine etliche 1000 Pfund schwere Speckzunge, die über 10 Tonnen Thran giebt; keine Zähne, sondern statt derselben 700 dicke, mit Haaren besetzte, queerliegende Hornlagen oder Barten, wovon die längsten, die in der Mitte sitzen und allein gebraucht werden, 10 bis 15 Fuß lang sind, und an 1000 Pfund Fischbein geben; und auf dem Kopfe zwei anderthalb Fuß breite Luftröhren, die dem Thiere zum Luftholen und zum Ausspritzen des eingeschöpften Wassers dienen, das wie ein Paar Fontainen und mit solchem Brausen in die Höhe steigt, daß man es Meilen weit hören kann. Sind mehrere Wallfische beisammen, so hat das ausgespritzte Wasser in der Entfernung eine Ähnlichkeit mit rauchenden Schornsteinen einer Stadt. Sein

westlichen innern Lande ziehen sich die 3520 Fuß hohen Steinberge nach Norden. Wälder, Moräste und Seen bedecken große Landstriche. Unter den letztern bemerken wir den Mistassin und Kunipi in Neu-Britannien; in Neu-Wallis aber den Waldsee, den kleinen und großen Winnipeg-See, der durch die Flüsse Albany, Haye, Severn und Nelson mit der Hudsonsbai verbunden ist; den Arathapeskow-See, der den gleichnamigen Fluß aufnimmt, und durch den Sklaven-Fluß mit dem Sklaven-See verbunden wird, dessen Ausfluß, nach seinem Entdecker Mac-Kenzie genannt, sich in das Eismeer ergießt. Bis hieher ist Mac-Kenzie, und bis zur Mündung des Koppermine-Stroms Hearne vorgedrungen. — Das Klima ist sehr rauh und kalt. Der Sommer währt in den östlichen Theilen nur 3 Monate, der Winter neune. Aber tiefer ins westliche Land hinein ist das Klima viel milder. Die nördlichen Gegenden sind unfruchtbar, die westlichen und südlichen haben guten Boden, der bei den Englischen Niederlassungen etwas angebaut wird. Man findet dort sogar Gärten, worin Europäische Gewächse recht gut fortkommen. Die Wälder enthalten die nützlichsten Baumarten, die wir in Europa auch zu sehen pflegen, viele Stauden und Gesträuche. Von Mineralien hat man Blei, Eisen, Kupfer, Marienglas, Bergkrystall, Schwefelkies, verschiedene Gattungen Marmor, Asbest, Steinkohlen und den Labradorstein gefunden. Dieser Stein ist eine Art Feldspath von blättrigem Gewebe. Er spielt ins blaue, rothe, violette und grüne, und wird, seiner Seltenheit wegen, theuer bezahlt.

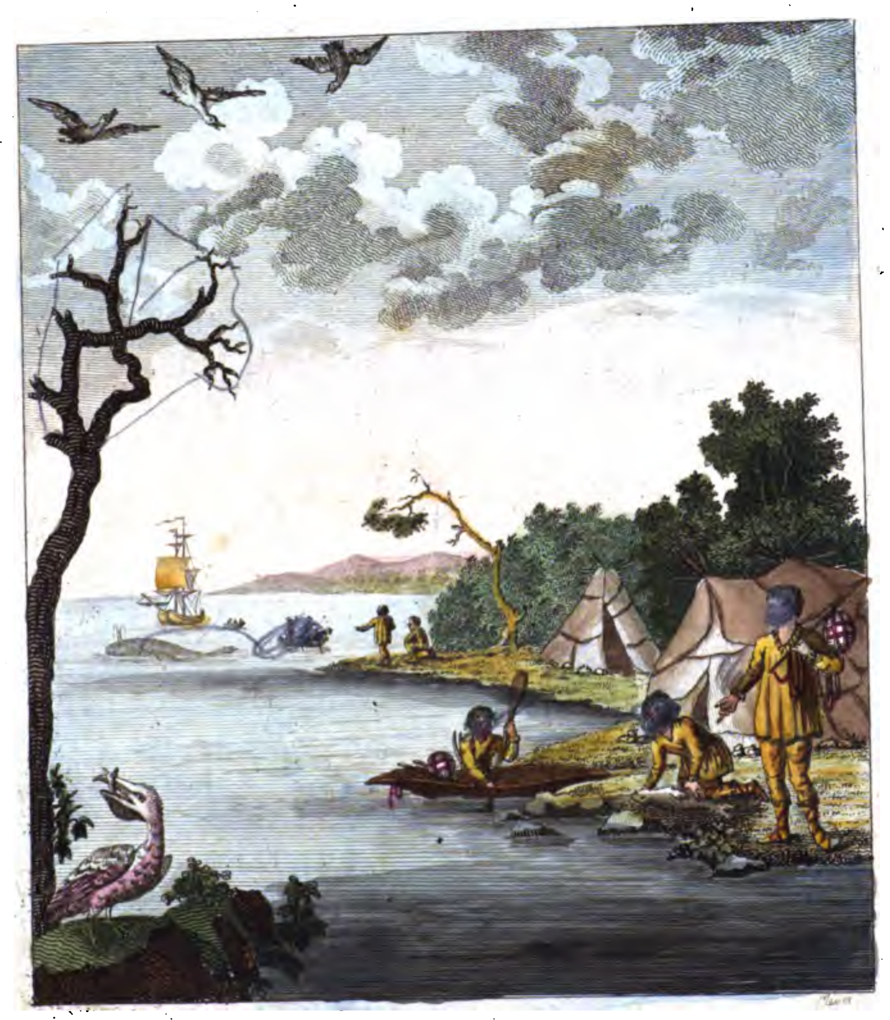
Der Reichthum dieser Länder besteht in Pelzthieren, wozu auch die Wolverene gehört. Dies braunrothe Thier, hat die Größe des Wolfes, der sich vor ihm fürchtet, schwimmt gut, und lebt von Fischen

und Seehunden. Ferner sieht man hier auf dem Lande und auf den Gewässern viel Geflügel, und unter der Menge Fluß- und Seefischen finden sich auch Wallfische und Seewölfe. Die letztern sind 7 Fuß lang, nähren sich vom Raube anderer Fische, bewegen sich langsam, und vertheidigen sich wüthend mit ihren scharfen Zähnen. Wenn sie mit der Fluth in die Bucht kommen, umgiebt man sie mit Netzen oder Pfählen, so daß sie bei der Ebbe auf dem Trocknen liegen bleiben, wo sie dann getödtet werden. Ihr Fleisch wird frisch und getrocknet gegessen, und aus dem Fette preßt man Thran.

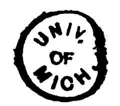
Der Wallfisch, besonders der Grönländische, ist das größte bekannte Thier. Er ist 60 bis 70 Fuß lang, in der Mitte 40 bis 50 Fuß dick, und wiegt bisweilen 100000 Pfund. Starke, 12 Fuß lange und breite Knochen sind seine Brustflossen. Der Kopf nimmt das Drittheil des ganzen Körpers ein, und hat kleine, mit beweglichen Augenliedern, Wimpern und Augenbraunen versehene Augen, eine enge Kehle, die kaum einen Hering durchläßt, einen weiten Rachen, in den sechs Menschen mit einem Kahne hineinfahren können; eine etliche 1000 Pfund schwere Speckzunge, die über 10 Tonnen Thran giebt; keine Zähne, sondern statt derselben 700 dicke, mit Haaren besetzte, queerliegende Hornlagen oder Barten, wovon die längsten, die in der Mitte sitzen und allein gebraucht werden, 10 bis 15 Fuß lang sind, und an 1000 Pfund Fischbein geben: und auf dem Kopfe zwei anderthalb Fuß breite Luftröhren, die dem Thiere zum Luftholen und zum Ausspritzen des eingeschöpften Wassers dienen, das wie ein Paar Fontainen und mit solchem Brausen in die Höhe steigt, daß man es Meilen weit hören kann. Sind mehrere Wallfische beisammen, so hat das ausgespritzte Wasser in der Entfernung eine Ähnlichkeit mit rauchenden Schornsteinen einer Stadt. Sein

Feind, der kleinere Sägefisch, stellt ihm häufig nach, und tödtet ihn. Der Wallfisch kann sich nur mit dem Schwanze wehren; aber wehe dem, der diesem zu nahe kommt, denn er zertrümmert mit einem Schlage ein nicht gar kleines Schiff. Das Weibchen gebiert im April ein Junges von 20 Fuß Länge, und säuget es etliche Jahre an seinen zwei Brüsten. Die Haut der Jungen ist grau gefleckt, die der Alten aber schwärzlich. Die Amerikaner gebrauchen sie zu Stiefeln, die Därme zu Hemden, die Sehnen zu Stricken, die Knochen zu Balken, das Fleisch zur Speise, den Thran zum Getränk und zum Brennen rc. Aber die Europäer nuzzen nur die Barten und den Speck. Die Schiffe, die auf den Wallfischfang ausgeschickt werden, gehn im März und April ab, haben 40 bis 50 Mann am Bord, und 6 bis 7 Boote bei sich. Der beste Fang geschieht im Mai und Juni. Sobald man einen Wallfisch gewahr wird, bleibt das große Schiff zurück, und 5 bis 6 Mann fahren ihm bis auf 30 Fuß in einem Boote entgegen, dem einige andere, zur Unterstützung, folgen. Der, welcher auf dem Vordertheile des ersten Kahnes steht, wirft ihm einen mit zwei starken Widerhaken versehenen Wurfspieß, Harpune genannt, unter die Finnen, wo das Herz liegt. Kaum fühlt sich das Thier verwundet, als es auch mit Blitzesschnelle in die Tiefe fährt, so daß das große Schiff mit vollen Segeln kaum folgen kann. Damit aber das Boot nicht mit in den Abgrund gerissen werde, ist an der Harpune ein langes Seil befestigt, das sich im Boote um eine Winde dreht. Dieses Seil windet sich schnell los; wo nicht, so haut man es lieber ab, und in dem Falle befindet sich an demselben, um das Thier wieder zu finden, ein ausgehölter trockner Kürbis, der bekanntlich auf dem Wasser schwimmt. Ist der Fisch nicht tödtlich verwundet, so senkt er sich wol eine Stunde lang, und dann eilen die andern Bote herbei, ihre Seile

A



Taf. VII.


UNIV.
OF
MICH.

anzuknüpfen. Fährt er unter ein Eisfeld, so sind 1000 Thaler verloren, — denn so hoch wird ein mäßiger Wallfisch geschätzt — und man müht sich, die Harpune wenigstens zu retten, oder haut, wenn dies unmöglich ist, das Seil ab. Ist er aber gut getroffen, so kommt er bald wieder zum Vorschein, wird mit Spießen vollends getödtet, an das große Schiff gezogen, und daran festgebunden. Man fährt ihm alsdann mit einem Kahne in den Rachen, um die Zunge und die Barten auszuhauen; 30 bis 40 Matrosen ziehen Schuhe mit eisernen Stacheln an, klettern ihm auf den Leib, und schneiden den Speck aus, der eine halbe bis drei Viertel-Ellen dick ist, womit man 40 bis 80 Tonnen anfüllt. Schwanz und Finnen werden ebenfalls abgeschnitten, um Leim daraus zu kochen. Das übrige läßt man wegtreiben. Der Thran, der von selbst aus dem Specke fließt, oder durch ein gelindes Pressen erhalten wird, sieht weiß aus, ist der beste, und wird vornemlich in den Lederbereitungen gebraucht. Den braunen Thran bekömmt man durch 2 bis 3 Stunden langes Kochen des Specks. Die Amerikaner bemächtigen sich dieses Seeungeheuers auf eine kühnere Art. Ein Mann nähert sich demselben in seinem Kahne, so viel als möglich, springt ihm plötzlich auf den Kopf, und schlägt ihm eben so schnell einen Keil in eine Luftröhre. Sogleich geht der Fisch unter, und der festsitzende Mann mit ihm. Doch bald kommt das Thier, um Luft zu schöpfen, wieder hervor, und sobald es aus der andern Röhre das Wasser ausgespritzt hat, schlägt er ihm auch in diese einen Pflock, wodurch der Wallfisch ersticken muß, der nun dem Ufer zugeschleppt wird.

Die Eingebornen der Küsten der Hudsonsbai und Neu-Brittanniens sind Eskimoer, welche sich selbst Keralisch, d. h. Männer, nennen. (Das Kupfer zeigt sowol ihren Anzug als ihre Hütten, und ein

Boot. Seitwärts steht ein Pelikan, von dem ich schon gesprochen habe, und der sich an den Küsten häufig aufhält. Im Hintergrunde ist der Wallfischfang vorgestellt.) Der Eskimo ist mittelmäßig groß, stark, hat einen breiten Kopf, ein plattes, rundes und schwärzliches Gesicht, kleine, schwarze, glänzende Augen, eine platte Nase, dicke Lippen, dünnes, langes und schwarzes Haar, breite Schultern, und sehr kleine Füße. Er ist munter, lebhaft und schlau, kann schmeicheln, wird leicht erzürnt, aber auch leicht in Furcht gejagt. Einige Stämme sollen listige Betrüger, und zum Stehlen geneigt sein. Die natürlichen Anlagen des Eskimo sind so beschaffen, daß er Verfeinerung annehmen könnte, wenn er nicht sein Vaterland, seine Gebräuche und seine Lebensart über alles schätzte. Man hat mehrere nach den Englischen Faktoreien gebracht, aber sie haben viele Jahre lang ihr Vaterland vermißt. Als einer von ihnen, der schon an Europäische Speisen gewöhnt war, einen Seehund aufhauen sahe, aus dem der Thran herauslief, schluckte er so viel davon begierig herunter, als er nur konnte, und rief aus: „bringt mich in mein Vaterland zurück, wo ich hiervon meinen Bauch recht anfüllen kann.“ Die aus Seehundsfellen und Vogelhäuten bestehende Kleidung ist dem Klima angemessen. Der Mannsrock wird vorne zugemacht und reicht bis auf die Mitte der mit Beinkleidern umwundenen Lenden. Die Füße warm und trocken zu erhalten, trägt man mehrere Stiefeln und Socken über einander. An dem Rocke ist eine Kappe, die im Nothfall über den Kopf gezogen wird. Die Weiber kleiden sich gerade so, nur hängt ihnen hinten vom Rocke ein Zipfel bis auf die Hacken herunter, und die Kappe am Rocke ist auch weiter, weil sie die Kinder darin tragen. Will die Mutter das Kind schnell aus der Hand legen, so steckt sie es in den Stiefel, weshalb diese gewöhnlich mit Fischbein steif gemacht sind. Diese

Klei-

Kleider haben recht gute Nähte. Man bedient sich dazu gewisser Nähnadeln von Elfenbein und Fischgräten, und Fäden aus Rehsehnen vertreten die Stelle des Zwirns. Sind die Nähte mit Streifen von allerlei Fellen besetzt, oder mit Rehzähnen behängt, so ist der Anzug festlich. Manche Weiber schmücken ihr Haupt auch mit einem Büffelschwanze. Zu ihrem fast täglichen Bedarf, besonders im Winter, gehören die Schnee-Augen. Es sind zwei kleine Scheiben von Holz oder Elfenbein, die zur Bedeckung der Augen, hinten am Kopfe festgebunden werden, und die vom Schnee heftig zurückprallenden Sonnenstrahlen abhalten, und so vor Blindheit schützen. In der Mitte derselben ist eine feine Spalte, wodurch sie recht gut sehen können. Der Eskimo ist so sehr an dieses Instrument gewöhnt, daß er es bei jeder Gelegenheit gebraucht, wenn er einen entfernten Gegenstand erkennen will. Eben solchen Erfindungsgeist zeigen sie bei mehrern Arbeiten. Sie verfertigen z. B. ihre 20 Ellen langen und eine Elle breiten Kähne aus hölzernen Stäben oder Fischbein, überziehn sie mit gegerbten Seehundfellen, und lassen in der Mitte ein Loch, worin der Fischer sitzen kann. Die Fugen verkleben sie mit Fett. Wollen sie Feuer anmachen, so drehen sie ein Holz in dem Loche eines andern trocknen Holzes schnell und lange herum, bis ein Feuer entsteht, das sie sogleich durch dürres Moos vergrößern. Ihre Lampen sind von Steinen gemacht. Die Waffen bestehen in Bogen, Pfeilen, Lanzen und Schleudern, und zum Fischfange gehört die Harpune. In Krankheiten wissen sie sich nach ihrer Art zu helfen. Unter andern glühen sie einen großen Stein, und umgeben ihn mit einer Hütte, in welcher der Kranke nackend sitzt, der die Hütte mit Dampf erfüllt, indem er von Zeit zu Zeit den Stein benetzt. Hat er auf die Art den Schweiß recht herausgetrieben, so springt er sofort ins Wasser, oder

wälzt sich im Schnee. Bauchweh vertreiben sie mit Tabacksrauch, der verschluckt wird. Ihre Zauberer kaufen auch allerlei Heilmittel in den Englischen Niederlassungen, für die schönsten Pelzwerke ein; und man sagt, daß ein Drittheil des ganzen Hudsonsbai-Handels auf solchen Betrügereien beruhe. — Jagd und Fischfang sind ihre Beschäftigungen; Branntwein und Taback lieben sie sehr. Der Seehund, der Wallfisch und andere Fische geben ihnen Nahrung. Ihre Vorräthe sind aber bald verzehrt, und dann müssen sie hungern, besonders im Winter, oder wenn sie weite Reisen unternehmen. Aber sie fassen sich in Geduld, wenn nicht der Heißhunger zu groß wird; alsdann verzehren sie sogar die zu verkaufenden Felle. Den Thran heben sie, als das köstlichste Gericht, in Blasen auf; sind diese leer, so werden sie mit Wohlgeschmack durch die Zähne gezogen. Sie pflegen die Verstorbenen zu verbrennen, und bei der Asche Stangen zu errichten, woran sie Taback und die Waffen des Verstorbenen hängen. Dies ist ein Eskimoisches Monument. Das Volk hat keine Oberherren und keine bürgerliche Verfassung; jeder lebt nach seinem Gefallen, und ist ein völlig freier Mensch. Mit den Engländern stehn sie bloß in Handelsverbindungen, und sind nichts weniger als ihre Unterthanen. Sie sprechen ehrerbietig von einem Gott, den sie den höchsten Anführer nennen, und für den Urheber alles Guten halten, das sie genießen. Eben so erkennen sie auch ein böses Wesen, von dem sie alles Übel herleiten. Ihre alten Ältern erwürgen sie, weil sie nicht mehr jagen und fischen können; und diese befehlen ihren Kindern die Erfüllung dieser Pflicht. Der Alte kriecht in eine Grube, unterhält sich noch mit den Seinigen, raucht seine letzte Pfeife und labt sich noch mit einigen Gläsern Branntwein. Auf seinen Wink wird ihm ein Strick um den Hals gelegt, und in wenigen Augenblicken ist er todt.

Die Grube wird alsdann mit Steinen bedeckt. Diese Sitte fließt also nicht aus Unmenschlichkeit und aus Barbarei; es ist vielmehr die letzte Liebe, die Kinder ihrem Vater erzeigen können, der bei dem öftern Mangel an Nahrungsmitteln sonst eines langsamen Hunger-Todes sterben würde.

In Neu-Süd-Wallis, in den Gegenden der Winnipeg-Seen, wohnen die Kreks und Kristinos. Sie sind von mittlerer Statur, haben einen großen Kopf, ein plattes Gesicht, gelbe Augäpfel, schwarze Augenringe, keinen Bart, kleine Füße und Hände, und eine Kupferfarbe. Ihr Körper ist stark und dauerhaft. Krankheiten sind selten, nur vom Scharbock und Augenweh leiden sie viel. Im Sommer trägt der Mann einen weiten tuchenen Rock, darüber einen kleinern Kittel, und lederne Strümpfe, Beinkleider und Schuhe. Dies ist auch der Anzug des Weibes, nur hat dieses noch einen Unterrock. Im Winter hüllt sich jeder in Felle. Ihre Wohnungen sind runde Zelte, die oben spitz zugehn, und von Stangen gemacht werden, worüber man Felle hängt. Die obere Öffnung dient zum Fenster und Schornstein. Mitten auf dem Fußboden ist der Feuerheerd, den die Familie umgiebt. Hunde sind ihre einzigen zahmen und zugleich ihre Lastthiere. Jagd und Fischfang geben ihnen Nahrungsmittel. Es wird alles gegessen, was lebt und athmet, und das Wasser, worin die Speisen gekocht sind, wird getrunken. Sie sind beherzt genug, sich ihren elenden Booten auf dem stürmischen Meere anzuvertrauen, um Wallfische, Seehunde und Seewölfe zu erlegen. Die Noth treibt sie zur Jagd, und diese macht beherzt. Ist eine Gegend vom Wilde entblößt, so ziehn sie weiter, und um nicht Mangel zu leiden, halten sich nur wenige bei einander. Der Mann jagt oder kriegt. Auf das Weib beruhen alle übrigen Arbeiten. Dafür kann sie auch den

Mann verlassen, wenn es ihr einfällt; denn eheliche Trennungen erfordern hier so wenig Umstände, als die Verheirathung. Ein junger Mann wendet sich zuerst an den Vater des Mädchens, das ihm gefällt, mit einem Geschenke von guten Fellen. Hat er das Jawort erhalten — und wenn er ein guter Jäger ist, so darf er keine Abweisung befürchten — so bringt er der Braut auch ein Geschenk. Behält sie es, so ist sie ohne weitere Ceremonie seine Frau Ein Mann nimmt so viele Weiber, als er ernähren kann, aber keine hat den Vorzug. Die Alten werden eben so zur Ruhe gebracht, wie bei den Eskimoern. Auf das Grab, das jederzeit rund und groß genug ist, damit der Todte darin sitzen kann, pflanzen sie auch wol eine junge Tanne, die in ihren Augen heilig ist. Man rühmt ihre Gerechtigkeit, Höflichkeit, ihr Mitleiden und ihre Liebe zu ihren Kindern. Aber sie haben auch einen großen Fehler. Sie lieben den Trunk. Die Berauschung muß bei einem so ungebildeten Charakter, wie der ihrige ist, gewaltthätige Folgen haben. So entstehn daraus die heftigsten Zänkereien, Mißhandlung der Weiber, Verbrennung der Zelte, und anderer Unfug. Sie verehren ein höchstes Wesen, den großen Oberst, und ein böses, vor dem sie sich gewaltig fürchten. Um sich vor ihm zu sichern, geben sie ihren Zauberern, die eine Gemeinschaft mit jenem Wesen vorgeben, alles was sie fordern, und nun denken sie nicht weiter an die Zukunft. Von Unsterblichkeit, und künftigen Belohnungen und Strafen haben sie rohe, sinnliche Begriffe. Ihre Sprache ist nicht unangenehm, hat aber wenig Worte und noch kein Alphabet. Ihr leichtsinniges, sorgenloses Leben bringt sie oft, besonders im Winter, in Noth. Das größte Ungemach stehen sie auf ihren einige hundert Meilen weiten Winterreisen bei der größten Kälte aus. Denn sie finden nirgends gebahnte Wege, nirgends ein Obdach. Jeder Haus-

vater ist Herr seiner Familie. Oberhäupter haben sie nicht, außer im Kriege und auf Reisen, die des Handels wegen gemeinschaftlich unternommen werden. Dann macht der Erfahrenste den Anführer, und jeder befolgt seinen Rath. In den Englischen Faktoreien giebt man diesen Anführern den Hauptmannstitel, und beschenkt sie mit Röcken und Hüten, die mit großen Federn geschmückt sind, auch wol mit Schuhen und Strümpfen. Sie haben oft mit den Eskimoern und andern entferntern Völkerschaften blutige Fehden, worin sie nächtliche Überfälle versuchen; und da sie Feuergewehre führen, so ist der Sieg mehrentheils auf ihrer Seite.

Auf der nördlichen Seite des Churchill-Flusses wohnen bis ans Eismeer hin verschiedene Nationen, als die Hundsnippen, die Kupfer- und die Hasen-Indianer. Diese nördlichen Wilden kommen in den meisten Stücken überein. Sie sind von mittlerer Größe, proportionirt gewachsen, von starkem Gliederbau, aber nicht dick, und von dunkelbrauner Farbe. Ihre Stirn ist niedrig, die Augen sind klein, die Backenknochen hervorstehend, die Nase etwas erhaben, die Backen voll, das Kinn lang und breit, die Haut weich, glatt und rein, die Haare schwarz und lang, und das Barthaar dünn und borstig. Aber nicht alle Männer haben Bärte. Zur Zierde gräbt man sich mit Nadeln und Kohlenstaube Streifen in die Backen. Thierhäute, vornemlich behaarte Hirschfelle, sind ihre Kleider, die über und über voll Ungeziefer sitzen. Kleine, aus Fellen gemachte Zelte sind ihre Wohnungen, die sie oft in andre Gegenden versetzen, denn sie ziehen der Nahrung nach. Wenn dieser Fall eintritt, so packen sie Zelte und Geräthe auf Schlitten, welche von Hunden fortgezogen werden, oder sie lassen sie von den abgerichteten Hunden wegtragen. Die Schlitten sind von 8 bis 14 Fuß Länge, und von 12 bis

16 Zoll Breite. Die Bretter bindet man mit Hirschriemen an einander, und befestigt oben drauf Queerhölzer. Vorne ist der Schlitten aufwärts gebogen. Zu dieser Arbeit haben sie nichts als ein Messer. Ihre Schneeschuhe werden von Birkenholz gemacht, mit Riemen an die Füße gebunden, und so eingerichtet, daß jeder Fuß seinen eignen Schuh bekömmt, der nicht zu dem andern paßt. — Ihr Charakter ist sehr berüchtigt. Man sagt, daß sie mürrisch, geizig und undankbar sind, daß sie von ihrer Dürftigkeit sprechen, in der Absicht, andere zu hintergehen; daß sie sogar andere zu ähnlichen Betrügereien anstiften; daß sie mit vieler List und Verstellung, durch Seufzer, Thränen, erborgte Blindheit und Krüppelhaftigkeit, diejenigen zu wohlthätigen Handlungen zu bewegen suchen, von denen sie etwas hoffen können; und daß sie das Schmeicheln verstehen, daß sie aber ins grobe und pöbelhafte fallen, wenn jenes nichts hilft. Sie sehen recht gut ihre Armuth ein: aber viele sind zu träge, die Mittel zu ergreifen, die sie zu einem bessern Zustande führen könnten. Sie ziehn die Bettelei der Arbeit vor, und sind dabei unverschämt, zudringlich, und stehlen, wo sich nur Gelegenheit findet. Sie äffen die Schmerzen des Nothleidenden nach, ohne ihm Linderung zu verschaffen. Das ist Gefühllosigkeit. Und doch sind sie auch wieder sanft, zanken sich selten, und üben noch weniger Gewaltthätigkeiten aus. Nur ihre Weiber, die sie mit Eifersucht plagen, behandeln sie strenge. Verheirathungen erfolgen ohne Umstände. Die Ältern machen die Sache ab; die Braut wird nicht gefragt, ob sie den haben will, der um sie wirbt. Daher entstehn auch häufige Scheidungen. Ist der Mann mit seiner Frau unzufrieden, so schlägt er sie fort. Die Weiber leben unter dem Drucke, haben die beschwerlichsten Arbeiten, dürfen zu gewissen Zeiten nicht mit dem Manne unter einem Zelte wohnen, gar nicht mit ihm essen, und

sind von allen Belustigungen ausgeschlossen, scheinen aber auch gefühllos und kalt zu sein. Die Mädchen werden schon in ihrer Jugend verlobt, und müssen von ihrem neunten Jahre an, allem männlichen Umgange entsagen. Sie werden dabei so scharf beobachtet, und an weibliche Beschäftigungen so streng gewöhnt, daß man auf sorgfältige Erziehung und Sittlichkeit schließen sollte. Aber davon findet sich keine Spur. Die Ältern sprechen in Gegenwart ihrer Kinder ohne Zurückhaltung von den unanständigsten Dingen. Die Erziehung muß bei diesen Menschen mangelhaft sein, denn jedes Volk richtet sich in dem Stücke nach seinen Begriffen von Sittlichkeit, nach seinen Kenntnissen und seiner Lebensart. — Die Länder, welche diese Indianer bewohnen, sind so unwirthbar, daß sie aus Mangel an Feurung, manche Speise, besonders Fische, roh verzehren. Fleisch wird in Kesseln von Birkenrinde durch heiße Steine gar gemacht. Eine dicke Suppe von Hirschblut, nebst dem Halbverdauten in dem Magen des Thieres, schmeckt ihnen gut, und noch besser mit Fett und klein geschnittenem Fleische. Um das Gericht noch schmackhafter zu machen, füllen sie die Masse in den Hirschmagen und lassen ihn einige Tage räuchern, wodurch das Ganze in Gährung geräth. Das hinzugelegte Fett wird vorher gekaut, damit es sich besser vertheile. Wird ein Hirsch erlegt, so haben sie nichts eiligers zu thun, als ihm den Bauch aufzuschneiden, und Niere und Magen herauszureißen, wovon erstere, so wie der Inhalt des letztern auf der Stelle verzehrt werden. Ungeborne Büffel, Hirsche, Biber ꝛc. sind ihnen die größten Leckerbissen. Die Eingeweide werden nie weggeworfen. Büffel-Kaldaunen wäscht man ein wenig, und kocht sie drei Viertelstunden. Sie verschlingen auch das Ungeziefer in ihren Pelzen, händevoll, mit großem Appetit, klauben die Maden aus dem Fleische, lecken den Unrath aus der Nase, und wenn

diese blutet, darf kein Tropfen verloren gehn. — Ihr Getränk ist Wasser und Blut. — Zum Fischfange bedienen sie sich der Netze und Angeln. Diese Beschäftigung ist mit Aberglauben verbunden. Damit das Netz nicht leer bleibe, binden sie Vogelschnäbel und Otterzähne daran; und damit die Netze nicht auf einander eifersüchtig werden, legen sie sie nicht nahe zusammen. Ihre Schiffe sind unten flach, laufen auf beiden Enden spitz zu, haben aufrecht stehende Seiten, ein breites Hintertheil, um Gepäcke darauf zu legen, 12 Fuß Länge und in der Mitte 2 Fuß Breite. Sie sind aus Holz und so leicht gemacht, daß man sie forttragen kann. Eine Axt, ein Messer, eine Feile und eine Pfrieme sind bei dieser Arbeit ihre Werkzeuge, die sie gegen Thran und Pelzwerk von den Engländern eintauschen. Sie gebrauchen zu ihren Arbeiten viel Zeit, mit welcher sie nie rathsam umgehn. Das unterscheidet sie sehr von gebildeten Völkern. Sie haben Feuergewehr, Bogen und Pfeile. Um Rothwild in Menge zu erhaschen, stellen sie da, wo sie eine starke Spur gefunden haben, ein Gehege von Strauchwerk, das einen kleinen Eingang und inwendig viele, einander durchkreuzende Hecken hat. Zu dem Eingange führen zwei Hecken in schiefer Richtung, die sich nach hinten zu immer mehr verengen. Die Öffnungen in dem Gesträuche werden mit Schlingen versehen. Kommt nun das Wild, so scheicht sich jeder aus seinem Winkel hervor, und treibt es nach dem Gehege, dessen Eingang sofort verstopft wird. Was sich in den Schlingen fängt, wird niedergestoßen, und das übrige erschossen. — Die Belustigungen dieser Indianer sind nicht mannigfaltig. Mit Pfeilen nach dem Ziele schießen, mit Keulen werfen, und tanzen, ist alles. Ihr Gesang, den eine Trommel und ein lederner, mit etwas Schrot gefüllter Beutel begleiten, ist eine öftere Wiederholung der Sylben: Hi, ho! Sie genießen oft ein

hohes

hohes Alter; aber für sie kann das kein Glück sein. Denn der schwache, unbehülfliche Alte wird verlassen, und dem Hunger Preis gegeben. Scorbut, Diarrhöe und Auszehrung sind hier gewöhnliche Krankheiten. Der Tod eines angesehenen Mannes ist, nach ihrer Meinung, Wirkung der Zauberei; und oft fällt der Verdacht auf die Eskimoer, die dann bekriegt werden. Die Todten lässt man unbeerdigt liegen, wo sie gestorben sind. Den Tod eines nahen Verwandten betrauren sie mit Zerreißung ihrer Kleider, Abschneiden der Haare und mit Heulen, ein ganzes Jahr lang. Von Religion haben sie so wenig Begriffe, als von einer Regierung. Wer die besten Erfahrungen hat, ist der Angesehenste.

Wir steuern nun über die Hudsonsbai nach Osten, um in den Ocean zu kommen, lassen die Inseln Southampton links, Mansfield rechts, und fahren durch die Hudsonsstraße, wobei uns mehrere Inseln von verschiedener Größe nördlich liegen bleiben, als die Glücks-, die Resolution-, König Carls-, die lange, die Walsingham- und die Cumberland-Insel, von welcher man aber noch nicht weiß, ob sie zum festen Lande gehöre, oder mit Wasser umflossen sei. Unsere Fahrt geht darauf nördlich in die Baffinsbai, welche südlich mit dem Atlantischen Ocean zusammenhängt, und deren nördlicher Theil zwei Eingänge hat, die Davidsstraße im Osten, und die Baffinsstraße im Westen, welche durch die große, noch unbekannte James-Insel getrennt werden. Dieser große Meerbusen ist von kalten, unfruchtbaren, größtentheils mit Schnee und Eis bedeckten Küsten umgeben, von denen die Grönländischen, östlich von der Davidsstraße, die bekanntesten sind. Es ist noch unentschieden, ob



diese blutet, darf kein Tropfen verloren gehn. — Ihr Getränk ist Wasser und Blut. — Zum Fischfange bedienen sie sich der Netze und Angeln. Diese Beschäftigung ist mit Aberglauben verbunden. Damit das Netz nicht leer bleibe, binden sie Vogelschnäbel und Otterzähne daran; und damit die Netze nicht auf einander eifersüchtig werden, legen sie sie nicht nahe zusammen. Ihre Schiffe sind unten flach, laufen auf beiden Enden spitz zu, haben aufrecht stehende Seiten, ein breites Hintertheil, um Gepäcke darauf zu legen, 12 Fuß Länge und in der Mitte 2 Fuß Breite. Sie sind aus Holz und so leicht gemacht, daß man sie forttragen kann. Eine Axt, ein Messer, eine Feile und eine Pfrieme sind bei dieser Arbeit ihre Werkzeuge, die sie gegen Thran und Pelzwerk von den Engländern eintauschen. Sie gebrauchen zu ihren Arbeiten viel Zeit, mit welcher sie nie rathsam umgehn. Das unterscheidet sie sehr von gebildeten Völkern. Sie haben Feuergewehr, Bogen und Pfeile. Um Rothwild in Menge zu erhaschen, stellen sie da, wo sie eine starke Spur gefunden haben, ein Gehege von Strauchwerk, das einen kleinen Eingang und inwendig viele, einander durchkreuzende Hecken hat. Zu dem Eingange führen zwei Hecken in schiefer Richtung, die sich nach hinten zu immer mehr verengen. Die Öffnungen in dem Gesträuche werden mit Schlingen versehen. Kommt nun das Wild, so scheicht sich jeder aus seinem Winkel hervor, und treibt es nach dem Gehege, dessen Eingang sofort verstopft wird. Was sich in den Schlingen fängt, wird niedergestoßen, und das übrige erschossen. — Die Belustigungen dieser Indianer sind nicht mannigfaltig. Mit Pfeilen nach dem Ziele schießen, mit Keulen werfen, und tanzen, ist alles. Ihr Gesang, den eine Trommel und ein lederner, mit etwas Schrot gefüllter Beutel begleiten, ist eine öftere Wiederholung der Sylben: Hi, ho! Sie genießen oft ein

hohes

hohes Alter; aber für sie kann das kein Glück sein. Denn der schwache, unbehülfliche Alte wird verlassen, und dem Hunger Preis gegeben. Scorbut, Diarrhöe und Auszehrung sind hier gewöhnliche Krankheiten. Der Tod eines angesehenen Mannes ist, nach ihrer Meinung, Wirkung der Zauberei; und oft fällt der Verdacht auf die Eskimoer, die dann bekriegt werden. Die Todten läßt man unbeerdigt liegen, wo sie gestorben sind. Den Tod eines nahen Verwandten betrauren sie mit Zerreißung ihrer Kleider, Abschneiden der Haare und mit Heulen, ein ganzes Jahr lang. Von Religion haben sie so wenig Begriffe, als von einer Regierung. Wer die besten Erfahrungen hat, ist der Angesehenste.

Wir steuern nun über die Hudsonsbai nach Osten, um in den Ocean zu kommen, lassen die Inseln Southampton links, Mansfield rechts, und fahren durch die Hudsonsstraße, wobei uns mehrere Inseln von verschiedener Größe nördlich liegen bleiben, als die Glücks-, die Resolutions-, König Carls-, die lange, die Walsingham- und die Cumberland-Insel, von welcher man aber noch nicht weiß, ob sie zum festen Lande gehöre, oder mit Wasser umflossen sei. Unsere Fahrt geht darauf nördlich in die Baffinsbai, welche südlich mit dem Atlantischen Ocean zusammenhängt, und deren nördlicher Theil zwei Eingänge hat, die Davidsstraße im Osten, und die Baffinsstraße im Westen, welche durch die große, noch unbekannte James-Insel getrennt werden. Dieser große Meerbusen ist von kalten, unfruchtbaren, größtentheils mit Schnee und Eis bedeckten Küsten umgeben, von denen die Grönländischen, östlich von der Davidsstraße, die bekanntesten sind. Es ist noch unentschieden, ob



diese blutet, darf kein Tropfen verloren gehn. — Ihr Getränk ist Wasser und Blut. — Zum Fischfange bedienen sie sich der Netze und Angeln. Diese Beschäftigung ist mit Aberglauben verbunden. Damit das Netz nicht leer bleibe, binden sie Vogelschnäbel und Otterzähne daran; und damit die Netze nicht auf einander eifersüchtig werden, legen sie sie nicht nahe zusammen. Ihre Schiffe sind unten flach, laufen auf beiden Enden spitz zu, haben aufrecht stehende Seiten, ein breites Hintertheil, um Gepäcke darauf zu legen, 12 Fuß Länge und in der Mitte 2 Fuß Breite. Sie sind aus Holz und so leicht gemacht, daß man sie forttragen kann. Eine Axt, ein Messer, eine Feile und eine Pfrieme sind bei dieser Arbeit ihre Werkzeuge, die sie gegen Thran und Pelzwerk von den Engländern eintauschen. Sie gebrauchen zu ihren Arbeiten viel Zeit, mit welcher sie nie rathsam umgehn. Das unterscheidet sie sehr von gebildeten Völkern. Sie haben Feuergewehr, Bogen und Pfeile. Um Rothwild in Menge zu erhaschen, stellen sie da, wo sie eine starke Spur gefunden haben, ein Gehege von Strauchwerk, das einen kleinen Eingang und inwendig viele, einander durchkreuzende Hecken hat. Zu dem Eingange führen zwei Hecken in schiefer Richtung, die sich nach hinten zu immer mehr verengen. Die Öffnungen in dem Gesträuche werden mit Schlingen versehen. Kommt nun das Wild, so scheicht sich jeder aus seinem Winkel hervor, und treibt es nach dem Gehege, dessen Eingang sofort verstopft wird. Was sich in den Schlingen fängt, wird niedergestoßen, und das übrige erschossen. — Die Belustigungen dieser Indianer sind nicht mannigfaltig. Mit Pfeilen nach dem Ziele schießen, mit Keulen werfen, und tanzen, ist alles. Ihr Gesang, den eine Trommel und ein lederner, mit etwas Schrot gefüllter Beutel begleiten, ist eine öftere Wiederholung der Sylben: Hi, ho! Sie genießen oft ein

hohes

hohes Alter; aber für sie kann das kein Glück sein. Denn der schwache, unbehülfliche Alte wird verlassen, und dem Hunger Preis gegeben. Scorbut, Diarrhöe und Auszehrung sind hier gewöhnliche Krankheiten. Der Tod eines angesehenen Mannes ist, nach ihrer Meinung, Wirkung der Zauberei; und oft fällt der Verdacht auf die Eskimoer, die dann bekriegt werden. Die Todten lässt man unbeerdigt liegen, wo sie gestorben sind. Den Tod eines nahen Verwandten betrauren sie mit Zerreißung ihrer Kleider, Abschneiden der Haare und mit Heulen, ein ganzes Jahr lang. Von Religion haben sie so wenig Begriffe, als von einer Regierung. Wer die besten Erfahrungen hat, ist der Angesehenste.

Wir steuern nun über die Hudsonsbai nach Osten, um in den Ocean zu kommen, lassen die Inseln Southampton links, Mansfield rechts, und fahren durch die Hudsonsstraße, wobei uns mehrere Inseln von verschiedener Größe nördlich liegen bleiben, als die Glücks-, die Resolution-, König Carls-, die lange, die Walsingham- und die Cumberland-Insel, von welcher man aber noch nicht weiß, ob sie zum festen Lande gehöre, oder mit Wasser umflossen sei. Unsere Fahrt geht darauf nördlich in die Baffinsbai, welche südlich mit dem Atlantischen Ocean zusammenhängt, und deren nördlicher Theil zwei Eingänge hat, die Davidsstraße im Osten, und die Baffinsstraße im Westen, welche durch die große, noch unbekannte James-Insel getrennt werden. Dieser große Meerbusen ist von kalten, unfruchtbaren, größtentheils mit Schnee und Eis bedeckten Küsten umgeben, von denen die Grönländischen, östlich von der Davidsstraße, die bekanntesten sind. Es ist noch unentschieden, ob

diese blutet, darf kein Tropfen verloren gehn. — Ihr Getränk ist Wasser und Blut. — Zum Fischfange bedienen sie sich der Netze und Angeln. Diese Beschäftigung ist mit Aberglauben verbunden. Damit das Netz nicht leer bleibe, binden sie Vogelschnäbel und Otterzähne daran; und damit die Netze nicht auf einander eifersüchtig werden, legen sie sie nicht nahe zusammen. Ihre Schiffe sind unten flach, laufen auf beiden Enden spitz zu, haben aufrecht stehende Seiten, ein breites Hintertheil, um Gepäcke darauf zu legen, 12 Fuß Länge und in der Mitte 2 Fuß Breite. Sie sind aus Holz und so leicht gemacht, daß man sie forttragen kann. Eine Axt, ein Messer, eine Feile und eine Pfrieme sind bei dieser Arbeit ihre Werkzeuge, die sie gegen Thran und Pelzwerk von den Engländern eintauschen. Sie gebrauchen zu ihren Arbeiten viel Zeit, mit welcher sie nie rathsam umgehn. Das unterscheidet sie sehr von gebildeten Völkern. Sie haben Feuergewehr, Bogen und Pfeile. Um Rothwild in Menge zu erhaschen, stellen sie da, wo sie eine starke Spur gefunden haben, ein Gehege von Strauchwerk, das einen kleinen Eingang und inwendig viele, einander durchkreuzende Hecken hat. Zu dem Eingange führen zwei Hecken in schiefer Richtung, die sich nach hinten zu immer mehr verengen. Die Öffnungen in dem Gesträuche werden mit Schlingen versehen. Kommt nun das Wild, so scheicht sich jeder aus seinem Winkel hervor, und treibt es nach dem Gehege, dessen Eingang sofort verstopft wird. Was sich in den Schlingen fängt, wird niedergestoßen, und das übrige erschossen. — Die Belustigungen dieser Indianer sind nicht mannigfaltig. Mit Pfeilen nach dem Ziele schießen, mit Keulen werfen, und tanzen, ist alles. Ihr Gesang, den eine Trommel und ein lederner, mit etwas Schrot gefüllter Beutel begleiten, ist eine öftere Wiederholung der Sylben: Hi, ho! Sie genießen oft ein

hohes Alter; aber für sie kann das kein Glück sein. Denn der schwache, unbehülfliche Alte wird verlassen, und dem Hunger Preis gegeben. Scorbut, Diarrhöe und Auszehrung sind hier gewöhnliche Krankheiten. Der Tod eines angesehenen Mannes ist, nach ihrer Meinung, Wirkung der Zauberei; und oft fällt der Verdacht auf die Eskimoer, die dann bekriegt werden. Die Todten lässt man unbeerdigt liegen, wo sie gestorben sind. Den Tod eines nahen Verwandten betrauren sie mit Zerreißung ihrer Kleider, Abschneiden der Haare und mit Heulen, ein ganzes Jahr lang. Von Religion haben sie so wenig Begriffe, als von einer Regierung. Wer die besten Erfahrungen hat, ist der Angesehenste.

Wir steuern nun über die Hudsonsbai nach Osten, um in den Ocean zu kommen, lassen die Inseln Southampton links, Mansfield rechts, und fahren durch die Hudsonsstraße, wobei uns mehrere Inseln von verschiedener Größe nördlich liegen bleiben, als die Glücks-, die Resolution-, König Carls-, die lange, die Walsingham- und die Cumberland-Insel, von welcher man aber noch nicht weiß, ob sie zum festen Lande gehöre, oder mit Wasser umflossen sei. Unsere Fahrt geht darauf nördlich in die Baffinsbai, welche südlich mit dem Atlantischen Ocean zusammenhängt, und deren nördlicher Theil zwei Eingänge hat, die Davidsstraße im Osten, und die Baffinsstraße im Westen, welche durch die große, noch unbekannte James-Insel getrennt werden. Dieser große Meerbusen ist von kalten, unfruchtbaren, größtentheils mit Schnee und Eis bedeckten Küsten umgeben, von denen die Grönländischen, östlich von der Davidsstraße, die bekanntesten sind. Es ist noch unentschieden, ob

eine Insel oder Halbinsel sei. Der südliche Theil liegt in der gemäßigten Zone, und endigt sich mit dem Vorgebirge Farewell oder Staatenhook. Die Ostküste, auf welcher sich seit dem Jahre 982 von Island, das nur 40 Meilen von dieser Küste entfernt ist, Norweger niederließen, ist jetzt wegen der Eisfelder und Eisberge ganz unzugänglich. Die Westküste ist aber vom 59sten bis etwa zum 78sten Grade nördlicher Breite in einer Weite von 200 Meilen bekannt. Sie ist mit vielen Buchten und tief eindringenden Strömen durchschnitten, hoch, felsig, dürre, mit Schnee und Eis, mit vorliegenden Inseln und Klippen bedeckt, und gewährt einen traurigen Anblick. Denn da ist alles öde und unfruchtbar, die Felsenspitzen sind nackt, höchstens mit Grashälmchen sparsam versehen, und in den Buchten und Meeren schwimmen Eisschollen umher, die wol eine halbe Meile im Umfange haben, und mehr als 200 Fuß über das Wasser herausragen. Von der Dicke dieser Eismassen kann man sich einen Begriff machen, wenn man weiß, daß im Seewasser nur der neunte Theil (im süßen Wasser ein Siebentel) der Höhe des Eises sich über das Wasser erhebt. Diese aus Flächen, Bergen und Thälern bestehenden Eisklumpen lassen sich im Frühjahre nach heftigen Stürmen in den Fiorden oder Meerbusen am meisten sehen, und sind den Schiffen sehr gefährlich. Aber noch weit mehr müssen sich diese vor dem flachen Treibeise hüten. Diese großen Eisebnen sind oft 60 Seemeilen lang und breit, stehn dicht zusammen, daß man von der einen auf die andere springen kann, und treiben von Staatenhook bis zum 65sten Grad. Die Schiffe umfahren diese Eisfelder, oder suchen Durchfahrten mit beständiger Gefahr. Denn wenn der Wind oder die Ströme diese ungeheuren Schollen

zusammentreiben, so wird das dazwischen befindliche Schiff unfehlbar zertrümmert. Man sollte denken, daß Niemand sich in diese Gefahr begeben würde: aber die Wallfischfänger verfolgen ihre Beute bis in das Treibeis; obgleich dieser Fang in den nördlichen Meeren heutiges Tages weniger bedeutet, als in den südlichen.

Das Klima ist hier äußerst rauh. Die längste Nacht dauert 4 bis 8 Wochen. In dieser Zeit geht die Sonne gar nicht auf, und es würde eine ägyptische Finsterniß herrschen, wenn nicht die Morgen- und Abenddämmerungen, die mehrere Wochen dauern, der Mond, der blendend weiße Schnee und die prächtigen Nordlichter die Dunkelheit erhellten. Dagegen ist im Sommer, besonders im Juni und Juli, gar keine Nacht, oder vielmehr, sie gleicht beinahe der Helligkeit des Tages, weil die Sonne den Horizont nicht verlässt. Diesseit des 64sten Grades nördlicher Breite geht sie um 11 Uhr Abends unter, und um 1 Uhr Morgens schon wieder auf, und jenseit des 66sten Grades verliert sie sich in den längsten Tagen gar nicht. Der Grund dieser Erscheinungen liegt in dem Laufe der Erde um die Sonne, wovon die mathematische Geographie Nachricht giebt. Die Winterkälte ist anhaltend und stark. Wo die Sonne noch ein paar Stunden des Tages scheint, da ist die Kälte auszuhalten, obgleich außer der warmen Stube die stärksten Getränke in Eis verwandelt werden; wo sich aber die Sonne nicht sehen lässt, da friert die Theetasse am Tische fest, da gerinnt Weingeist zu Eis, und Quecksilber wird zum hämmern hart; da überzieht Reif und Eis Thüren und Wände in der eingeheizten Stube, und den inwendigen Schornstein, daß kaum der Rauch eine Öffnung finden kann. Die Kälte ist nach dem Neujahre gewöhnlich am größten, und steigt im Februar und März, hält aber nicht immer gleich lange an. Der Schnee bleibt bis im Juni;

und kaum thaut die Erde in diesem Monate auf. Die Sommer sind warm, besonders in den Thälern und Fiorden, und dann wohnt der Grönländer unter Zelten. Aber die dicken Nebel machen die Abende und Nächte immer kalt. Der Regen hält selten lange an; Platzregen und Gewitter sind noch seltener, und tief im Norden ganz unbekannt. Die Winde verändern sich oft, und der Herbst bringt gewöhnlich die heftigsten Stürme mit, welche Häuser erschüttern, ja umreißen, und das Seewasser wie Staubregen über das Land werfen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens richtet sich nach dem Klima. Im Norden sind Moos, saures Gras, und einige Gesträuche alles, was in den Thälern und auf den niedrigen Klippen fortkommt; bei den Grönländischen Wohnungen aber findet man gutes Gras, Sauerampf, Löwenfuß, Gänserich, Natter- und Engelwurz, Löffelkraut, Wegsenf, Veilchen und andere dergleichen Kräuter. Es ist auch gelungen, Schnittlauch, Salat, Kohl, Radischen, Rettiche und weiße Rüben zu ziehn; aber Gerste und Hafer werden nicht reif. Der Grönländer hat also weder Mehl, noch Gemüse, noch Obst. Die Dänen bringen zuweilen etwas Mehl hieher, aber es reicht nicht zu. Im Süden wachsen auch Johannis-, Heidel- und Wacholderbeeren, Erlen, Birken, Eichen, aber kaum mannshoch. Diesem Mangel an inländischem Brennholze hilft das jährlich antreibende Holz einigermaßen ab. Woher aber diese Menge an Tannen, Birken, Elsen und Weiden komme, ist noch ein Räthsel. Man vermuthet indeß sehr wahrscheinlich, daß es mit den Sibirischen Fluthen ins Meer getrieben werde. — Von Mineralien giebt das Land Sand-, Wetz-, Kalk- und Topfstein, woraus man Kessel und Lampen macht, groben Marmor, Granit, Marienglas, Amiant, den man statt des

Dochtes in den Lampen brennt, Krystall und Steinkohlen: Bergwerke sind nicht vorhanden, an einigen Orten aber warme Quellen.

Der Grönländer hat kein anderes zahmes Thier als den Hund, denn für Europäische Hausthiere ist kein Futter zu haben. Nur die Colonie Herrnhut hat etwas Schafzucht. Die Hunde sind fast alle weiß, sehen den Wölfen ähnlich, und werden zu 4 bis 10 vor einen Schlitten gespannt. Ihr Fleisch wird gegessen, und von ihrem Felle macht man Bettdecken und Kleiderbesatz. Die weißen Hasen achten die Eingebornen nicht; weit mehr stellen sie den wilden Rennthieren, den Füchsen, deren Bälge verhandelt werden, und den weißen Bären nach, die größer und grimmiger sind, als die braunen und schwarzen, und deren fettes Fleisch ihnen zur Speise dient. Die Einwohner fangen die Füchse in fischbeinernen Schlingen, die sie über ein mit Heringen angefülltes Loch aufstellen. Von Landvögeln sieht man nicht viel besondere Arten, höchstens Bachstelzen, Schnepfen, Schneehühner, Falken, Eulen, Raben und schwarze Adler, die mit ausgebreiteten Flügeln 8 Fuß messen. Wasservögel zeigen sich in größerer Menge, und die Gewässer sind ungemein fischreich. Das vornehmste Seethier ist für den Grönländer der Seehund. Er ißt das Fleisch und den Speck, brennt den daraus gewonnenen Thran in Lampen, welche ihm leuchten, ihn wärmen, und worauf er kocht und bratet; die Sehnen sind sein Zwirn, die Gedärme seine Fenster, Zeltvorhänge und Hemden; der Magen und die Blase dienen ihm zu Thranschläuchen, die Knochen zu Brennholz und Werkzeugen, das Blut zur Suppe, und das Fell giebt ihm Kleidung, Schuhe, Boot-Überzüge, Zeltdecken, und im Nothfall auch Nahrung. Genug, der Seehund ist sein größter Schatz. Wer ihn nicht so geschickt, wie er, fangen kann, ist kein Grönländer.

und kaum thaut die Erde in diesem Monate auf. Die Sommer sind warm, besonders in den Thälern und Fjorden, und dann wohnt der Grönländer unter Zelten. Aber die dicken Nebel machen die Abende und Nächte immer kalt. Der Regen hält selten lange an; Platzregen und Gewitter sind noch seltener, und tief im Norden ganz unbekannt. Die Winde verändern sich oft, und der Herbst bringt gewöhnlich die heftigsten Stürme mit, welche Häuser erschüttern, ja umreißen, und das Seewasser wie Staubregen über das Land werfen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens richtet sich nach dem Klima. Im Norden sind Moos, saures Gras, und einige Gesträuche alles, was in den Thälern und auf den niedrigen Klippen fortkommt; bei den Grönländischen Wohnungen aber findet man gutes Gras, Sauerampf, Löwenfuß, Gänserich, Natter- und Engelwurz, Löffelkraut, Wegsenf, Veilchen und andere dergleichen Kräuter. Es ist auch gelungen, Schnittlauch, Salat, Kohl, Radieschen, Rettiche und weiße Rüben zu ziehn; aber Gerste und Hafer werden nicht reif. Der Grönländer hat also weder Mehl, noch Gemüse, noch Obst. Die Dänen bringen zuweilen etwas Mehl hieher, aber es reicht nicht zu. Im Süden wachsen auch Johannis-, Heidel- und Wacholderbeeren, Erlen, Birken, Eichen, aber kaum mannshoch. Diesem Mangel an inländischem Brennholze hilft das jährlich antreibende Holz einigermaßen ab. Woher aber diese Menge an Tannen, Birken, Erlen und Weiden komme, ist noch ein Räthsel. Man vermuthet indeß sehr wahrscheinlich, daß es mit den Sibirischen Fluthen ins Meer getrieben werde. — Von Mineralien giebt das Land Sand-, [illegible] Kalk- und Topfstein, woraus man Kessel und Lampen macht, [illegible] Glimmer, Granat, Marienglas, Amiant, den man statt de[illegible]

Dochtes in den Lampen brennt, Krystall und Steinkohlen. Bergwerke sind nicht vorhanden, an einigen Orten aber warme Quellen.

Der Grönländer hat kein anderes zahmes Thier als den Hund, denn für Europäische Hausthiere ist kein Futter zu haben. Nur die Colonie Herrnhut hat etwas Schafzucht. Die Hunde sind fast alle weiß, sehen den Wölfen ähnlich, und werden zu 4 bis 10 vor einen Schlitten gespannt. Ihr Fleisch wird gegessen, und von ihrem Felle macht man Bettdecken und Kleiderbesatz. Die weißen Hasen achten die Eingebornen nicht, weit mehr stellen sie den wilden Rennthieren, den Füchsen, deren Bälge verhandelt werden, und den weißen Bären nach, die größer und grimmiger sind, als die braunen und schwarzen, und deren fettes Fleisch ihnen zur Speise dient. Die Einwohner fangen die Füchse in fischbeinernen Schlingen, die sie über ein mit Heringen angefülltes Loch aufstellen. Von Landvögeln sieht man nicht viel besondere Arten, höchstens Bachstelzen, Schnepfen, Schneehühner, Falken, Eulen, Raben und schwarze Adler, die mit ausgebreiteten Flügeln 8 Fuß messen. Wasservögel zeigen sich in größerer Menge, und die Gewässer sind ungemein fischreich. Das vornehmste Seethier ist für den Grönländer der Seehund. Er ißt das Fleisch und den Speck, brennt den daraus gewonnenen Thran in Lampen, welche ihm leuchten, ihn wärmen, und worauf er kocht und bratet; die Sehnen sind sein Zwirn, die Gedärme seine Fenster, Zeltvorhänge und Hemden; der Magen und die Blase dienen ihm zu Thranschläuchen, die Knochen zu Brennholz und Werkzeugen, das Blut zur [illegible], und das Fell giebt ihm Kleidung, Schuhe, Boot-Überzüge, [illegible], und im Nothfall auch Nahrung. Genug, der Seehund ist [illegible] Schatz. Wer ihn nicht so geschickt, wie er, fangen kann, [illegible]länder.

und kaum thaut die Erde in diesem Monate auf. Die Sommer sind warm, besonders in den Thälern und Fiorden, und dann wohnt der Grönländer unter Zelten. Aber die dicken Nebel machen die Abende und Nächte immer kalt. Der Regen hält selten lange an; Platzregen und Gewitter sind noch seltener, und tief im Norden ganz unbekannt. Die Winde verändern sich oft, und der Herbst bringt gewöhnlich die heftigsten Stürme mit, welche Häuser erschüttern, ja umreißen, und das Seewasser wie Staubregen über das Land werfen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens richtet sich nach dem Klima. Im Norden sind Moos, saures Gras, und einige Gesträuche alles, was in den Thälern und auf den niedrigen Klippen fortkommt; bei den Grönländischen Wohnungen aber findet man gutes Gras, Sauerampf, Löwenfuß, Gänserich, Natter- und Engelwurz, Löffelkraut, Wegsenf, Veilchen und andere dergleichen Kräuter. Es ist auch gelungen, Schnittlauch, Salat, Kohl, Radischen, Rettiche und weiße Rüben zu ziehn; aber Gerste und Hafer werden nicht reif. Der Grönländer hat also weder Mehl, noch Gemüse, noch Obst. Die Dänen bringen zuweilen etwas Mehl hieher, aber es reicht nicht zu. Im Süden wachsen auch Johannis-, Heidel- und Wacholderbeeren, Erlen, Birken, Eichen, aber kaum mannshoch. Diesem Mangel an inländischem Brennholze hilft das jährlich antreibende Holz einigermaßen ab. Woher aber diese Menge an Tannen, Birken, Elsen und Weiden komme, ist noch ein Räthsel. Man vermuthet indeß sehr wahrscheinlich, daß es mit den Sibirischen Fluthen ins Meer getrieben werde. — Von Mineralien giebt das Land Sand-, Wetz-, Kalk- und Topfstein, woraus man Kessel und Lampen macht, groben Marmor, Granit, Marienglas, Amiant, den man statt des

Dochtes in den Lampen brennt, Krystall und Steinkohlen: Bergwerke sind nicht vorhanden, an einigen Orten aber warme Quellen.

Der Grönländer hat kein anderes zahmes Thier als den Hund, denn für Europäische Hausthiere ist kein Futter zu haben. Nur die Colonie Herrnhut hat etwas Schafzucht. Die Hunde sind fast alle weiß, sehen den Wölfen ähnlich, und werden zu 4 bis 10 vor einen Schlitten gespannt. Ihr Fleisch wird gegessen, und von ihrem Felle macht man Bettdecken und Kleiderbesatz. Die weißen Hasen achten die Eingebornen nicht, weit mehr stellen sie den wilden Rennthieren, den Füchsen, deren Bälge verhandelt werden, und den weißen Bären nach, die größer und grimmiger sind, als die braunen und schwarzen, und deren fettes Fleisch ihnen zur Speise dient. Die Einwohner fangen die Füchse in fischbeinernen Schlingen, die sie über ein mit Heringen angefülltes Loch aufstellen. Von Landvögeln sieht man nicht viel besondere Arten, höchstens Bachstelzen, Schnepfen, Schneehühner, Falken, Eulen, Raben und schwarze Adler, die mit ausgebreiteten Flügeln 8 Fuß messen. Wasservögel zeigen sich in größerer Menge, und die Gewässer sind ungemein fischreich. Das vornehmste Seethier ist für den Grönländer der Seehund. Er ißt das Fleisch und den Speck, brennt den daraus gewonnenen Thran in Lampen, welche ihm leuchten, ihn wärmen, und worauf er kocht und bratet; die Sehnen sind sein Zwirn, die Gedärme seine Fenster, Zeltvorhänge und Hemden; der Magen und die Blase dienen ihm zu Thranschläuchen, die Knochen zu Brennholz und Werkzeugen, das Blut zur Suppe, und das Fell giebt ihm Kleidung, Schuhe, Boot-Überzüge, Zeltdecken, und im Nothfall auch Nahrung. Genug, der Seehund ist sein größter Schatz. Wer ihn nicht so geschickt, wie er, fangen kann, ist kein Grönländer.

und kaum thaut die Erde in diesem Monate auf. Die Sommer sind warm, besonders in den Thälern und Fiorden, und dann wohnt der Grönländer unter Zelten. Aber die dicken Nebel machen die Abende und Nächte immer kalt. Der Regen hält selten lange an; Platzregen und Gewitter sind noch seltener, und tief im Norden ganz unbekannt. Die Winde verändern sich oft, und der Herbst bringt gewöhnlich die heftigsten Stürme mit, welche Häuser erschüttern, ja umreißen, und das Seewasser wie Staubregen über das Land werfen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens richtet sich nach dem Klima. Im Norden sind Moos, saures Gras, und einige Gesträuche alles, was in den Thälern und auf den niedrigen Klippen fortkommt; bei den Grönländischen Wohnungen aber findet man gutes Gras, Sauerampf, Löwenfuß, Gänserich, Natter- und Engelwurz, Löffelkraut, Wegsenf, Veilchen und andere dergleichen Kräuter. Es ist auch gelungen, Schnittlauch, Salat, Kohl, Radischen, Rettiche und weiße Rüben zu ziehn; aber Gerste und Hafer werden nicht reif. Der Grönländer hat also weder Mehl, noch Gemüse, noch Obst. Die Dänen bringen zuweilen etwas Mehl hierher, aber es reicht nicht zu. Im Süden wachsen auch Johannis-, Heidel- und Wacholderbeeren, Erlen, Birken, Eichen, aber kaum mannshoch. Diesem Mangel an inländischem Brennholze hilft das jährlich antreibende Holz einigermaßen ab. Woher aber diese Menge an Tannen, Birken, Elsen und Weiden komme, ist noch ein Räthsel. Man vermuthet indeß sehr wahrscheinlich, daß es mit den Sibirischen Fluthen ins Meer getrieben werde. — Von Mineralien giebt das Land Sand-, Wetz-, Kalk- und Topfstein, woraus man Kessel und Lampen macht, groben Marmor, Granit, Marienglas, Amiant, den man statt des

Dochtes in den Lampen brennt, Krystall und Steinkohlen: Bergwerke sind nicht vorhanden, an einigen Orten aber warme Quellen.

Der Grönländer hat kein anderes zahmes Thier als den Hund, denn für Europäische Hausthiere ist kein Futter zu haben. Nur die Colonie Herrnhut hat etwas Schafzucht. Die Hunde sind fast alle weiß, sehen den Wölfen ähnlich, und werden zu 4 bis 10 vor einen Schlitten gespannt. Ihr Fleisch wird gegessen, und von ihrem Felle macht man Bettdecken und Kleiderbesatz. Die weißen Hasen achten die Eingebornen nicht, weit mehr stellen sie den wilden Rennthieren, den Füchsen, deren Bälge verhandelt werden, und den weißen Bären nach, die größer und grimmiger sind, als die braunen und schwarzen, und deren fettes Fleisch ihnen zur Speise dient. Die Einwohner fangen die Füchse in fischbeinernen Schlingen, die sie über ein mit Heringen angefülltes Loch aufstellen. Von Landvögeln sieht man nicht viel besondere Arten, höchstens Bachstelzen, Schnepfen, Schneehühner, Falken, Eulen, Raben und schwarze Adler, die mit ausgebreiteten Flügeln 8 Fuß messen. Wasservögel zeigen sich in größerer Menge, und die Gewässer sind ungemein fischreich. Das vornehmste Seethier ist für den Grönländer der Seehund. Er ißt das Fleisch und den Speck, brennt den daraus gewonnenen Thran in Lampen, welche ihm leuchten, ihn wärmen, und worauf er kocht und bratet; die Sehnen sind sein Zwirn, die Gedärme seine Fenster, Zeltvorhänge und Hemden; der Magen und die Blase dienen ihm zu Thranschläuchen, die Knochen zu Brennholz und Werkzeugen, das Blut zur Suppe, und das Fell giebt ihm Kleidung, Schuhe, Boot-Überzüge, Zeltdecken, und im Nothfall auch Nahrung. Genug, der Seehund ist sein größter Schatz. Wer ihn nicht so geschickt, wie er, fangen kann, ist kein Grönländer.

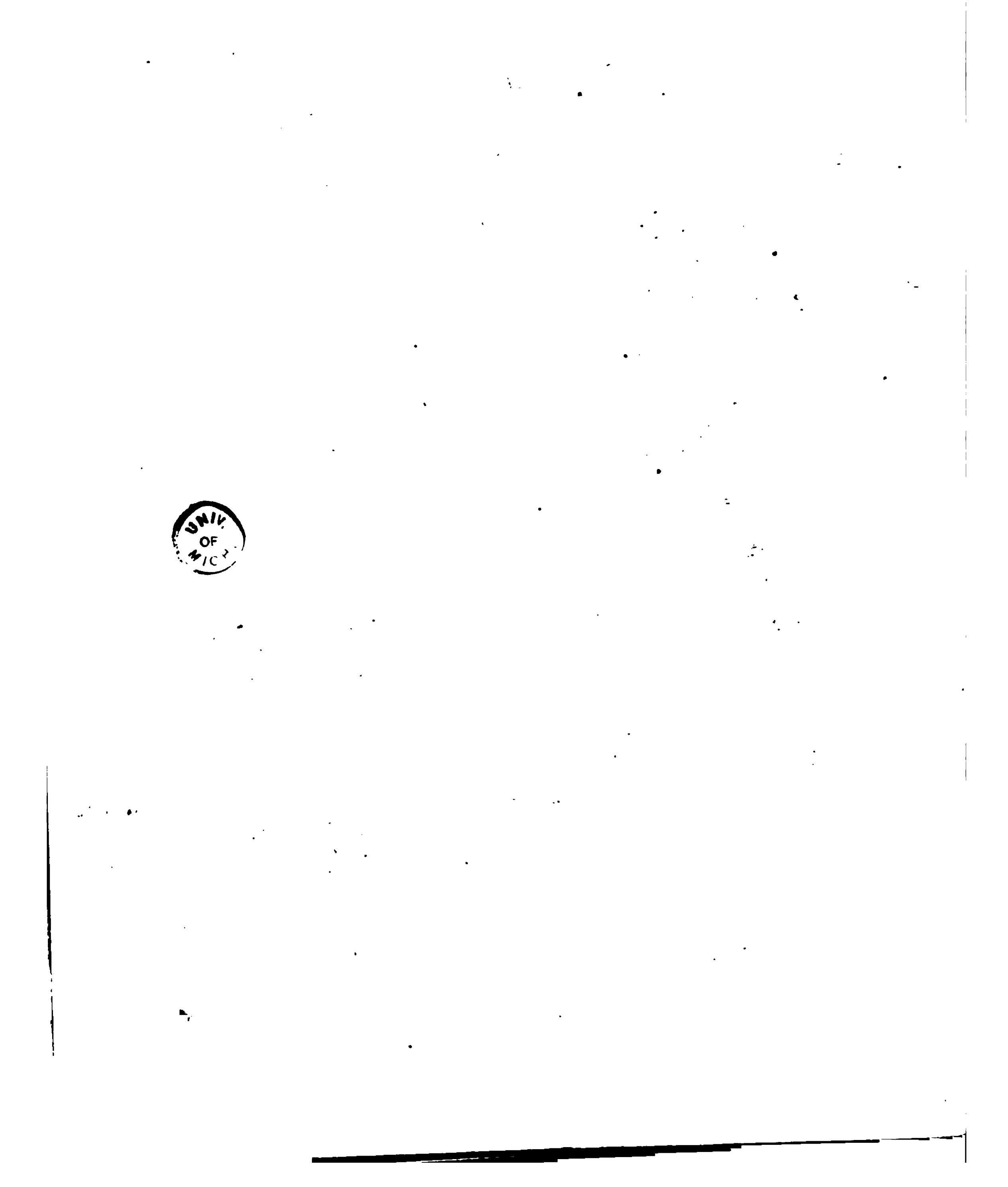
Außer den Eingebornen, welche Eskimoer sind, haben sich die Dänen und Herrnhuter an der Westküste, vom 61sten bis 71sten Grade nördlicher Breite, zerstreut niedergelassen; jene des Handels wegen, diese aus Bekehrungseifer. Diese Colonien sind in 2 Inspectorate getheilt, in das südliche und nördliche. Die südlichen heißen Julianshaab, Friedrichshaab, Godhaab, welches die älteste Colonie ist, und einen guten Hafen hat, Zuckertoppen und Holsteinborg; die nördlichen aber, Ritterbenk, Godhave, Egedesminde, Jacobshave und Christianshaab. Dazu kommen die Grönländischen Örter Umanack und Upernavick, welche mit Speck und Eiderdunen handeln. Die Missionsplätze sind Neu-Herrnhut, Lichtenfels und Lichtenau. Man rechnet auf der ganzen Westküste kaum 10000 Menschen. Godhaab, in der Nähe der Diskobucht und des Sundes, ist die bevölkertste Gegend. — Die Grönländer haben weder Städte noch Dörfer, sondern halten sich zerstreut in der Nähe der Küste und der Europäischen Colonien auf. Sie sind ganz für ihr Vaterland geschaffen, selten 5 Fuß hoch, aber proportionirt gewachsen, haben ein breites, plattes, fleischiges Gesicht, kleine, schwarze, nicht viel versprechende Augen, eine eingebogene stumpfe Nase, einen kleinen runden Mund, eine dicke Unterlippe, starres, langes, schwarzes Haar, keinen Bart, weil sie ihn ausreißen, einen großen Kopf, eine hohe Brust, breite Schultern, kleine Füße und Hände, und gelbbraune Gesichtsfarbe, die aus der unreinen Lebensart und dem ewigen Thrandampfe entsteht. Sie waschen sich auch nicht. Ihre Ausdünstung bei ihren fetten Speisen und bei ihrer Vollblütigkeit ist Europäischen Nasen unerträglich. Sie sind im Allgemeinen munter, freundlich, leicht und behende, in ihren Übungen geschickt, aber zu fremden Arbeiten unbrauchbar. Um die Folgezeit bekümmern sie sich

A



Meno Haas sc.

Taf. VIII.


UNIV.
OF

nicht, die Gegenwart stellt sie zufrieden. Aus dem dortigen Klima lassen sich ihre Trägheit, ihre Unfühlbarkeit gegen Sinnenreiz, ihr verträgliches und stilles Leben, ihr Gleichmuth und der Mangel an Leidenschaften erklären. Sie sind daher schwer aus ihrer Fassung zu bringen; wenn das aber geschehen ist, so kann nur Rache ihren Zorn dämpfen. Kommt es auf Vertheidigung ihres Lebens an, so zeigen sie Muth. Ruhe ist ihr Element; nur der Hunger nöthigt sie zur Thätigkeit; und zwingt sie die Noth nicht zur Vollendung eines Unternehmens, so lassen sie es liegen. Sie sehen mit Stolz auf andere Nationen herab, denn nur ihre Talente und ihre Fertigkeiten haben Werth für sie. „Er ist fast so sittsam, als wir; oder, er fängt an ein Mensch zu werden," sagen sie, wenn sie von einem gesitteten Fremden ehrenvoll sprechen, und bedauren, daß er noch kein Grönländer sei. Sie sehen die Vorzüge Europäischer Geschicklichkeiten ein, aber an Nachahmung denken sie nicht, weil sie bei ihrer Lebensart jene entbehren können. Ihre Kleidung besteht in Fellen, den Leib zu wärmen; daher sieht ein Mannsrock wie ein Hemde aus, das bis auf die Schenkel reicht. Er ist mit Sehnen vermittelst einer Nadel von Fischgräten künstlich genug zusammengenäht, hat eine Kappe, den Kopf zu decken, wird über einen Vogelpelz gezogen, und ist mit Streifen von rothem Leder und Hundefellen besetzt. Ihre Beinkleider sind Felle. Die ziemlich langen Strümpfe werden von ungebornen Seehunden, die Schuhe aber, welche keine Absätze haben, von gegerbtem schwarzen Seehundleder gemacht, und an die Füße festgebunden. Sie tragen auch Stjefeln von solchem Leder. Reiche Grönländer, und die mit Europäern Verkehr haben, tragen Europäische Zeuge, aber in ihrem Geschmacke, und unterscheiden sich auch von den entferntern in Sitten und Gebräuchen. Die weibliche Kleidung ist eben so, nur länger. Übrigens

haben sie, wie wir, Alltags- und Staatskleider. Jene aber triefen von Fett und werden nie gereinigt. Der Mann trägt das Haar kurz, herabhängend, vorn abgeschnitten; das Weib aber bindet es in zwei Zöpfe auf dem Kopfe zusammen, und schmückt es mit Band und Glasperlen. Bei der Trauer und dem Entschlusse, nicht zu heirathen, wird es ganz abgeschnitten. Wenn man sich putzen will, so werden die Ohren, der Hals, die Ärme, die Kleider und Schuhe mit Perlen behängt, und Kinn, Hände und Backen mit schwarzen Linien geschminkt. Ihre Wohnungen sind einfach. Ein Winterhaus ist bald aufgerichtet. Man legt Balken auf einen steinernen Grund, stellt andere in die Höhe, und verbindet sie 6 Fuß dick mit Steinen, Erde und Rasen. Einige Lagen von Strauchwerk, Torf und Erde bilden das Dach. Der innere Raum ist 24 bis 72 Fuß lang und 12 Fuß breit, aber nur mannshoch, und nach der Zahl der Familien, die ein solches Haus bewohnen, durch Felle, in Kammern abgetheilt. Ein schiefes, 12 Fuß langes, zum Durchkriechen niedriges Vorgebäude vertritt die Stelle der Thüre und des Schornsteins. Das Haus hat auf der Vorderseite einige kleine Fenster von Seehundsdärmen. Die Stuben-Wände sind mit alten Fellen, die bei den Zelten und Booten schon ihre Dienste geleistet haben, austapezirt, und halten wenigstens die Feuchtigkeit und Kälte ab. Eine mit Fellen überzogene Bretter-Erhöhung dient zum Sitzen und Schlafen. Unter dem Fenster ist die Ehrenbank für Fremde. Jede Familie hat in ihrer Stube eine Feuerstelle. Sie besteht in einigen flachen Steinen, worauf ein Schemel steht, auf dem eine Lampe brennt, die groß genug ist, das Zimmer zu erhellen, zu erwärmen und darüber zu kochen. In der letzten Absicht hängt über ihr an Schnüren, vom Dache herab, ein steinerner, einen Fuß langer und halb so breiter Kessel, der nie gereinigt wird, ob man gleich

alles,

alles, ohne Unterschied, darin kocht. Die Unsauberkeit geht aber noch weiter. Über dem Kessel liegt ein hölzerner Rost, worauf man die nassen, unreinen Kleider trocknet. Es lässt sich denken, wie reizend der Aufenthalt in solcher Stube sein müsse. Der Dampf der Lampe, des Kessels, der Speisen, der Kleider und der Felle, nebst den Ausdünstungen der Bewohner und der Nachtgeschirre, worin der Urin zur Bereitung der Felle, die auch in dem Zimmer geschieht, stehen bleibt und fault; das alles verbreitet einen unerträglichen Gestank, woran sich aber der Grönländer von Jugend auf gewöhnt hat. — Neben dem Wohnhause stehen einige den Backöfen ähnliche Vorrathshäuser. — Im Sommer werden Zelte aufgeschlagen. Jede Familie hat das ihrige. Sie bestehn aus Stangen, die in eine Spitze zusammen kommen, und mit Fellen bedeckt sind. Der entlegenste Winkel des Zeltes ist das Putzzimmer der Hausfrau. — Das Thierreich, und besonders das Meer, giebt den Grönländern ihre meisten Nahrungsmittel. Sie essen kein Fleisch ungekocht, außer beim Fange eines Thieres, wo der Aberglaube sie verbindet, ein Stück Fleisch roh zu essen, und einen Schluck warmes Blut zu trinken. Rennthierbraten geht ihnen über alles. Kleine gedörrte Heringe, oder Angmarsets, vertreten die Stelle des Brods. Das Seewasser ist ihr Salz. Was man nicht vom Rennthiere, Wallfische, Seehunde und andern Seethieren, und von Seevögeln verzehren kann, hebt man auf, wenn es auch etwas faulen sollte. Überhaupt sind sie im Essen nicht delikat. Gedärme kleiner Thiere werden nicht ausgewaschen, bloß etwas ausgedrückt. Der Inhalt eines Rennthiermagens ist ein Leckerbissen, von dem nur Freunde etwas bekommen; und wollen sie ein recht köstliches Mahl bereiten, so mengen sie unter dies Fülsel, Beeren, und richten es mit Thran zu. Heringe werden mit zerkautem und in die Pfanne ge-

haben sie, wie wir, Alltags- und Staatskleider. Jene aber triefen von Fett und werden nie gereinigt. Der Mann trägt das Haar kurz, herabhängend, vorn abgeschnitten; das Weib aber bindet es in zwei Zöpfe auf dem Kopfe zusammen, und schmückt es mit Band und Glasperlen. Bei der Trauer und dem Entschlusse, nicht zu heirathen, wird es ganz abgeschnitten. Wenn man sich putzen will, so werden die Ohren, der Hals, die Ärme, die Kleider und Schuhe mit Perlen behängt, und Kinn, Hände und Backen mit schwarzen Linien geschminkt. Ihre Wohnungen sind einfach. Ein Winterhaus ist bald aufgerichtet. Man legt Balken auf einen steinernen Grund, stellt andere in die Höhe, und verbindet sie 6 Fuß dick mit Steinen, Erde und Rasen. Einige Lagen von Strauchwerk, Torf und Erde bilden das Dach. Der innere Raum ist 24 bis 72 Fuß lang und 12 Fuß breit, aber nur mannshoch, und nach der Zahl der Familien, die ein solches Haus bewohnen, durch Felle, in Kammern abgetheilt. Ein schiefes, 12 Fuß langes, zum Durchkriechen niedriges Vorgebäude vertritt die Stelle der Thüre und des Schornsteins. Das Haus hat auf der Vorderseite einige kleine Fenster von Seehundsdärmen. Die Stuben-Wände sind mit alten Fellen, die bei den Zelten und Booten schon ihre Dienste geleistet haben, austapezirt, und halten wenigstens die Feuchtigkeit und Kälte ab. Eine mit Fellen überzogene Bretter-Erhöhung dient zum Sitzen und Schlafen. Unter dem Fenster ist die Ehrenbank für Fremde. Jede Familie hat in ihrer Stube eine Feuerstelle. Sie besteht in einigen flachen Steinen, worauf ein Schemel steht, auf dem eine Lampe brennt, die groß genug ist, das Zimmer zu erhellen, zu erwärmen und darüber zu kochen. In der letzten Absicht hängt über ihr an Schnüren, vom Dache herab, ein steinerner, einen Fuß langer und halb so breiter Kessel, der nie gereinigt wird, ob man gleich

alles,

alles, ohne Unterschied, darin kocht. Die Unsauberkeit geht aber noch weiter. Über dem Kessel liegt ein hölzerner Rost, worauf man die nassen, unreinen Kleider trocknet. Es lässt sich denken, wie reizend der Aufenthalt in solcher Stube sein müsse. Der Dampf der Lampe, des Kessels, der Speisen, der Kleider und der Felle, nebst den Ausdünstungen der Bewohner und der Nachtgeschirre, worin der Urin zur Bereitung der Felle, die auch in dem Zimmer geschieht, stehen bleibt und fault; das alles verbreitet einen unerträglichen Gestank, woran sich aber der Grönländer von Jugend auf gewöhnt hat. — Neben dem Wohnhause stehen einige den Backöfen ähnliche Vorrathshäuser. — Im Sommer werden Zelte aufgeschlagen. Jede Familie hat das ihrige. Sie bestehn aus Stangen, die in eine Spitze zusammen kommen, und mit Fellen bedeckt sind. Der entlegenste Winkel des Zeltes ist das Putzzimmer der Hausfrau. — Das Thierreich, und besonders das Meer, giebt den Grönländern ihre meisten Nahrungsmittel. Sie essen kein Fleisch ungekocht, außer beim Fange eines Thieres, wo der Aberglaube sie verbindet, ein Stück Fleisch roh zu essen, und einen Schluck warmes Blut zu trinken. Rennthierbraten geht ihnen über alles. Kleine gedörrte Heringe, oder Angmarsets, vertreten die Stelle des Brods. Das Seewasser ist ihr Salz. Was man nicht vom Rennthiere, Wallfische, Seehunde und andern Seethieren, und von Seevögeln verzehren kann, hebt man auf, wenn es auch etwas faulen sollte. Überhaupt sind sie im Essen nicht delikat. Gedärme kleiner Thiere werden nicht ausgewaschen, bloß etwas ausgedrückt. Der Inhalt eines Rennthiermagens ist ein Leckerbissen, von dem nur Freunde etwas bekommen; und wollen sie ein recht köstliches Mahl bereiten, so mengen sie unter dies Fülsel, Beeren, und richten es mit Thran zu. Heringe werden mit zerkautem und in die Pfanne ge-

spucktem Speck gebraten. Eier mit Beeren vermischt, heben sie in einem mit Thran angefüllten Felle als ein Winterlabsal sorgfältig auf. Das Fett der Vögelhäute wird mit den Zähnen abgezogen. Der Speck, der an den Fellen sitzen bleibt, wird beim Gerben abgeschabt, und zu Pfannkuchen verwendet. Man richtet in hölzernen Schüsseln an. Die bloße Erde ist ihr Tisch, und ein Stück Leder das Tischtuch. Suppe wird mit hölzernen Löffeln gegessen; alles übrige aber mit Händen und Zähnen zerrissen. Nach der Mahlzeit streicht sich jeder das um den Mund sitzende Fett mit einem Messer ab, und reinigt es wieder mit der Zunge. Einem Fremden erzeigt der Grönländer große Ehre, wenn er die für ihn bestimmten Bissen vom Blute und Schaume vorher ableckt. Küchen- und Tischgeräth reinigen die Hunde. Gemeinschaftlich zu speisen ist nicht Sitte; jeder ißt, wenn ihn hungert. Nur Abends, wenn der Mann mit Beute beschwert von der See zurückkommt, wird die Hauptmahlzeit gehalten, woran auch die Nachbarn, die nichts gefangen haben, Antheil nehmen. Erst essen die Männer, nachher die Weiber; und gewöhnlich wird alles verzehrt. Diese Verschwendung setzt sie oft in Verlegenheit. Denn gegen das Frühjahr entfernen sich die Seehunde, nnd dann behilft man sich mit Seegrase, alten Zeltdecken, Schuhsohlen rc. An solchem Vielfraß gewöhnt man schon die Kinder. Europäische Gerichte verachten sie übrigens nicht, nur Schweinefleisch können sie nicht leiden. Sie trinken Wasser, und wenn sie ihn haben können, auch Branntwein. Eben so haben sie von den Europäern den Gebrauch des Schnupftabacks gelernt. — Der Grölnänder ist zwar an Kenntnissen arm, aber erfindungsreich in den Mitteln, seine Nahrung zu erwerben. Er gebraucht zur Jagd nicht allein Bogen und Lanzen, sondern auch Feuergewehr. Der Bogen ist 6 Fuß lang, von Tannenholz, und mit Fischbein oder

Sehnen umwunden; die Schnur ist von Sehnen, und der Pfeil hat eine Spitze von Wallfischrippen, Widerhaken, und hinten Rabenfedern. Zum Fischen gebraucht er, nach Verschiedenheit der Thiere, fünferlei Wurf-Werkzeuge. Das künstlichste darunter ist die Harpune, welche von einem Schafte abfliegt, und gewöhnlich trifft. Der Schaft hat 3 Ellen Länge und 1½ Zoll Dicke, und das vordere Ende, worin die beinerne, mit Widerhaken versehene, einige Zoll lange Harpune steckt, ist beweglich. Um sicherer zu treffen, sitzen am hintern Ende 2 Federn von Wallfischknochen, zwischen denen ein Wurfbrett liegt, das man mit der einen Hand festhält. An der Harpune hängt ein 8 Klafter langer Riem, der in der Mitte des Schafts befestigt, am Vordertheile des Boots aufgerollt ist und sich an einer Blase endigt. Das getroffne Seethier geht schnell zu Grunde, aber eben so schnell windet sich der Riem los, und die schwimmende Blase zeigt dem Fischer, wo er seine Beute finden kann. — Zu diesen Fischereien sind ihnen Boote unentbehrlich. Sie haben kleine und große Kähne, Die letztern, die bloß für die Weiber bestimmt sind, und daher auch Umiaks oder Weiberboote heißen, sind 36 bis 54 Fuß lang, 4 Fuß breit, 3 Fuß tief, unten platt, nnd laufen spitz zu. Das Gerüst besteht aus Holz. Zwischen den großen Stücken befestigt man mit Fischbein dünne Leisten von Wallfischrippen, und überzieht das Ganze in- und auswendig mit Seehundsfellen. Zum Gesäß werden dünne Balken queer über eingefugt. Damit das Wasser nicht in die Nähte eindringe, verklebt man sie mit Speck. Am Vordertheile steht ein Pfosten, an welchem ein 6 Fuß breites und 9 Fuß langes Segel von Gedärmen ausgespannt wird. Ein solcher Kahn thut seine Dienste, und kann bald ausgebessert werden. Man verfertigt ihn ohne Meßinstrument, bloß mit einer Säge, einem Meißel, Bohrer und Messer. Gewöhnlich setzen vier

spucktem Speck gebraten. Eier mit Beeren vermischt, heben sie in einem mit Thran angefüllten Felle als ein Winterlabsal sorgfältig auf. Das Fett der Vögelhäute wird mit den Zähnen abgezogen. Der Speck, der an den Fellen sitzen bleibt, wird beim Gerben abgeschabt, und zu Pfannkuchen verwendet. Man richtet in hölzernen Schüsseln an. Die bloße Erde ist ihr Tisch, und ein Stück Leder das Tischtuch. Suppe wird mit hölzernen Löffeln gegessen; alles übrige aber mit Händen und Zähnen zerrissen. Nach der Mahlzeit streicht sich jeder das um den Mund sitzende Fett mit einem Messer ab, und reinigt es wieder mit der Zunge. Einem Fremden erzeigt der Grönländer große Ehre, wenn er die für ihn bestimmten Bissen vom Blute und Schaume vorher ableckt. Küchen- und Tischgeräth reinigen die Hunde. Gemeinschaftlich zu speisen ist nicht Sitte; jeder ißt, wenn ihn hungert. Nur Abends, wenn der Mann mit Beute beschwert von der See zurückkommt, wird die Hauptmahlzeit gehalten, woran auch die Nachbarn, die nichts gefangen haben, Antheil nehmen. Erst essen die Männer, nachher die Weiber; und gewöhnlich wird alles verzehrt. Diese Verschwendung setzt sie oft in Verlegenheit. Denn gegen das Frühjahr entfernen sich die Seehunde, und dann behilft man sich mit Seegrase, alten Zeltdecken, Schuhsohlen rc. An solchem Vielfraß gewöhnt man schon die Kinder. Europäische Gerichte verachten sie übrigens nicht, nur Schweinefleisch können sie nicht leiden. Sie trinken Wasser, und wenn sie ihn haben können, auch Branntwein. Eben so haben sie von den Europäern den Gebrauch des Schnupftabacks gelernt. — Der Grönländer ist zwar an Kenntnissen arm, aber erfindungsreich in den Mitteln, seine Nahrung zu erwerben. Er gebraucht zur Jagd nicht allein Bogen und Lanzen, sondern auch Feuergewehr. Der Bogen ist 6 Fuß lang, von Tannenholz, und mit Fischbein oder

Sehnen umwunden; die Schnur ist von Sehnen, und der Pfeil hat eine Spitze von Wallfischrippen, Widerhaken, und hinten Rabenfedern. Zum Fischen gebraucht er, nach Verschiedenheit der Thiere, fünferlei Wurf-Werkzeuge. Das künstlichste darunter ist die Harpune, welche von einem Schafte abfliegt, und gewöhnlich trifft. Der Schaft hat 3 Ellen Länge und 1½ Zoll Dicke, und das vordere Ende, worin die beinerne, mit Widerhaken versehene, einige Zoll lange Harpune steckt, ist beweglich. Um sicherer zu treffen, sitzen am hintern Ende 2 Federn von Wallfischknochen, zwischen denen ein Wurfbrett liegt, das man mit der einen Hand festhält. An der Harpune hängt ein 8 Klafter langer Riem, der in der Mitte des Schafts befestigt, am Vordertheile des Boots aufgerollt ist und sich an einer Blase endigt. Das getroffne Seethier geht schnell zu Grunde, aber eben so schnell windet sich der Riem los, und die schwimmende Blase zeigt dem Fischer, wo er seine Beute finden kann. — Zu diesen Fischereien sind ihnen Boote unentbehrlich. Sie haben kleine und große Kähne. Die letztern, die bloß für die Weiber bestimmt sind, und daher auch Umiaks oder Weiberboote heißen, sind 36 bis 54 Fuß lang, 4 Fuß breit, 3 Fuß tief, unten platt, und laufen spitz zu. Das Gerüst besteht aus Holz. Zwischen den großen Stücken befestigt man mit Fischbein dünne Leisten von Wallfischrippen, und überzieht das Ganze in- und auswendig mit Seehundsfellen. Zum Gefäß werden dünne Balken queer über eingefugt. Damit das Wasser nicht in die Nähte eindringe, verklebt man sie mit Speck. Am Vordertheile steht ein Pfosten, an welchem ein 6 Fuß breites und 9 Fuß langes Segel von Gedärmen ausgespannt wird. Ein solcher Kahn thut seine Dienste, und kann bald ausgebessert werden. Man verfertigt ihn ohne Meßinstrument, bloß mit einer Säge, einem Meißel, Bohrer und Messer. Gewöhnlich setzen vier

Weiber den Kahn in Bewegung, in welchem 10 bis 20 Menschen mit ihren Zelten, Geräthen und Lebensmitteln eine Küstenreise von mehr als 100 Meilen unternehmen, und des Tages 6 Meilen zurücklegen. Gegen Abend wird allemal gelandet, und können sie nicht weiter fahren, so tragen sie Gepäck und Boot über Land bis zu dem nächsten Fahrwasser. — Der Mann fährt in seinem kleinen Boote, Kajack genannt, neben her, um in Gefahren hülfreiche Hand zu leisten. Das Männerboot ist nur 18 Fuß lang, 1½ Fuß breit, 1 Fuß tief, und gerade so gebaut, als das vorige, nur hat es eine Decke von Fellen, worin sich der Grönländer bis auf den Kopf und die Hände einschnürt. In diesen leichten Fahrzeugen trotzen sie aller Gefahr, und wenn sie auch von einer Welle umgeworfen werden, so sind sie doch bald wieder oben. Freilich gehört dazu Muth und Bekanntschaft mit dem Meere. Dazu wird der Grönländer frühzeitig gewöhnt. Man übt die Jugend sorgfältig in allen Fertigkeiten, die zur Erwerbung der Nahrungsmittel und zur Rettung aus Gefahren dienen. Der erste Seehund, den ein junger Mensch erlegt, giebt Gelegenheit zu einem großen Feste. Im 20sten Jahre baut er sich sein Boot selbst. Die Mädchen lernen von ihrem 14ten Jahre an die weiblichen Arbeiten, als nähen, kochen, gerben, und späterhin Häuser und Boote bauen. Bei Verheirathungen sieht der Mann darauf, ob seine künftige Frau die Wirthschaft versteht; und diese ist zufrieden, wenn jener ein guter Fischer ist. So werden Ehen leicht geschlossen, aber auch leicht getrennt. Bei dauerndem Zwiste verlässt der Mann auf einige Tage das Haus, und die Frau betrachtet das als ein Zeichen, daß sie sich entfernen solle, welches ungesäumt geschieht. Sie geht zu ihren Verwandten oder Freunden. Vielweiberei ist erlaubt, aber nicht gebräuchlich. Kinder wachsen ohne Zucht, ja sogar ohne Verweise auf, wenn sie

auch trotzen sollten. Die Mutter darf, ohne Ahndung des Mannes, den Sohn nicht schlagen. So liebreich und nachsichtig die Ältern gegen die Kinder sind, so dankbar sind diese gegen jene in ihrem Alter. Der Herr schlägt sein Gesinde nie, und ein Weib so zu behandeln, wäre schimpflich. Überhaupt ist das Leben der Eingebornen still und eingezogen, ohne Ausschweifungen, und nach einer gewissen Ordnung eingerichtet. Sie sprechen nicht unanständig, handeln nicht unsittlich. Die Mädchen sind so sittsam, daß sie nie mit einer Mannsperson allein sprechen, und sich sehr beleidigt finden würden, wenn ein junger Mensch ihnen eine Prise Taback anböte. Sie sind ferner gefällig, dienstfertig, mitleidig, weil es so sein muß, ohne Bitten abzuwarten, ohne auf Dank zu hoffen; sind herzlich im Betragen und im Umgange, ohne Verstellung, ohne Complimente. Eine Gesellschaft ist gewöhnlich munter, gesprächig, witzig. Der Gast wird freudig aufgenommen. Er bringt immer das Beste mit, und der Wirth giebt auch nicht das Schlechteste. Man ist bei solchen Besuchen thätig. Das Fahrzeug des Gastes wird ans Ufer gezogen und ausgeladen, und seine nassen Kleider werden mit trocknen vertauscht. Nun entstehn besondere Gruppen. Die Männer sprechen von der Jagd, die Weiber vom Hauswesen und vom Putze; und dabei geht die beinerne mit Kupfer plattirte Dose in die Runde. Zur Mahlzeit werden, dem Fremden zur Ehre, noch mehr Gäste geladen, und wol zehn Schüsseln gegeben. Zuerst getrocknete Heringe, dann folgen getrockneter Seehund, gekochter Seehund, halb verfaulter Seehund, gesottener Seehund, ein Stück Wallfischschwanz, trockner Lachs, ein Stück Rennthierfleisch, zum Desert wilde Maulbeeren mit Rennthier-Verdauungs-Sauce, und den Beschluß machen Beeren mit Wallfischthran. Die Gesellschaft steht nicht eher auf, als bis alles an der Tafel einschläft. — Die



Weiber den Kahn in Bewegung, in welchem 10 bis 20 Menschen mit ihren Zelten, Geräthen und Lebensmitteln eine Küstenreise von mehr als 100 Meilen unternehmen, und des Tages 6 Meilen zurücklegen. Gegen Abend wird allemal gelandet, und können sie nicht weiter fahren, so tragen sie Gepäck und Boot über Land bis zu dem nächsten Fahrwasser. — Der Mann fährt in seinem kleinen Boote, Kajack genannt, neben her, um in Gefahren hülfreiche Hand zu leisten. Das Männerboot ist nur 18 Fuß lang, 1½ Fuß breit, 1 Fuß tief, und gerade so gebaut, als das vorige, nur hat es eine Decke von Fellen, worin sich der Grönländer bis auf den Kopf und die Hände einschnürt. In diesen leichten Fahrzeugen trotzen sie aller Gefahr, und wenn sie auch von einer Welle umgeworfen werden, so sind sie doch bald wieder oben. Freilich gehört dazu Muth und Bekanntschaft mit dem Meere. Dazu wird der Grönländer frühzeitig gewöhnt. Man übt die Jugend sorgfältig in allen Fertigkeiten, die zur Erwerbung der Nahrungsmittel und zur Rettung aus Gefahren dienen. Der erste Seehund, den ein junger Mensch erlegt, giebt Gelegenheit zu einem großen Feste. Im 20sten Jahre baut er sich sein Boot selbst. Die Mädchen lernen von ihrem 14ten Jahre an die weiblichen Arbeiten, als nähen, kochen, gerben, und späterhin Häuser und Boote bauen. Bei Verheirathungen sieht der Mann darauf, ob seine künftige Frau die Wirthschaft versteht; und diese ist zufrieden, wenn jener ein guter Fischer ist. So werden Ehen leicht geschlossen, aber auch leicht getrennt. Bei dauerndem Zwiste verlässt der Mann auf einige Tage das Haus, und die Frau betrachtet das als ein Zeichen, daß sie sich entfernen solle, welches ungesäumt geschieht. Sie geht zu ihren Verwandten oder Freunden. Vielweiberei ist erlaubt, aber nicht gebräuchlich. Kinder wachsen ohne Zucht, ja sogar ohne Verweise auf, wenn sie

auch trotzen sollten. Die Mutter darf, ohne Ahndung des Mannes, den Sohn nicht schlagen. So liebreich und nachsichtig die Ältern gegen die Kinder sind, so dankbar sind diese gegen jene in ihrem Alter. Der Herr schlägt sein Gesinde nie, und ein Weib so zu behandeln, wäre schimpflich. Überhaupt ist das Leben der Eingebornen still und eingezogen, ohne Ausschweifungen, und nach einer gewissen Ordnung eingerichtet. Sie sprechen nicht unanständig, handeln nicht unsittlich. Die Mädchen sind so sittsam, daß sie nie mit einer Mannsperson allein sprechen, und sich sehr beleidigt finden würden, wenn ein junger Mensch ihnen eine Prise Taback anböte. Sie sind ferner gefällig, dienstfertig, mitleidig, weil es so sein muß, ohne Bitten abzuwarten, ohne auf Dank zu hoffen; sind herzlich im Betragen und im Umgange, ohne Verstellung, ohne Complimente. Eine Gesellschaft ist gewöhnlich munter, gesprächig, witzig. Der Gast wird freudig aufgenommen. Er bringt immer das Beste mit, und der Wirth giebt auch nicht das Schlechteste. Man ist bei solchen Besuchen thätig. Das Fahrzeug des Gastes wird ans Ufer gezogen und ausgeladen, und seine nassen Kleider werden mit trocknen vertauscht. Nun entstehn besondere Gruppen. Die Männer sprechen von der Jagd, die Weiber vom Hauswesen und vom Putze; und dabei geht die beinerne mit Kupfer plattirte Dose in die Runde. Zur Mahlzeit werden, dem Fremden zur Ehre, noch mehr Gäste geladen, und wol zehn Schüsseln gegeben. Zuerst getrocknete Heringe, dann folgen getrockneter Seehund, gekochter Seehund, halb verfaulter Seehund, gesottener Seehund, ein Stück Wallfischschwanz, trockner Lachs, ein Stück Rennthierfleisch, zum Desert wilde Maulbeeren mit Rennthier-Verdauungs-Sauce, und den Beschluß machen Beeren mit Wallfischthran. Die Gesellschaft steht nicht eher auf, als bis alles an der Tafel einschläft. — Die

Weiber den Kahn in Bewegung, in welchem 10 bis 20 Menschen mit ihren Zelten, Geräthen und Lebensmitteln eine Küstenreise von mehr als 100 Meilen unternehmen, und des Tages 6 Meilen zurücklegen. Gegen Abend wird allemal gelandet, und können sie nicht weiter fahren, so tragen sie Gepäck und Boot über Land bis zu dem nächsten Fahrwasser. — Der Mann fährt in seinem kleinen Boote, Kajack genannt, neben her, um in Gefahren hülfreiche Hand zu leisten. Das Männerboot ist nur 18 Fuß lang, 1½ Fuß breit, 1 Fuß tief, und gerade so gebaut, als das vorige, nur hat es eine Decke von Fellen, worin sich der Grönländer bis auf den Kopf und die Hände einschnürt. In diesen leichten Fahrzeugen trotzen sie aller Gefahr, und wenn sie auch von einer Welle umgeworfen werden, so sind sie doch bald wieder oben. Freilich gehört dazu Muth und Bekanntschaft mit dem Meere. Dazu wird der Grönländer frühzeitig gewöhnt. Man übt die Jugend sorgfältig in allen Fertigkeiten, die zur Erwerbung der Nahrungsmittel und zur Rettung aus Gefahren dienen. Der erste Seehund, den ein junger Mensch erlegt, giebt Gelegenheit zu einem großen Feste. Im 20sten Jahre baut er sich sein Boot selbst. Die Mädchen lernen von ihrem 14ten Jahre an die weiblichen Arbeiten, als nähen, kochen, gerben, und späterhin Häuser und Boote bauen. Bei Verheirathungen sieht der Mann darauf, ob seine künftige Frau die Wirthschaft versteht; und diese ist zufrieden, wenn jener ein guter Fischer ist. So werden Ehen leicht geschlossen, aber auch leicht getrennt. Bei dauerndem Zwiste verlässt der Mann auf einige Tage das Haus, und die Frau betrachtet das als ein Zeichen, daß sie sich entfernen solle, welches ungesäumt geschieht. Sie geht zu ihren Verwandten oder Freunden. Vielweiberei ist erlaubt, aber nicht gebräuchlich. Kinder wachsen ohne Zucht, ja sogar ohne Verweise auf, wenn sie

auch trotzen sollten. Die Mutter darf, ohne Ahndung des Mannes, den Sohn nicht schlagen. So liebreich und nachsichtig die Ältern gegen die Kinder sind, so dankbar sind diese gegen jene in ihrem Alter. Der Herr schlägt sein Gesinde nie, und ein Weib so zu behandeln, wäre schimpflich. Überhaupt ist das Leben der Eingebornen still und eingezogen, ohne Ausschweifungen, und nach einer gewissen Ordnung eingerichtet. Sie sprechen nicht unanständig, handeln nicht unsittlich. Die Mädchen sind so sittsam, daß sie nie mit einer Mannsperson allein sprechen, und sich sehr beleidigt finden würden, wenn ein junger Mensch ihnen eine Prise Taback anböte. Sie sind ferner gefällig, dienstfertig, mitleidig, weil es so sein muß, ohne Bitten abzuwarten, ohne auf Dank zu hoffen; sind herzlich im Betragen und im Umgange, ohne Verstellung, ohne Complimente. Eine Gesellschaft ist gewöhnlich munter, gesprächig, wizzig. Der Gast wird freudig aufgenommen. Er bringt immer das Beste mit, und der Wirth giebt auch nicht das Schlechteste. Man ist bei solchem Besuchen thätig. Das Fahrzeug des Gastes wird ans Ufer gezogen und ausgeladen, und seine nassen Kleider werden mit trocknen vertauscht. Nun entstehn besondere Gruppen. Die Männer sprechen von der Jagd, die Weiber vom Hauswesen und vom Putze; und dabei geht die beinerne mit Kupfer plattirte Dose in die Runde. Zur Mahlzeit werden, dem Fremden zur Ehre, noch mehr Gäste geladen, und wol zehn Schüsseln gegeben. Zuerst getrocknete Heringe, dann folgen getrockneter Seehund, gekochter Seehund, halb verfaulter Seehund, gesottener Seehund, ein Stück Wallfischschwanz, trockner Lachs, ein Stück Rennthierfleisch, zum Desert wilde Maulbeeren mit Rennthier-Verdauungs-Sauce, und den Beschluß machen Beeren mit Wallfischthran. Die Gesellschaft steht nicht eher auf, als bis alles an der Tafel einschläft. — Die

Weiber den Kahn in Bewegung, in welchem 10 bis 20 Menschen mit ihren Zelten, Geräthen und Lebensmitteln eine Küstenreise von mehr als 100 Meilen unternehmen, und des Tages 6 Meilen zurücklegen. Gegen Abend wird allemal gelandet, und können sie nicht weiter fahren, so tragen sie Gepäck und Boot über Land bis zu dem nächsten Fahrwasser. — Der Mann fährt in seinem kleinen Boote, Kajack genannt, neben her, um in Gefahren hülfreiche Hand zu leisten. Das Männerboot ist nur 18 Fuß lang, 1½ Fuß breit, 1 Fuß tief, und gerade so gebaut, als das vorige, nur hat es eine Decke von Fellen, worin sich der Grönländer bis auf den Kopf und die Hände einschnürt. In diesen leichten Fahrzeugen trotzen sie aller Gefahr, und wenn sie auch von einer Welle umgeworfen werden, so sind sie doch bald wieder oben. Freilich gehört dazu Muth und Bekanntschaft mit dem Meere. Dazu wird der Grönländer frühzeitig gewöhnt. Man übt die Jugend sorgfältig in allen Fertigkeiten, die zur Erwerbung der Nahrungsmittel und zur Rettung aus Gefahren dienen. Der erste Seehund, den ein junger Mensch erlegt, giebt Gelegenheit zu einem großen Feste. Im 20sten Jahre baut er sich sein Boot selbst. Die Mädchen lernen von ihrem 14ten Jahre an die weiblichen Arbeiten, als nähen, kochen, gerben, und späterhin Häuser und Boote bauen. Bei Verheirathungen sieht der Mann darauf, ob seine künftige Frau die Wirthschaft versteht; und diese ist zufrieden, wenn jener ein guter Fischer ist. So werden Ehen leicht geschlossen, aber auch leicht getrennt. Bei dauerndem Zwiste verlässt der Mann auf einige Tage das Haus, und die Frau betrachtet das als ein Zeichen, daß sie sich entfernen solle, welches ungesäumt geschieht. Sie geht zu ihren Verwandten oder Freunden. Vielweiberei ist erlaubt, aber nicht gebräuchlich. Kinder wachsen ohne Zucht, ja sogar ohne Verweise auf, wenn sie

auch trotzen sollten. Die Mutter darf, ohne Ahndung des Mannes, den Sohn nicht schlagen. So liebreich und nachsichtig die Ältern gegen die Kinder sind, so dankbar sind diese gegen jene in ihrem Alter. Der Herr schlägt sein Gesinde nie, und ein Weib so zu behandeln, wäre schimpflich. Überhaupt ist das Leben der Eingebornen still und eingezogen, ohne Ausschweifungen, und nach einer gewissen Ordnung eingerichtet. Sie sprechen nicht unanständig, handeln nicht unsittlich. Die Mädchen sind so sittsam, daß sie nie mit einer Mannsperson allein sprechen, und sich sehr beleidigt finden würden, wenn ein junger Mensch ihnen eine Prise Taback anböte. Sie sind ferner gefällig, dienstfertig, mitleidig, weil es so sein muß, ohne Bitten abzuwarten, ohne auf Dank zu hoffen; sind herzlich im Betragen und im Umgange, ohne Verstellung, ohne Complimente. Eine Gesellschaft ist gewöhnlich munter, gesprächig, wizzig. Der Gast wird freudig aufgenommen. Er bringt immer das Beste mit, und der Wirth giebt auch nicht das Schlechteste. Man ist bei solchen Besuchen thätig. Das Fahrzeug des Gastes wird ans Ufer gezogen und ausgeladen, und seine nassen Kleider werden mit trocknen vertauscht. Nun entstehn besondere Gruppen. Die Männer sprechen von der Jagd, die Weiber vom Hauswesen und vom Putze; und dabei geht die beinerne mit Kupfer plattirte Dose in die Runde. Zur Mahlzeit werden, dem Fremden zur Ehre, noch mehr Gäste geladen, und wol zehn Schüsseln gegeben. Zuerst getrocknete Heringe, dann folgen getrockneter Seehund, gekochter Seehund, halb verfaulter Seehund, gesottener Seehund, ein Stück Wallfischschwanz, trockner Lachs, ein Stück Rennthierfleisch, zum Desert wilde Maulbeeren mit Rennthier-Verdauungs-Sauce, und den Beschluß machen Beeren mit Wallfischthran. Die Gesellschaft steht nicht eher auf, als bis alles an der Tafel einschläft. — Die

Grönländer behandeln sich ehrlich, fühlen die Rechte der Natur und Billigkeit, und schämen sich, fremde Rechte zu schmälern. Aber nicht jeder Eingeborne hat diese löblichen Eigenschaften; es giebt unter ihnen auch faule, geizige, lügenhafte, eigennützige Menschen. — Die Beschäftigung des Mannes ist Besorgung des Jagdgeräths, Zimmerung der Boote, Fischfang, und Anschaffung des Holzes. Das Weib überzieht die Boote, bringt den Fang nach Hause, richtet die Speisen zu, stellt das Haus her, und gerbt Leder. Diese Gerberei ist nicht die unsrige. Die Felle werden von den Haaren entblößt, in Urin gebeizt, mit Händen und Zähnen ausgedehnt, ausgespannt, getrocknet, mit Bimsstein ab- und mit den Händen vollends weich gerieben. Sie bereiten auch die Haut der Vögel. Ihr Handel besteht bloß im Vertauschen der Waaren. In der Diskobai wird eine ordentliche Messe von dem größten Theile der Nation gehalten, woran aber die Europäer nicht Theil nehmen. Die südlichen Grönländer verhandeln gewöhnlich Holz und steinerne Gefäße an die nördlichen, gegen Fischzähne, Barten, Rippen, Knochen, Sehnen und Wallfischschwänze. Mit den Dänen wird in den Colonien und Handlungshäusern besonders gehandelt. Die Eingebornen bringen Fuchs- und Seehundfelle, Speck und Thran dahin, dafür bekommen sie allerlei Eisenwaaren, Zeuge, Geschirre, Kämme, Flinten, Pulver und Blei, Taback und Spielzeug. — Eins ihrer ersten Feste ist das Sonnenfest im December, wobei sie sich über das nahe Ende der Nacht, über die Rückkehr der Sonne, und über die Hoffnung reicher Fischereien freuen. Schmaus und Tanz nach einer rauhen Musik sind dabei wesentlich. Das musikalische Instrument ist eine Trommel. Der Musikus tanzt allein, d. h. er springt herum, und besingt dazu die Thaten seiner Ahnen, das rühmliche Geschäft des Seehundfanges und die Rückkehr der Sonne.

Die Zuschauer stimmen mit ein, und hat der erste aufgehört, so fängt der andere an. Junge Leute spielen Ball, treiben den Kreisel, ringen und springen. Das Ballspiel hat etwas eignes. Die Gesellschaft sondert sich in zwei Haufen. Der eine Spieler wirft den Ball einem von seiner Parthei zu, und die feindliche muß ihn wegzufangen suchen. Oder man steckt 2 Ziele 400 Schritte von einander. Die beiden Haufen treten zwischen die Ziele. Einer wirft alsdann eine Kugel auf die Erde, und jeder bemüht sich, sie mit dem Fuße nach einem Ziele hinzustoßen. Wem das zuerst gelingt, der erhält den Preis. — Sie erkennen kein höchstes Wesen, aber wol gute und böse Geister, wovon jene verehrt, und von ihren Angekoks oder Wahrsagern um Rath gefragt werden. Die mehrsten glauben eine Seelenwanderung und einen Himmel in der Tiefe des Meeres, den sie nach ihrer Sinnlichkeit ausschmücken, und wohin nur gute Fischer kommen, indem sie 5 Tage lang von einem schrecklichen Felsen herabglitschen. Die listigen Angekoks halten das Volk im Aberglauben, denn sie ziehen Vortheil davon. Sie heilen Krankheiten, besprechen die Waffen, citiren und bannen Geister, und lassen sich dafür gut bezahlen. Alte Weiber spielen die Rolle der Hexen, um etwas zu verdienen. Seit 1721 hat ein Dänischer Geistlicher, Egede, mit Bekehrung der Grönländer den Anfang gemacht, und in den neuern Zeiten haben die Herrnhuter dies Geschäft fortgesetzt, das durch die Grönländische Sprache, die keine abstrakte Begriffe ausdrücken kann, noch mühsamer wird, als es an sich schon ist. — Wissenschaftliche Kenntnisse besitzen sie nicht. Zwanzig ist ihre höchste Zahl; was darüber ist, ist für sie unzählbar. Schreiben können nur die wenigen, die es von Europäern gelernt haben. Jahre und Tage rechnen sie nach Wintern und Nächten, und theilen den Tag in Ebbe und Fluth. Sie glauben, daß die Erde auf morschen

Stützen ruhe, welche die Angekoks bisweilen ausbesserten. Die Gestirne sind Grönländer oder Thiere gewesen. Sternschnuppen sind Seelen, die zum Besuch aus dem Himmel in die Hölle reisen. Das Nordlicht ist eine Gesellschaft von Seelen, die Ball spielen und tanzen. Sonne und Mond waren Geschwister, und fuhren bei einem Zanke in die Höhe. Dieser, der Bruder, läuft immer hinter jener, der Schwester, her, um sie zu haschen. Ist er hungrig, so fängt er Seehunde, und ißt sich satt. So stellen sie sich die Veränderung des Mondes vor. Wenn es donnert, schlagen sich zwei alte Weiber in der Luft um ein Seehundsfell, ihr Haus fällt ein, die Lampen zerbrechen, und das Feuer fliegt in die Luft. — Ihre vornehmsten Krankheiten sind Ausschlag und Scorbut. Gegen Augenweh schützen sie sich durch Schneeaugen. Der Todte wird in seinen Staatskleidern mit zurückgebogenen Füßen durchs Fenster aus dem Hause geschoben, und von seinem nächsten Verwandten in eine Gruft getragen, die mit Rasen und Steinen gedeckt und erhöht wird, und woneben man des Verstorbenen Boot, Waffen und Werkzeuge hinlegt. Die Frau folgt der Leiche mit einem brennenden Spane. Nach der Beerdigung wird in dem Trauerhause erst eine Leichenrede gehalten, dann geweint und endlich geschmaust. Der älteste Sohn erbt des Vaters Vermögen, muß aber die Wittwe und seine Geschwister ernähren. Ist kein majorenner Sohn da, so erbt, unter gleicher Bedingung, der nächste Verwandte, ohne daß die herangewachsenen Kinder in der Folge ihr Erbe fordern dürfen, außer wenn der Besitzer schon Vermögen hat, oder stirbt. — Die ganze Nation ist frei und keinem Landesherrn unterworfen. Jeder Vater ist das Haupt und Regent seiner Familie. Die Angelegenheiten der ganzen Nation werden bei Festen und in Versammlungen abgemacht. Streitigkeiten legt man, ohne weitere Umstände, sogleich bei.

Ab-

Abgaben sind unbekannt; denn sie haben keinen Oberherrn. Jeder baut sich an, fischt und jagt wo er will, und nimmt, wo er etwas findet; denn Land und Wasser ist allen gemein.

Wir verlassen nunmehr Grönland, und fahren südlich nach

den Bermudischen oder Sommer-Inseln,

deren Anzahl 400 beträgt; aber die meisten sind bloße Klippen. Die vornehmste und größte ist St. Georg. Sie dehnt sich 16 Meilen in die Länge, aber noch keine Meile in die Breite aus, und ist mit Felsen umgeben. Die nach ihr benannte Hauptstadt zählt beinahe 1000, mit unter geschmackvolle Häuser. Wir finden hier eine gute Bibliothek. Der Hafen ist befestigt. Die Inseln genießen einer reinen, gesunden Luft. Der Boden auf mehrern Inseln ist so fruchtbar, daß man jährlich zweimal ärntet, im Juni und December. Die meisten Westindischen und unsere Europäischen Gewächse gedeihen hier vortrefflich. 5462 Weiße, und 4920 Neger machen die Summe der Bevölkerung aus. Die Hauptbeschäftigungen der Einwohner bestehn in Schiff-, Flachs-, Hanf- und Tabacksbau, in Fischerei, vorzüglich in Wallfischfang, und in Weberei; besonders verfertigt man viel Segeltuch. Alles, was von Nordamerika nach Westindien, und von hier dahin segelt, legt bei den Bermuden an, um Erfrischungen einzunehmen. Die Inseln gehören den Engländern, und haben einen Statthalter. — Man rechnet die Zahl der Weißen auf den Englischen Antillen, Lucayen und Bermuden auf hunderttausend Köpfe, und die der Neger auf viermal so viel. Großbritannien bekommt von diesen Besitzungen jährlich für 2,770622 Pfd. Sterl. an Producten, und führt dahin für 1,152868 Pfd. Sterl.

Stützen ruhe, welche die Angekoks bisweilen ausbesserten. Die Gestirne sind Grönländer oder Thiere gewesen. Sternschnuppen sind Seelen, die zum Besuch aus dem Himmel in die Hölle reisen. Das Nordlicht ist eine Gesellschaft von Seelen, die Ball spielen und tanzen. Sonne und Mond waren Geschwister, und fuhren bei einem Zanke in die Höhe. Dieser, der Bruder, läuft immer hinter jener, der Schwester, her, um sie zu haschen. Ist er hungrig, so fängt er Seehunde, und ißt sich satt. So stellen sie sich die Veränderung des Mondes vor. Wenn es donnert, schlagen sich zwei alte Weiber in der Luft um ein Seehundsfell, ihr Haus fällt ein, die Lampen zerbrechen, und das Feuer fliegt in die Luft. — Ihre vornehmsten Krankheiten sind Ausschlag und Scorbut. Gegen Augenweh schützen sie sich durch Schneeaugen. Der Todte wird in seinen Staatskleidern mit zurückgebogenen Füßen durchs Fenster aus dem Hause geschoben, und von seinem nächsten Verwandten in eine Gruft getragen, die mit Rasen und Steinen gedeckt und erhöht wird, und woneben man des Verstorbenen Boot, Waffen und Werkzeuge hinlegt. Die Frau folgt der Leiche mit einem brennenden Spane. Nach der Beerdigung wird in dem Trauerhause erst eine Leichenrede gehalten, dann geweint und endlich geschmaust. Der älteste Sohn erbt des Vaters Vermögen, muß aber die Wittwe und seine Geschwister ernähren. Ist kein majorenner Sohn da, so erbt, unter gleicher Bedingung, der nächste Verwandte, ohne daß die herangewachsenen Kinder in der Folge ihr Erbe fordern dürfen, außer wenn der Besitzer schon Vermögen hat, oder stirbt. — Die ganze Nation ist frei und keinem Landesherrn unterworfen. Jeder Vater ist das Haupt und Regent seiner Familie. Die Angelegenheiten der ganzen Nation werden bei Festen und in Versammlungen abgemacht. Streitigkeiten legt man, ohne weitere Umstände, sogleich bei.

Ab-

Abgaben sind unbekannt; denn sie haben keinen Oberherrn. Jeder baut sich an, fischt und jagt wo er will, und nimmt, wo er etwas findet; denn Land und Wasser ist allen gemein.

Wir verlassen nunmehr Grönland, und fahren südlich nach

den Bermudischen oder Sommer-Inseln,

deren Anzahl 400 beträgt; aber die meisten sind bloße Klippen. Die vornehmste und größte ist St. Georg. Sie dehnt sich 16 Meilen in die Länge, aber noch keine Meile in die Breite aus, und ist mit Felsen umgeben. Die nach ihr benannte Hauptstadt zählt beinahe 1000, mit unter geschmackvolle Häuser. Wir finden hier eine gute Bibliothek. Der Hafen ist befestigt. Die Inseln genießen einer reinen, gesunden Luft. Der Boden auf mehrern Inseln ist so fruchtbar, daß man jährlich zweimal ärntet, im Juni und December. Die meisten Westindischen und unsere Europäischen Gewächse gedeihen hier vortrefflich. 5462 Weiße, und 4920 Neger machen die Summe der Bevölkerung aus. Die Hauptbeschäftigungen der Einwohner bestehn in Schiff-, Flachs-, Hanf- und Tabacksbau, in Fischerei, vorzüglich in Wallfischfang, und in Weberei; besonders verfertigt man viel Segeltuch. Alles, was von Nordamerika nach Westindien, und von hier dahin segelt, legt bei den Bermuden an, um Erfrischungen einzunehmen. Die Inseln gehören den Engländern, und haben einen Statthalter. — Man rechnet die Zahl der Weißen auf den Englischen Antillen, Lucayen und Bermuden auf hunderttausend Köpfe, und die der Neger auf viermal so viel. Großbritannien bekommt von diesen Besitzungen jährlich für 2,770622 Pfd. Sterl. an Producten, und führt dahin für 1,152868 Pfd. Sterl.

So hätten wir denn unsre Reise durch Amerika vollendet. Da das Klima der Bermuden so schön ist, so bleiben wir so lange hier, bis uns ein günstiger Wind nach einer andern Gegend führet, und übersehen kürzlich noch einmal das Ganze.

Übersicht.

Wenn wir gleich noch nicht im Stande sind, die Größe Amerikas genau anzugeben; so wissen wir doch, daß dieser Erdtheil, wo nicht der größte, doch einer der größten ist. Seine weiteste Ausdehnung in die Breite ist tief im Norden, wo er vom 210ten bis 360sten Grade reicht; aber unter dem 50sten Grad Breite hat Nordamerika nur 80, und Südamerika unter dem 50sten Grad Breite nur 50 Längengrade. Von Süden gegen Norden erstreckt er sich vom 56sten Grade südlicher bis über den 79sten Grad nördlicher Breite. Die Oberfläche enthält über 600000 Quadratmeilen. Amerika liegt, wenn wir den südlichen kalten Erdstrich ausnehmen, unter allen Zonen, und besteht aus zwei großen Halbinseln, die in der nördlichen heißen Zone durch eine lange, aber verschiedentlich breite Erdenge zusammenhängen. Daher ist die Eintheilung in Nord- und Südamerika entstanden, deren Beibehaltung nicht nothwendig ist. Amerika ist vielleicht ganz vom Meere umgeben. Nördlich ist man zu Lande nur an zwei Stellen bis ans Wasser gekommen, und glaubt, daß es zum nördlichen Ocean gehöre. Cooks- oder Berings-Straße, nebst der Südsee oder dem stillen Meere, oder dem großen Ocean, trennt Amerika von Asien; das Atlantische Meer aber von Europa und Afrika.

Die Lage dieses Erdtheils bringt alle Gattungen von Lufttemperatur und Witterung hervor. Es giebt hier Gegenden, wo die Kälte, und andere, wo die Hitze den höchsten Grad erreicht, und wieder andere, deren Klima Frühlings-Wärme mit Herbst-Milde verbindet. Jetzt ist die Kälte der neuen Welt unter gleichen Breitegraden größer, als in der alten. Aber in der Folge kann sich das Clima in vielen Gegenden sehr ändern. In Deutschland war es auch vor tausend Jahren ganz anders, als jetzt.

Amerika hat die höchsten Berge der Erde. Das Hauptgebirge, das von der südlichen Spitze anfängt, sich der Länge nach durch den ganzen Erdtheil, um den Kalifornischen Meerbusen herum, und längs der Nordwestküste fortzieht, und im Süden und Norden seine Zweige östlich ausbreitet, heißt in Südamerika Cordillera de los Andes. — Amerika hat auch die größten Flüsse: im Norden den Lorenz, Missisippi und Ohio; im Süden den Plata, Maranjon und Orinoko; und die größten Seen in Canada.

Es ist reich an den mannigfaltigsten Erzeugnissen, wovon ihm verschiedene eigen sind, als Taback, Kartoffeln, Mais, Vanille, Cacao, Cochenille und mehrere schöne und nützliche Baum- und Holzarten. Einige dieser Gewächse, besonders die drei ersten, sind schon in andere Erdtheile verpflanzt. Dagegen verdankt Amerika den Europäern viele Arten von Feld- und Gartengewächsen, die schätzbarsten Producte südlicher Gegenden, vornemlich den Kaffee, und alles zahme Europäische Vieh. — Die eigenen Thierarten, wovon Amerika mehr besitzt, als einer der übrigen Erdtheile, sind kleiner, schwächer, und zaghafter, als die von gleicher Art in der alten Welt. Zu diesen eigenen Thieren gehören der Bison, der Tapir, der Jaguar, der Wolferene, das Faulthier, Lama, Vicunna, Armadill, der Kondor, Colibri, und der Alligator oder

Kaiman. — Mehrere Landstriche, vornemlich die wärmern, liefern schätzbare Mineralien, vorzüglich Gold, Silber und Edelsteine, und die nördlichen Kupfer. Die Tiefen des Meeres enthalten Perlenbänke, und die Gewässer geben zu den einträglichsten Fischereien die beste Gelegenheit.

Manufakturen und Fabriken sind noch sehr selten, und werden von den Europäern geflissentlich gehindert, um ihre eigene Waaren vortheilhafter absetzen zu können. Amerika kann also unsere Fabrikate nicht entbehren, denn es hat sich so daran gewöhnt, wie wir an seine Producte. Daraus entsteht ein wichtiger, lebhafter Handel, der jedoch nur zwischen den Europäischen Mutterstaaten, und den ihnen unterworfenen Colonien getrieben wird. Von allem dem macht aber der Nordamerikanische Freistaat eine Ausnahme. — In Wissenschaften und Künsten steht Amerika unserm Welttheile weit nach. Die Zahl der Einwohner ist nicht völlig bekannt. Man schätzt sie über 150 Millionen.

Die Ureinwohner, welche man Indianer nennt, theilen sich in viele Völkerschaften und Stämme, reden ganz verschiedene Sprachen, haben sich theils mit den Europäern vermischt, theils unter ihnen niedergelassen, größtentheils aber von ihnen entfernt, und behaupten ihre Freiheit. Ihre Anzahl hat sich sehr vermindert. Sie sind, die nördlichsten ausgenommen, mehrentheils von hohem, verhältnißmäßigen Wuchse, von starkem Gliederbau, haben wenig Bart, langes, schwarzes Haar, hervorstehende Backenknochen, und ihre Farbe geht ins Kupferrothe über. Von Natur zeigen sie Herzensgüte und Schamhaftigkeit; argwöhnisch und grausam sind sie durch die Europäer geworden. Fast alle charakterisirt ein stolzes Freiheits-Gefühl und hoher Kriegesmuth, welche auf ihre Lebensart, auf ihr Hauswesen, auf ihre Erziehung und Regierung,

auf ihre Geschäfte und Gebräuche den sichtbarsten Einfluß haben. Einige beschäftigen sich mit dem Ackerbau und der Viehzucht, andre mit der Jagd und dem Fischfange. Viele wohnen in Städten und Dörfern, die meisten aber sind Nomaden. Ihre Wohnungen sind leichte Hütten und Zelte. Ihre Kleidung richtet sich nach der Beschaffenheit des Klimas, besteht in Pelz oder in Baumwolle, und viele gehen nackt. In den warmen Ländern giebt das Pflanzenreich Nahrung im Überflusse, in andern das Thierreich. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile, Lanzen, Keulen, Schleudern; verschiedene wissen auch mit dem Feuergewehre umzugehen, das sie von Europäern eintauschen. Mehrere Nationen stehen unter selbstgewählten Oberhäuptern, deren Macht nicht von Bedeutung ist; bei andern findet man keine Spur von Regierung. In Geisteskräften zeichnen sich einige Völkerschaften sehr aus; verschiedene verrathen in ihren Handarbeiten großen Kunsttrieb; aber andere zeigen Trägheit und Dummheit. Fast überall muß das Weib alle Lasten allein tragen, und die Verheirathung ist oft nichts anders als ein Verkauf. Das Band der Ehe ist lose, und die Erziehung zweckt nur auf Erlernung der Geschicklichkeiten ab, die man im Leben gebraucht. Daher besteht der ganze Unterricht in körperlichen und Jagd-Übungen. Sie erkennen mehrere Gottheiten, gute und böse; und haben Priester, die zugleich Zauberer und Ärzte sind. Viele glauben eine Fortdauer nach dem Tode, aber bei manchen Völkern findet man keine Spur von Religion.

Die Europäer haben sich größtentheils in Amerika getheilt. Die Spanier, Portugiesen, Engländer, Franzosen, Niederländer, Russen, Dänen und Schweden besitzen mehr oder weniger Landesstriche. In ihren Besitzungen finden wir Europäische Lebensart, Sitten, Kenntnisse,

Geschicklichkeiten und Religionen. Sie haben die Neger eingeführt, um ihre liegenden Gründe bearbeiten zu lassen. Aus Europäischen Ansiedelungen ist der Nordamerikanische Freistaat entstanden. Viel hat Europa der neuen Welt zu verdanken; aber diese verdankt auch den Europäern, neben manchem Übel, viel Gutes.

